

Mary Elizabeth Braddon



Der Kapitän des Vultur

Der
Capitän des Vultur.

Roman aus dem vorigen Jahrhundert

VON
M. E. Braddon

~~~~~  
Frei nach dem Englischen  
~~~~~



Berlin 1872.
Druck und Verlag von Otto Jahnke.

Inhaltsverzeichnis

[Der Capitän des Vultur.](#)

[Erstes Capitel.](#)

[Zweites Capitel.](#)

[Drittes Capitel.](#)

[Viertes Capitel.](#)

[Fünftes Capitel.](#)

[Sechstes Capitel.](#)

[Siebentes Capitel.](#)

[Achtes Capitel.](#)

[Neuntes Capitel.](#)

[Zehntes Capitel.](#)

[Elftes Capitel.](#)

[Zwölftes Capitel.](#)

[Dreizehntes Capitel.](#)

[Vierzehntes Capitel.](#)

[Fünfzehntes Capitel.](#)

[Sechzehntes Capitel.](#)

[Siebzehntes Capitel.](#)

[Achtzehntes Capitel.](#)

[Neunzehntes Capitel.](#)

[Zwanzigstes Capitel.](#)

[Einundzwanzigstes Capitel.](#)

[Zweiundzwanzigstes Capitel.](#)

[Dreiundzwanzigstes Capitel.](#)

[Vierundzwanzigstes Capitel.](#)

[Fünfundzwanzigstes Capitel.](#)

Erstes Capitel.

Der Weg nach Marley Water.

»Ist heute Abend Niemand mit der Postkutsche gekommen?« fragte der Grobschmied von Compton auf dem Moor den Wirth des Schwarzen Bären, des ersten und größten Gasthauses in diesem Kirchspiel.

»Niemand als Capitän Duke.«

»Was? Der Capitän ist also wahrscheinlich in London gewesen?«

»Er war über drei Wochen dort,« erwiderte der Wirth, der etwas scheuer Natur und nicht besonders gesprächig war.

»Ah! hm!« sagte der Grobschmied, »drei Wochen und länger in London, drei Wochen von seiner schönen, jungen Frau entfernt; drei Wochen mit Spielen und Prahlen und Fechten und Prügeln der Nachtwächter und mit Tanzen und Schmausen zugebracht; drei Wochen um des Königs Geld durchzubringen, drei Wochen —«

»Um zum Teufel zu gehen; drei Wochen um zum Teufel zu gehen!« sagte eine Stimme hinter ihm; »warum sagt Ihr es nicht geradezu heraus, John Homerton?«

»Ich will verdammt sein, wenn dies nicht Mr. Darrell Markham ist!«

»Er selbst und Niemand anderes!« sagte der Sprecher, ein hochgewachsener Mann in einem Reitrock, hohen Stiefeln und einem dreieckigen Hut, den er tief in's Gesicht gedrückt hatte; »aber behaltet es für Euch, Homerton. Niemand in Compton weiß, daß ich hier bin; es ist nur ein fliegender Geschäftsbesuch und in ein paar Stunden bin ich wieder fort. Was war es, das Ihr über Capitän George Duke von Sr. Majestät Schiff Vultur sagen wolltet?«

»Ich wollte nur sagen, Master Darrell, daß ich, wenn ich eine so hübsche Frau hätte sie wie Mr. Duke und nur zwei Monate von zwölf bei ihr sein könnte, nicht die Hälfte dieser zwei Monate in London verliedern würde. Ich glaube, Eure Cousine mit ihrem hübschen Gesicht hatte eine bessere Partie machen können, Mr. Darrell Markham.«

»Ich glaube es auch, John Homerton,« sagte der junge Mann traurig; »ich glaube es auch.«

Die drei Männer standen während dieses kurzen Zwiegesprächs vor der Thür des Wirthshauses. Der Grobschmied hatte den Zügel seines kräftigen, kleinen, weißen Pony in der Hand, bereit zum Aufsitzen, um nach seiner Schmiede am andern Ende der langgedehnten Landstadt weiter zu reiten. Darrell Markham wandte sich von den Beiden ab und trat einige Schritte auf die vorüberführende staubige Landstraße hinaus, wo er gedankenvoll auf einen schmalen, gewundenen Pfad blickte, der sich meilenweit über das nackte, dunkle Moorland hinzog. Der Schwarze Bär stand nämlich am Eingang der Stadt und am Saume des offenen Landes.

»Wir werden eine dunkle Nacht bekommen,« sagte Markham, zu seinen Gefährten zurückkehrend, »und ich werde keinen sehr angenehmen Ritt nach Marley Water haben.

»Sie morden doch diesen Abend nicht weiter wollen, Sir ?« sagte der Wirth.

»Ich sage Euch, ich muß noch diesen Abend meinen Weg fortsetzen, Samuel Pecker. Schlechtes oder gutes Wetter, ich muß diese Nacht in Marley Water schlafen.«

»Sie waren stets so verwegen, Mr. Darrell,« sagte der Grobschmied voll Bewunderung.

»Zu einem einsamen Ritt über das Moor von Compton bedarf es gerade keines großen Muthes, John Homerton. Ich habe ein paar Pistolen, die niemals versagt haben, ein rasches, kräftiges Pferd und weiß recht gut, wie ich für meine Börse Sorge tragen soll. Ich habe es schon früher mit Straßenräubern zu thun gehabt und bin mit ihnen fertig geworden. Was aber mehr ist als Alles, ich *muß* es thun.«

»Ihr müßt also diesen Abend in Marley Water sein, Mr. Markham ?«

»Ich muß diese Nacht im Goldenen Löwen zu Marley Water schlafen, Mr. Pecker,« antwortete der junge Mann.

»Wirth, zeigt mir den Weg von hier nach Marley Water,« sagte ein Fremder.

Die drei Männer sahen empor. Ein Mann zu Pferde, der vor der Thüre angehalten hatte, schaute mit scharfem, forschenden Blick auf die kleine Gruppe herab. Er war so leise herangeritten, daß sie den Hufschlag seines Pferdes nicht gehört hatten. Wie lange er schon da war und woher er gekommen, konnte Keiner von den Dreien errathen; aber da war er, den letzten gelben Strahl der untergehenden Herbstsonne voll auf seinem Gesicht.

Dieses Gesicht war ein sehr hübsches. Regelmäßige Züge, eine frische Farbe der leicht von der Sonne gebräunten Wangen, braune Augen mit dunkeln, scharfgezeichneten Brauen und braunes, lockiges Haar. Der Reiter war von mittlerer Größe, kräftig gebaut und wohlproportionirt, ein Modell männlicher, englischer Schönheit. Das Pferd war gleich seinem Herrn von breiter Brust und starkem Bau.

»Ich wünsche den nächsten Weg nach Marley Water zu erfahren,« sagte er nochmals, denn es hatte etwas so Plötzliches in seiner Erscheinung gelegen, daß keiner der drei Männer seine erste Frage beantwortet hatte.

Der Wirth, Mr. Samuel Pecker, war der Erste, der sich von seiner Ueberraschung erholte.

»Jener Weg dort über das Moor wird Euch gerade wie ein Pfeil nach Marley Water bringen, Capitän,« antwortete der Wirth höflich, aber in einem etwas sonderbaren Tone.

Der Reiter nickte.

»Dank Euch, und gute Nacht!« sagte er und trabte auf dem Moorlandpfade davon.

»Capitän! Wer ist er denn?« fragte Darrell Markham, sobald der Fremde sich entfernt hatte.

»Der Mann Eurer Cousine Sir — Capitän George Duke.«

»So, das ist George Duke?« Er sprach doch wie ein Fremder.«

»Das ist seine Art soll, antwortete der Wirth, »heute mit Euch Brüderschaft trinken und Euch morgen wie einen Fremden behandeln. Man weiß nie recht, wie man mit ihm daran ist; jedenfalls ist er ein lustiger Cuman, obschon ich mir nicht denken kann, was er diesen Abend in Marley Water zu schaffen hat, nachdem er noch keine zwei Stunden von London zurück ist.«

»Er ist ein sehr hübscher Mensch,« sagte Darrell Markham, »und ich wundere mich nicht darüber, daß Millicent Markham sich in ihn verliebt hat.«

»Es giebt Leute, welche behaupten, Miß Millicent habe sich in einen Andern verliebt gehabt, ehe sie den Capitän sah,« sagte der Wirth.

»Dann sollten sie etwas Besseres zu thun wissen, als von den Liebesangelegenheiten junger Damen zu sprechen,« antwortete Markham ernst. »Ich will Euch etwas sagen, Samuel Pecker, wenn ich mich nicht sogleich auf den Weg mache, so werde ich Marley Water diesen Abend nicht mehr finden. In einer Stunde wird es pechschwarz sein. Sagt ihnen, sie sollen Balmerino bringen.«

»Müßt Ihr diesen Abend wirklich gehen, Mr. Markham?«

»Ich sage Euch, ich muß gehen, Samuel. Sagt dem Stallknecht, er solle das Pferd herausführen. Ich werde die Hälfte des Wegs zurückgelegt haben, ehe es finster wird, wenn ich sogleich aufbreche.«

»Gute Nacht denn, Sir,« sagte der Grobschmied; »ich wünschte nur, Ihr bleibt in Compton. Der Ort ist jetzt langweilig genug, seit der alte Squire todt und die Halle geschlossen ist, während der junge Squire, wie die Leute sagen, sich in London ruinirt und auch Ihr fort seid. Compton ist nicht mehr, was es war, als Ihr ein Knabe wart und Euer Onkel, der Squire Weihnachten in der Halle hielt; das waren Zeiten und jetzt —«

»Leider müssen wir Alle alt werden, John Homerton,« antwortete Darrell mit einem Seufzer.

»Aber es ist hart, mit achtundzwanzig Jahren von Altwerden zu sprechen,« sagte der Grobschmied. »Gute Nacht, Mr. Darrell, und entschuldigt meine Freiheit Gott segne Euch!«

Darrell Markham hielt als Antwort auf diesen warmen Segenswunsch seine Hand hin. Der gute Mann ergriff sie mit einer muskulösen Herzlichkeit, murmelte einen andern Segen, bestieg seinen Pony und trabte langsam davon.

In diesem Augenblicke ließ sich eine weibliche Stimme im Innern des Wirthshauses vernehmen:

»Wo ist er, wo ist mein thörichter Knabe? Er darf diesen Abend nicht mehr fortgehen, um sich

auf des Königs Heerstraße den Hals abschneiden, oder das Gehirn zerschmettern zu lassen,« und mit diesen Worten trat eine gewichtige Frau von einigen fünfzig Sommern aus der Thüre des Hauses hervor und schlang zwei rothe, fette Arme um Darrell Markhams Hals. »Ihr werdet doch diesen Abend nicht fortgehen, Mr. Darrell? O, ich hörte Pecker Euch bitten, dazubleiben, aber in seiner schläfrigen, einfältigen Weise. Es ist ein Unterschied im Bitten. O, ich habe keine Geduld mit ihm; als ob Ihr da bleibt, um Enten zu färben.«

Diese dunkle Anspielung war ein Spott auf Mr. Samuel Pecker, dessen blödes, unterwürfiges Wesen ihm die Verachtung seiner pompösen und energischen Eehälfte zuzog.

Was den Herrn und Gebieter vom Schwarzen Bären betraf, so muß hier erwähnt werden, daß es keinen solchen gab. Es gab Aufwärter und Aufwärterinnen, es gab Küchenmägde und Stallknechte, aber keinen Herrn, keinen Wirth. Denn dieses Individuum verlor sich so ganz im Glanze seiner gewaltigen Gebieterin, daß es besser gewesen wäre, wenn er gar nicht existirt hätte, denn was von ihm da war, stand immer im Wege. Wenn er einen Befehl gab, so war es gewöhnlich ein verkehrter und unausführbarer, wenn er aber unglücklicher Weise von einem mit der Gewohnheit des Hauses nicht vertrauten Dienstboten dennoch ausgeführt wurde, so kam die ganze Maschinerie des Schwarzen Bären auf einen Tag in Unordnung. Empfing er einen Reisendem so gab er ihm gewöhnlich einen so traurigen Eindruck vom Leben überhaupt und vom Leben in Compton insbesondere, daß neun Mal unter zehn Mal der entmuthigte Wanderer sich wieder entfernte, sobald sein Pferd ein Maul voll Heu und einen Trunk Wasser aus dem großen Troge unter dem Eichbaum vor dem Hause erhalten hatte. Es gab nirgends so viele Räuber als auf den Straßen, von denen Samuel Pecker sprach, es gab niemals solche Stürme, als wenn er vom Wetter redete, niemals so schlechte Ernten, als wenn er sich über die Landwirthschaft ausließ.

Einige Leute sagten, er sei von Natur schwermüthig und es verursache ihm Schmerzen zu lächeln. Andere dagegen behaupteten, er sei ein weit lebhafterer Mann vor seiner Verheirathung gewesen, die Last seines Glückes sei zu viel für ihn und die Wonne, mit einem so großartigen Geschöpf wie Mrs. Samuel Pecker vereinigt zu sein, habe seine Gesundheit und seine Geisteskräfte untergraben. Gewiß ist, daß er nicht nur sehr verzagt und kleinmüthig, sondern auch vollkommen unfähig war, den Hohn abzuwehren, den seine lebenswürdige, aber riesenhafte Eehälfte täglich auf sein Haupt häufte.

Der Fremde, welcher zum ersten Male Zeuge des häuslichen Glückes im Schwarzen Bären war, konnte auf den Gedanken kommen, daß Samuel Pecker dort nur ein geduldeter Eindringling, und nur dem Namen nach durch die Gnade seiner Frau Eigenthümer des Gasthauses sei. Aber es war nicht so; die erhabene Linie Pecker hatte seit undenklichen Zeiten im Schwarzen Bären regiert. Der verstorbene Samuel Pecker, der Vater von Samuel, dem Gatten von Sarah, war ein stattlicher, sechs Fuß hoher Mann, und seinem milden, schwachen Sohn so unähnlich gewesen, wie es nur zwei Menschen sein können. Von diesem Vater hatte Samuel den großen, gut eingerichteten Gasthof geerbt, sich aber nicht lange im Besitz der Herrschaft erhalten, denn sechs Monate nach seiner Thronbesteigung hatte er Sarah, Wittve von Thomas Masterson, eines Seemanns, und Haushälterin von Squire Ringwood Markham von der Halle zur Frau genommen und ihr das Regiment abgetreten.

So kam es, daß Sarah Peckers fette Arme in diesem Augenblicke Markham Darrells Hals

umschlangen. Sie hatte Darrell von Kindheit an gekannt und keine Mutter hatte jemals ihren Erstgeborenen mehr geliebt, als Sarah Pecker den blondgelockten Knaben liebte, der in ihren Augen mit achtundzwanzig Jahren noch immer ein Knabe war. Sie hielt ihn für das Muster edler Männlichkeit und war fest überzeugt, daß es in ganz England keinen hübscheren, gescheidteren, muthigeren und edelmüthigeren jungen Mann gebe, als Darrell Markham.

»Ihr werdet diesen Abend nicht weiter gehen, Master Darrell,« sagte sie. »Es soll nicht gesagt werden, daß Ihr den Schwarzen Bären verließ, um auf dem Moore von Compton ermordet zu werden. Jenny richtet in diesem Augenblick einen Kapaun für Euch her und Ihr sollt eine Flasche von Eures armen Onkels eigenem Burgunder haben, den Pecker bei der Versteigerung in der Halle erstanden hat!«

»Es nutzt nichts, Mrs. Pecker; ich sage Euch, ich kann nicht bleiben. Ich weiß, wie gut Jenny einen Kapaun braten kann und ich weiß auch, wie bequem Ihr es Euren Gästen zu machen versteht, und ich wollte mir nichts Besseres wünschen als zu bleiben, aber ich darf nicht. Ich muß mit der Kutsche, die morgen früh um fünf Uhr von Marley Water nach York geht, weiter reisen. Ich hatte überhaupt kein Recht, nach Compton zu kommen, aber ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, Euch, Mrs. Sarah, in der Erinnerung an die alten Zeiten die Hand zu schütteln und mich nach Lucas Jordan dem Doktor, und Selgood dem Advokaten und einigen andern von meinen früheren Bekannten zu erkundigen und — und —«

»Und nach Miß Millicents He, Master Darrell? London ist eine so große Stadt und um all, die schön bemalten Madams, die in ihren Reifröcken, in ihren französischen Kleidern und regenbogenfarbigen Hüten dort herumfliegen, habt Ihr doch nicht ganz Miß Millicent vergessen, nicht wahr, Darrell Markham?«

Sie hatte ihn auf ihren breiten Knien gewartet, als er noch ein kleines Kind war, und sie nannte ihn zuweilen ganz kurz Darrell Markham.

»Vor einem Jahre war in der Kirche von Compton eine lustige Hochzeit,« fuhr sie fort, »und Alles war sehr großartig und hübsch, und die Braut sah sehr reizend aus; aber etwas war nicht recht und das war der Bräutigam.«

»Wenn Ihr nicht wünscht, daß ich mich verspäte, oder daß mir irgend ein tapferer Straßenritter auf dem Moore von Compton die Hirnschale einschlägt, so würdet Ihr besser daran thun, wenn Ihr mich fortließet, Mistreß Pecker. Mistreß Pecker! O, die guten alten Tage, die guten alten Tages wo ich Euch Mistreß Sally Masterson in der Halle zu nennen pflegte!«

Er wendete sich mit einem Seufzer von ihr ab und begann ein trauriges, altenglisches Lied zu pfeifen, während er gedankenvoll hinaus in die weite, düstere Moorfläche blickte.

Der Stallknecht brachte das Pferd an die Thüre des Wirthshauses — ein kräftiges, feuriges Thier von brauner Farbe, das nur an der Seite des Kopfes einen ganz schmalen, weißen Streif hatte.

Der junge Mann schlang den Arm liebkosend um den Hals des Pferdes und, seinen Kopf niederziehend, blickte er es an, wie er einen Freund angeblickt haben würde, von dessen Liebe und Treue in einer falschen und grausamen Welt er wenigstens überzeugt wäre.

»Braver Balmerino, guter Balmerino,« sagte er, »Du hast mich diese Nacht vierundzwanzig Meilen über ein raues Land zu tragen; Du hast mich in einer Sendung zu tragen, die vielleicht ein schlimmes Ende nehmen wird; Du hast mich von vielen bitteren Erinnerungen wegzutragen; aber Du wirft es thun, nicht wahr, Balmerino, alter Junge?«

Das Pferd drückte seinen Kopf an die Schultern des jungen Mannes und schnüffelte an den Ärmeln seines Rocks.

»Braver Junge, das heißt Ja,« sagte Markham, während er in den Sattel sprang. »Gute Nacht, alte Freunde, lebet Alle wohl.«

Er winkte mit der Hand und ritt langsam nach dem Moorlandpfad; aber noch ehe er die Landstraße überschritten hatte, eilte ihm der sonst so phlegmatische Samuel Pecker nach.

»Mr. Darrell Markham,« sagte er, »geht diesen Abend nicht nach Marley Water, geht nicht! Fragt mich nicht, warum, Sir, ich kann Euch nicht sagen, warum, denn ich weiß es selbst nicht; aber geht nicht! Ich habe eines von jenen Gefühlen, die so deutlich wie Worte sprechen: Thut es nicht!«

»Was, eine Vorahnung, Pecker?«

»Ich glaube, das ist das rechte Wort dafür. Geht nicht, Sir!«

»Samuel Pecker, ich muß,« antwortete Darrell. »Wenn ich wüßte, daß ich in meinen Tod ginge, so würde ich gehen.«

Er schüttelte den Zügel aus dem Halse seines Pferdes und das Thier eilte so rasch davon, daß, ehe sich Samuel Pecker besinnen konnte, Darrell Markham in eine Wolke von Staub gehüllt, bereits über das Moorland dahinflog.

Mrs. Pecker stand unter dem weiten, gewölbten Portale des Schwarzen Bären, dem davoneilenden Reiter nachblickend.

»Armer Master Darrell!« rief sie mit einem Seufzer; »braver, edelmüthiger Master Darrell! Um Miß Millicent wegen wünschte ich nur, daß Capitän George Duke ihm ein wenig ähnlich wäre.«

»Aber angenommen, Capitän George Duke wünscht nichts der Art, wie dann, Mrs. Pecker ?«

Die Person, die auf diese Weise das Selbstgespräch der Mrs. Pecker beantwortete, war ein Mann von mittlerer Größe in einem Seemannsrock und einem dreieckigen Hut, ein Mann, der ebenso leise an die Thüre des Wirthshauses gekommen war, wie vor einer halben Stunde der Reiter.

Zum ersten Mal seit ihrer Herrschaft im Schwarzen Bären erbebt der gigantische Busen der Mrs. Pecker einer Person des stärkeren Geschlechts gegenüber.

Sie, dieses große Weib, stammelte fast, als sie sagte: »Ich bitte um Verzeihung, Capitän Duke,

ich war nur in Gedanken versunken.«

»Ja, Ihr habt nur laut gedacht, Mrs. Pecker. Ihr wünscht also, daß Capitän George Duke von Sr. Majestät Schiff Vultur ein eben solcher Taugenichts und Müßiggänger sein möchte wie Darrell Markham.«

»Ich will Euch sagen, was es ist, Capitän, Ihr seid Miß Millicents Ehemann und wenn — wenn Ihr ein junger Hund wäret und sie wäre Euch geneigt, so könnte ich um dieser lieben jungen Dame willen mich nicht dazu bringen, ein Wort gegen Euch zu sagen. Aber sprecht kein schlimmes Wort gegen Muster Darrell Markham, denn das ist eines der Dinge, die Sarah Pecker niemals ertragen wird, so lange sie eine Zunge im Munde und scharfe Nägel an ihren Fingerspitzen hat.«

Der Capitän brach in ein langes schallendes Gelächter aus, — ein Gelächter, das eine eigenthümliche silberne Musik in sich hatte. Es gab Leute in der Stadt Compton, im Seehafen Marley Water und an Bord der Fregatte Sr. Majestät, des Vultur, welche sagten, das Gelächter des Capitäns habe zu Zeiten etwas Grausames an sich und sei keineswegs angenehm zu hören. Aber welcher Mann in amtlicher Stellung ist jemals dem giftigen Hauch der Verleumdung entgangen, und warum sollte Capitän Duke hierin eine Ausnahme von seinen Mitmenschen machen?

»Ich verzeihe Euch, Mrs. Pecker,« sagte er, »ich verzeihe Euch. Es kann mir nichts daran gelegen sein, wenn die Leute Gutes von Darrell Markham sprechen. Der arme Teufel« ich bedaure ihn!«

Mit dieser freundlichen Bemerkung wandte der Capitän des Vultur der stattlichen Sarah den Rücken und schritt nach der offenen Thüre des Wirthshauses, durch die man den rosigen Widerschein des Kaminfeuers wahrnahm.

Auf der Schwelle begegnete er Samuel Pecker, der nach seiner feierlichen Beschwörung von Darrell Markham durch eine Seitenthüre, die durch den Hof führte, in das Haus zurückgekehrt war.

Wenn Capitän Duke von Sr. Majestät Flotte das schreckliche Aussehen gehabt hätte, das jemals ein Teufel, oder ein Gespenst angenommen, so hätte seine Erscheinung auf der Schwelle des Schwarzen Bären den sanften Samuel Pecker kaum mehr erschrecken können. Das Gesicht des armen Samuel wurde weiß und seine Kniee zitterten unter ihm, während er zurücktaumelte und mit seinen schwachen wasserblauen Augen den Flottenoffizier anstarrte.

»So seid Ihr also nicht gegangen, Capitän?« stotterte er.

»Ich bin nicht gegangen? Wohin bin ich nicht gegangen?«

»Ihr seid nicht nach Marley Water gegangen?«

»Nach Marley Water! Nein! Wer sagte, daß ich dahin gehen wollte?«

Der kleine Rest von männlichem Muth, der Mr. Samuel Pecker nach seiner Ueberraschung

noch geblieben war, wurde ihm durch den entschiedenen Ton des Capitäns vollends ausgetrieben und er murmelte schüchtern:

»Wer es sagte? O, Niemand besonders; nur — nur Ihr.«

Der Capitän ließ wieder sein eigenthümliches Gelächter vernehmen.

»Ich habe es gesagt? Ich habe es gesagt« Samuel? Wann?«

»Vor einer halben Stunde. Als Ihr mich nach dem Wege dahin gefragt habt.«

»Als ich Euch nach dem Wege von Marley Water gefragt habe! Ich kenne ihn ja so genau, wie das Verdeck meines eigenen Schiffs.

»Das ist mir auch aufgefallen« Capitän, als Ihr mit Eurem Pferde an dieser Thüre anhieltet und mich nach dem Wege fragtet. Ich muß sagen, daß es mir sonderbar vorkam.«

»Ich hielt mein Pferd an! Wann ?«

»Vor einer halben Stunde.«

»Samuel Pecker, ich bin heute noch auf keinem Pferde gewesen. Ich habe im Ganzen keine besondere Vorliebe für's Reiten; heute aber bin ich von meiner Reise ermüdet und ich komme gerade vom Theetisch meiner Frau her.«

»Und doch sagt Pfarrer Bendham, daß es keine Gespenster gebe!«

»Samuel Pecker, Ihr seid betrunken.«

»Ich habe heute noch keine Kanne Bier versucht, Capitän. Fragt Sarah.«

»Nein, das hat er nicht, Capitän,« antwortete Samuels Frau auf diese Berufung. »Ich habe dafür ein zu scharfes Auge auf ihn.«

»Was schwatzt denn der Narr für albernes Zeug, Mrs. Sally?« fragte der Capitän ärgerlich.

»Der Himmel sei uns gnädig! Ich weiß es nicht,« erwiderte Mrs. Pecker verächtlich.

»Er ist so voll von Einbildungen wie das älteste Weib in Cumberland. Er sieht immer Gespenster und Kobolde und Leichentücher und allerlei Schreckliches und macht sich dadurch untauglich für Geschäft und Buchführung. Er kann, wenn es finster ist, nicht am Kirchhof vorbeigehen, ohne daß nach seiner Erzählung ehrliche Leute, die ein christliches Begräbniß erhalten haben, aus ihrem Grabe kommen, um ihn anzublicken, als ob anständige Leute wegen eines Menschen wie *er*, ihr bequemes Grab verlassen möchten. Da wundere sich Jemand, wenn mir die Geduld ausgeht.«

Mrs. Pecker sprach gern von ihrem kleinen Geduldsvorrat in Bezug auf Samuel, ihren Mann, und da all' ihre Handlungen ihre Worte bestätigten, so fand sie allgemein Glauben.

»O, laß gut sein, Sarah, laßt es gut sein, Capitän Duke, und es geht mich nichts an,« sagte Samuel demüthig, »es waren unser Drei, die ihn gesehen haben, das ist Alles.«

»Drei von Euch, die wen gesehen haben?« fragte der Capitän.

»Drei von uns, die es gesehen haben?«

»Es? Was?«

»Das Gespenst oder den Mann, der vor einer halben Stunde an dieser Thüre anhielt und mich nach dem Wege von Marley Water fragte.«

»Und wie sah dieser Mann aus?« fragte der Capitän.

»Euch so ähnlich wie Euer Spiegelbild,« antwortete der Wirth. »Du brauchst mich nicht so verächtlich anzusehen, Sarah, das Gesicht, das mich jetzt anblickt, ist dasselbe, das mich vor einer halben Stunde angeblickt hat. Ich hätte es mir denken können, daß etwas Ungewöhnliches an ihm sein müsse, weil er so leise herankam,« murmelte Samuel gedankenvoll. »Fleisch und Blut schleichen sich nicht so unbemerkt an einen Menschen heran.«

Capitän Duke sah dem Sprecher scharf in's Gesicht, sah ihn mit seinen forschenden braunen Augen gedankenvoll und ernst an und dann brach er wieder in ein Gelächter aus, das lauter war als zuvor. So sehr schien ihn das erstaunte und erschrockene Gesicht des Wirths zu ergötzen, daß er noch immer lachte, als er durch den alten niedrigen Vorplatz schritt — lachte, als er die Thüre zu dem eichengetäfelten Zimmer öffnete, in welchem die Honoratioren des Orts zu sitzen pflegten — lachte, als er sich in den großen Armstuhl am Kamine warf — lachte, als er Samuel Pecker rief und vor Lachen kaum sein Lieblingsgetränk, den Rumpunsch bestellen konnte.

Das Zimmer war leer und als die Thür sich hinter dem Wirth schloß, zogen sich die Muskeln in dem Gesichte des Capitäns zusammen, während der fröhliche Ausdruck aus seinen braunen Augen verschwand und einem entschiedenen Trübsinn Platz machte.

Als der Punsch gebracht wurde, trank er drei Gläser nach einander; aber weder das große Holzfeuer, das in dem weiten Kamin brannte, noch das dampfende Getränk schien ihn zu erwärmen, denn er fröstelte, während er trank.

Er fröstelte, während er trank, und zog dann seinen Stuhl näher an den Kamin, stellte seine Füße auf die zwei eisernen Feuerböcke und blickte düster in die rothe knisternde Flamme.

»Mein Alp, mein Schatten, mein Fluch!« sagte er.

Es waren nur sechs Worte, aber sie drückten den Haß eines Lebens aus.

Darauf schien ihm plötzlich ein Gedanke zu kommen. Er sprang so schnell empor, daß er den schweren Eichenstuhl umwarf, und eilte aus dem Gemach.

Auf der andern Seite des Vorplatzes befand sich das gewöhnliche Wirthszimmer, wo die Leute aus dem Bürgerstande ihre Abende zubrachten. Es war gegenwärtig gedrängt voll und ein lauter

Lärm von Reden und Gelächter drang durch die offene Thüre.

In dieses Zimmer trat der Capitän, und den Hut von seinen braunen Locken, welche hinten mit einem Band zusammengebunden waren, abnehmend, verbeugte er sich vor der fröhlichen Versammlung.

Die Anwesenden waren in einem Augenblick auf ihren Füßen. Capitän George Duke von Sr. Majestät Schiff der Vultur war ein großer Mann zu Compton. Seine Heirath mit der einzigen Tochter des verstorbenen Squire hatte ihm in dem Orte, in dem er sonst ein Fremder war, eine gewisse Popularität verliehen.

»Es thut mir leid, Euch stören zu müssen, Gentlemen,« sagte er herablassend, »ist Pecker da?«

Pecker war da, aber so niedergeschlagen und schüchtern, daß er, als er sich bei Nennung seines Namens von seinem Stuhl erhob und vortrat, kaum ein Wort vorzubringen vermochte.

»Pecker, ich wünsche genau zu wissen, wie viel Uhr es ist,« sagte der Capitän. »Meine Uhr ist abgelaufen und Mistreß Duke, war durch das Lesen von Mr. Richardsons Romanen und durch die Wartung ihres Schooßhundes so ganz in Anspruch genommen, daß alle Uhren in meinem Hause stehen geblieben sind. Welches ist die genaue Zeit nach Eurer unfehlbaren großen Uhr an der Stiege, Samuel?«

Der Wirth fuhr mit feinen kleinen knochigen Händen durch sein lichtblondes Haar, wodurch er seinem Denkvermögen eine leichte Anregung zu geben schien, und entfernte sich dann schweigend, um den Befehl des Capitäns zu vollziehen. Ein Dutzend große kartoffelähnliche silberne und tombackene Uhren kamen in einem Augenblick zum Vorschein.

»Ich habe halb Acht.« — »Ich ein Viertel auf Neun.« — »Zwanzig Minuten, Capitän.« — George Duke hätte ein halbes Dutzend verschiedene Zeiten haben können, wenn er gewollt hättet aber er sagte in ruhigem Tone:

»Vielen Dank, Gentlemen; aber ich will meine Uhr nach der von Pecker richten, denn ich glaube, daß sie die Zeit besser einhält als die Kirchen-, die Markt- und die Gefängnißuhr.«

»Die Gefängnißuhr geht aber zuweilen am Montag früh um acht Uhr doch sehr richtig, nicht wahr, Capitän?« sagte ein kleiner Schuhmacher, der die Rolle des Witzbolds in der Gesellschaft spielte.

»Zuweilen nicht halb richtig genug, Mr. Tomkins,« antwortete der Capitän, seine Uhr aufziehend, während ein ernstes Lächeln um seinen hübschen Mund spielte. »Wenn Jeder gehängt würde, der es verdient, so würde mehr Platz für die ehrlichen Leute in der Welt sein, Mr. Tomkins. Nun, Samuel, welches ist die genaue Zeit!«

»Zehn Minuten auf Acht,« Capitän, und welch eine Nacht. Ich habe gerade aus dem Stiegenfenster geblickt und der Himmel ist so schwarz wie Dinte und der Erde so nahe, daß man denken könnte, er würde auf unsere Köpfe fallen und uns erdrücken, wenn ihn der Wind nicht hielte.

»Zehn Minuten auf Acht,« wiederholte der Capitän, seine Uhr einsteckend. Dann drehte er sich um und ging auf die Thüre zu, blieb aber hier stehen und sagte: »O, beiläufig gesagt, würdiger Samuel, um welche Zeit habt Ihr meinen Geist gesehen?«

Er lachte, während er diese Frage stellte, und sah die Gesellschaft mit einem boshaften, gegen den schüchternen Wirth gerichteten Wink an.

»Die Kirchenuhr schlug gerade Sieben, als der Mann zu Pferd in den Weg über das Moor einbog, Capitän. Aber fragen Sie mich nichts weiter, es ist von keiner Wichtigkeit, es geht mich nichts an, es geht Niemand etwas an — aber —« und er holte tief Athem — »*Aber ich habe es gesehen.*«

Die Kunden des Schwarzen Bären waren sonst nicht gewöhnt, den Bemerkungen des Wirths große Aufmerksamkeit zu schenken: aber diese drei letzten Worte schienen eine besondere Wirkung ans sie auszuüben und sie blickten mit erschrockenen Gesichtern von Samuel Pecker auf den Capitän und von dem Capitän wieder auf Samuel Pecker.

»Unser lustiger Wirth hat seinem alten Ale etwas zu stark zugesprochen und er muß sich in seinen klugen Kopf gesetzt haben, daß er meinen Geist gesehen, aus keinem bessern Grunde, als weil ein Reisender, der mir ein wenig ähnlich sieht, an seiner Thüre angehalten und ihn nach dem Wege von Marley Water gefragt hat. »Ich hoffe, daß guter Ale und gute Gesellschaft ihm den Kopf wieder zurecht setzen werden,« sagte George Duke. »Gute Nacht, Gentleman.«

Er verließ das Zimmer und kehrte nach dem eichengetäfelten Gemach zurück, wo er sich wieder in den Stuhl am Kamin warf und mit düsteren Blicken in das Feuer starrte. Er war ein so gänzlich verschiedenes Wesen von dem Manne, dessen fröhliche Stimme und leichtes Lachen sich so eben in dem gewöhnlichen Wirthszimmer hatte vernehmen lassen, daß es für Denjenigen, der ihn in der einen Phase gesehen, schwierig gewesen wäre, ihn in der andern wieder zu erkennen.

Er blieb indeß nicht lange allein, denn bald darauf trat Nathaniel Holloway, der Müller, ein und leistete dem Capitän bei seinem Punsch Gesellschaft, und nicht lange danach kamen auch Solgood, der Advokat, und Jordan, der Wundarzt, gewöhnlich Dr. Jordan genannt. Die vier Männer waren sich sehr befreundet und sie saßen rauchend, trinkend und von Politik sprechend bis Mitternacht beisammen, als Capitän George Duke von seinem Sitz aufstand.

»Zwölf Uhr vom Thurme der Kirche,« sagte er. »Gentlemen, ich habe eine hübsche junge Frau, die zu Hause auf mich wartet, und eine Viertelstunde zu gehen, bis ich nach Hause komme. Deshalb muß ich Euch jetzt gute Nacht sagen. Ihr werdet mit Eurem Punsch und Eurer Unterhaltung auch ohne mich fertig werden.«

Nathaniel Holloway sprang empor.

»Capitän Duke, Ihr werdet uns nicht so ohne weiteres verlassen,« rief er. »Ihr seid nicht auf dem Verdeck Eures Schiffs und Ihr dürft nicht in Allem Euren Willen haben. Was aber den schönen kleinen Admiral im Unterrocke zu Hause betrifft, so könnt Ihr leicht Euren Frieden mit ihm machen. Bleibt und trinkt Euren Punsch aus, Mann,« und der würdige Müller, auf den das Gelage des Abends nicht ganz ohne Wirkung geblieben war, ergriff in herzlicher Weise den

Capitän beim goldverbrämten Aermel und versuchte ihn zurückzuhalten.

George Duke aber schüttelte ihn leicht ab und trat, die Thüre öffnend, hinaus auf den Vorplatz gefolgt von dem Müller und den beiden andern Mitgliedern der kleinen Gesellschaft. Das Haus, das fünf Minuten zuvor so ruhig gewesen, war jetzt ganz Geschäftigkeit und Verwirrung. Da war zuerst die würdige Mistreß Sarah Pecker, welche abwechselnd jammerte und klagte und dann wieder mit der äußersten Höhe ihrer Stimme Verwünschungen und Scheltworte ausstieß. Dann war Samuel, ihr Gatte, da, blaß, erschrocken, nutzlos und überall im Wege stehend. Dazu waren der Stallknecht, die Köchin, zwei rosenwangige Zimmermädchen und der Aufwärter da und in der Mitte der Halle lag der Gegenstand von all diesem Lärm und dieser Aufregung, durch die Arme zweier Männer, eines Briefträgers und eines Farmarbeiters unterstützt, auf dem Boden ausgestreckt. Ja da lag still, bewegungslos und bewußtlos derselbe Darrell Markham, der fünf Stunden vorher in voller Gesundheit und Kraft von hier nach dem kleinen Seehafen von Marley Water aufgebrochen war, und an seiner Seite kniete Mrs. Sarah, ihn beschwörend, die Augen zu öffnen und zu sprechen.

»Wir haben ihn auf dem Weg gefunden,« sagte einer der Männer. »ich und Jim Bulder; wir waren auf dem Heimweg vom Marley-Markt, und wir stießen auf ihn in der Finsterniß. Es war so dunkel, daß wir nicht sehen konnten, ob es ein Mensch oder ein todttes Schaf war; aber mir hoben ihn auf und fühlten, daß er steif und kalt war. An seiner Brust und seinem linken Arm war etwas Feuchtes und ich merkte beim Anfühlen das es Blut war; und ich und Jim faßten ihn beim Kopf und bei den Füßen und trugen ihn geraden Wegs hierher.«

»Wer ist es? Was ist es?« fragte Capitän Duke, sich vordrängend.

»Der nächste Verwandte und theuerste Freund Eurer Frau, Capitän, Mist Millicents Cousin, Darrell Markham! Ermordet! Ermordet auf dem Moore zwischen hier und Marley Water.«

»Meine Viertelstunde von hier,« ergänzte der Farmarbeiter, der den Verwundeten aufgehoben hatte.

»Darrell Markham, der Cousin meiner Frau, Darrell Markham! Weshalb ist er hierher gekommen? Was hat er in Compton gethan?« fragte der Capitän argwöhnisch. Seine dunkelbraunen Augen blickten auf das stille Gesicht nieder, das von Essig und Wasser triefte, womit Mrs. Pecker die Schläfe des Verwundeten badete.

»Weshalb er hergekommen ist? Er ist hergekommen, um ermordet zu werden! Er ist hergekommen, damit ihm sein kostbares Leben auf dem Compton-Moor geraubt würde, das arme, liebe Lamm!« schluchzte Mrs. Pecker.

Während all, dieser Verwirrung war Lunas Jordan, der Wundarzt, ruhig an die Seite des Verwundeten geschlüpft, hatte den Arm desselben ergriffen und mit der Scheere, welche am Gürtel von Mrs. Pecker hing, den Rock vom Aufschlage bis zur Schulter bedächtigt ausgeschnitten.

»Eine Schüssel, Molly, und ein seidenes Tuch zum Verbinden,« sagte er ruhig.

Mehrere seidene Tücher wurden ihm von den Anwesenden überreicht, während das Mädchen

eine Schüssel brachte und sie mit zitternder Hand unter Darrells Arm hielt.

»Halte sie ruhig, mein Mädchen,« sagte der Arzt, während er eine Lancette hervorzog und in den kalten, steifen Arm stieß. Das Blut floß langsam und stoßweise aus der geöffneten Ader.

»Ist er todt, ist er todt, Mr. Jordan?« rief Sarah Pecker.

»Ebensowenig als ich es bin, ebensowenig als ich es bin, Mrs. Pecker,« sagte der Arzt, welcher seine Untersuchung vornahm, während die Umstehenden erschrocken und erwartungsvoll zusahen. »Der Gentleman hat das Unglück gehabt, eine Pistolenkugel durch den rechten Arm zu erhalten. Sie hat den Knochen über dem Ellbogen zersplittert, aber wir werden wohl im Stande sein, den Arm wieder in Ordnung zu bringen. Er ist in Folge von Blutverlust und der kalten Nachtluft ohnmächtig geworden. Er hat, ich glaube, einen schlimmen Fall von seinem Pferde gethan und auf dem Hinterkopfe hat er eine Hautwunde, die von den scharfen Kieselsteinen auf dem Wege herrührt, weiter ist es aber nichts.«

Nichts weiter! Dies schien den erschrockenen Leuten, welche noch vor wenigen Minuten Mr. Markham für todt gehalten, eine so geringfügige Sache, daß Mrs. Pecker, die sonst nicht zur Weichherzigkeit geneigt war, die Hand des Wundarztes ergriff und sie mit Thränen und Küssen bedeckte.

»So, das ist also Darrell Markham,« sagte der Capitän gedankenvoll zu sich. »Darrell, der Unwiderstehliche, Darrell, der Schöne, Darrell der Muthige, Darrell, der seine Cousine, Millicent, jetzt meine Frau, heirathen sollte. Hm, ein hübscher, junger Mann mit braunen Locken und einer geraden Nase! Keine Gefahr für sein Leben, wie Sie sagen, Doktor?« fragte er laut.

»Keine, wenn nicht Fieber dazu tritt, was der Himmel verhüten wolle!«

»Aber wenn es doch geschehen würde, wie dann?«

»Dann ist's freilich schlimm. Bei solchen erregbaren Temperamenten —«

»Er hat also ein erregbares Temperament?«

»Ein sehr erregbares. Unfälle wie dieser haben ohnedies leicht Fieber zur Folge. Mrs. Pecker, er muß sehr ruhig gehalten werden. Es darf Niemand zu ihm gelassen werden, dessen Anwesenheit ihn aufregen könnte.«

»Ich werde an seiner Thüre selbst Wache halten und ich möchte die Person sehen, die es wagen würde, ihn auch nur durch einen Athemzug zu stören,« sagte die würdige Matrone, ihren dünnen Gatten scharf anblickend.

Der Wirth zum Schwarzen Bären hielt sofort den Athem an, als ob er glaubte, daß er künftig ohne diese natürliche Verrichtung existiren müßte.

»Wir müssen den Patienten sogleich hinauf bringen,« sagte der Arzt. »Wir müssen ihn in Euer ruhigstes Zimmer und in Euer bequemstes Bett bringen, und wir dürfen dazu keine Zeit verlieren.«

Auf die Weisung des Arztes hoben drei Männer den Verwundeten behutsam auf und sie waren gerade im Begriff, ihn die Treppe hinaufzutragen, als er seine linke Hand an die Stirne führte und langsam die Augen öffnete.

Die drei Männer hielten an und Mrs. Pecker rief laut:

»O, die Freude, er ist nicht todt! Master Darrell, sprecht zu uns und sagt uns, daß Ihr nicht todt seid.«

Die blauen Augen blickten trübe auf die erschrockenen Gesichter, die sich ringsum sammelten.

»Er hat mich geschossen. Er hat mich des Briefs an den König und meiner Börse beraubt. Er hat mich in den Arm geschossen!«

»Wer hat Euch geschossen, Master Darrell?« rief Mrs. Pecker.

Der junge Mann sah sie mit leere Blicke an, offenbar nicht wissend, wo er sich befand und wer Diejenigen, die ihn umgaben, waren. Darauf wandte er seine blutunterlaufenen Augen von ihrem Gesichte ab und seine Blicke wanderten unter den übrigen Zuschauern umher: vom Wirth zum Stubenmädchen, vom Stubenmädchen zum Briefträger, vom Briefträger zum Arzt, vom Arzt zu Capitän George Duke von Sr. Majestät Schiff, der Vultur.

Die blauen Augen öffneten sich mit einem wilden Ausdruck so weit sie konnten.

»Das, das ist der Mann!«

»Welcher Mann, Master Darrell?«

»Der Mann, der mich geschossen hat«

»Ich habe mir's ja gedacht, daß er in ein Wundfieber verfallen würde. Er redet bereits irre,« sagte der Arzt mit leiser Stimme.

Capitän Duke schlug die Augen nieder und ein dunkler Schatten verbreitete sich über sein hübsches Gesicht.

»Ihr träumt, mein Lieber,« sagte Mrs. Pecker. »Welcher Mann und wo, wo ist er?«

Darrell Markham hob langsam seinen unverwundeten Arm auf und deutete auf das dunkle Gesicht des Capitäns.

»Dort!« sagte er, sich in dem Arme des Mannes, der ihn unterstützte, ein wenig emporrichtend und dann bewußtlos wieder zurücksinkend.

»Ich dachte es mir,« murmelte der Capitän.

»Ich ebenfalls,« erwiderte der Arzt. »Das Fieber ist bereits da und damit auch die Gefahr.«

»Und er muß ruhig gehalten werden?« fragte der Capitän, als der Verwundete die breite, eichene Treppe hinaufgetragen wurde.

»Er muß ruhig gehalten werden, sonst kann ich nicht für sein Leben einstehen. Ich habe ihn als Knaben gekannt und ich weiß, daß ihm jede heftige Aufregung eine Gehirnentzündung zuziehen wird.«

»Armer Mensch! Er ist in Folge meiner Verheirathung mit seiner Cousine ein Verwandter von mir, obschon ich fürchte, daß in dieser Beziehung keine große Zuneigung zwischen uns besteht. Und dies ist das erste Mal, daß wir einander gesehen haben. Seltsam!«

»Es giebt Vieles im Leben, was seltsam ist, Capitän Duke,« sagte der Arzt.

»So ist es, Doktor,« antwortete der Capitän. »So ist Darrell Markham auf seinem Wege von Compton nach Marley Water von einer oder mehreren unbekanntenen Personen durch einen Schuß verwundet worden. Sehr seltsam!«

Zweites Capitel.

Millicent.

Millicent Duke saß an diesem Herbstabend allein in ihrem kleinen Wohnzimmer, während der Nordostwind draußen um das Gebäude heulte,— sie saß allein und versuchte Richardsons letzten Roman zu lesen, einen kleinen, abgegriffenen Band, den ihr die Frau des Pfarrers von Compton geliehen hatte. Aber so sehr sie Richardsons Novellen liebte, so war sie heute doch nicht im Stande, ihre Aufmerksamkeit auf die Erzählung zu concentriren; ihre Gedanken entfernten sich von der armen Clarissa und dem bösen Lovelace, das Buch entsank ihrer Hand und sie verfiel in ein tiefes Nachsinnen. Es lohnt sich wohl der Mühe, auf Mrs. Millicent Duke zu blicken, wie sie ruhig an ihrem einsamen Kamin sitzt, mit der einen weißen Hand ihren kleinen Kopf stützend, während ihr Ellbogen auf der Armlehne des Stuhls ruht, in welchem sie sitzt.

Es ist ein sehr schönes und mädchenhaftes Gesicht« auf dem das wechselnde Licht des Feuers zittert, bald die eine Wange mit einer sanften Röthe beleuchtend, bald sie im Schatten lassend, je nachdem die Flamme emporschießt oder zurücksinkt. Es ist ein sehr schönes und mädchenhaftes Gesicht mit zarten Zügen und dunkelblauen Augen, in deren sanften Tiefen ein Schatten wohnt — ein Schatten wie von langgetrockneten, aber nicht vergessenen Thränen. Es sind auch gedankenvolle Linien um den Mund bemerkbar, die nicht von einer vollkommen glücklichen Jugend Zeugniß geben. Wenn man diesen gedankenvollen Mund und diese traurigen Augen ansieht, so läßt sich unschwer errathen, daß Millicent Duke und Kummer und Sorgen längst Bekanntschaft mit einander gemacht haben. Aber trotz dieser Schwermuth, welche ihre Züge überschattet, oder vielleicht gerade wegen dieser Schwermuth, ist Millicent Duke ein sehr schönes Mädchen. Man kann sie sich nicht leicht als eine verheirathete Frau denken. Ihr Aussehen ist noch so jugendlich, in ihrem Benehmen liegt eine so mädchenhafte, fast kindische Schüchternheit, daß ihr Gatte — kein besonders liebender oder zärtlicher Gatte — zu sagen pflegte: »Millicent ist so schwer wie ein kleines Kind zu behandeln, denn man weiß niemals, ob sie nicht wie ein verzogenes Kind im nächsten Augenblicke in Weinen ausbrechen wird.« Es giebt indeß Leute in Compton, welche sich der Zeit erinnern, wo das verzogene Kind niemals weinte und wo ein Frühlings-Sonnenblick kaum heiterer war als das strahlende Gesicht von Millicent Markham. Aber dies war in den guten alten Tagen, wo ihr Vater, der Squire, noch lebte und wo sie gewohnt war, auf ihrem hübschen weißen Pony die Gegend zu durchstreifen, begleitet und beschützt von ihrem Cousin und theuersten Freunde, Darrell Markham.

Sie ist an diesem kalten Herbstabend ganz besonders traurig. Der scharfe Wind, unter dessen Stößen die Fenster erzittern, macht sie frösteln und sie zieht den schweren Stuhl näher an das niedergebrannte Feuer. Sie hat ihre einzige Magd längst zu Bett geschickt und es fehlt ihr an Material, um das Feuer in dem weiten Kamin zu unterhalten. Die Wachskerzen sind in den alten, silbernen Leuchtern tief heruntergebrannt. Es bat Zehn, Elf, Zwölf auf dem Kirchthurme von Compton geschlagen, aber noch immer ist kein Anzeichen von der Rückkehr des Capitäns.

»Er ist glücklicher bei ihnen, als bei mir,« sagte sie traurig. »Wer kann sich auch darüber wundern? Ihre Reden unterhalten und erheitern ihn; ich kann ihn mit meinem unglücklichem

blassen Gesicht nur langweilen.« Sie warf, während sie dieses sprach, einen Blick in den ihr gegenüberhängenden Spiegel, in welchem sie bei dem schwachen Lichte des erlöschenden Feuers und der düster brennenden Kerzen ihr bleiches Gesicht erblickte. »Und doch nannte man mich einst ein hübsches Mädchen,« murmelte sie; »ich hatte Farbe aus meinen Wangen und Darrell pflegte zu sagen, ich habe die Rosen aus dem Garten gestohlen. Ich glaube, er würde mich jetzt kaum mehr erkennen.«

Die lange Stunde nach Mitternacht schlich träge dahin und als es endlich Eins schlug, vernahm sie den scharfen Tritt ihres Mannes auf dem Pflaster der leeren Gasse. Sie sprang rasch von ihrem Stuhle auf und eilte hinaus in den Vorplatz; aber gerade als sie im Begriff war den Riegel zurückzuziehen, hielt sie plötzlich inne und legte die Hand auf's Herz.

»Was ist's diesen Abend mit mir?« murmelte sie. »Ich habe das Gefühl, als ob mir ein großer Kummer bevorstände, aber welcher neue Kummer kann mich noch treffen?«

Ihr Mann klopfte mit seinem Schwertgriff ungeduldig an die Thüre, während sie mit zitternder Hand zu öffnen suchte.

»Hattest Du an der Thüre gehorcht, Millicent, weil Du so schnell aufmachst?« fragte er beim Eintritt.

»Ich habe Deine Tritte in der Straße gehört und mich beeilt, Dich einzulassen, George. Du kommst sehr spät,« setzte sie hinzu, während er in das Zimmer trat und sich in den Stuhl warf, in dem sie gesessen hatte.

»Das klingt wie ein Vorwurf,« sagte er spöttisch. »Ich habe allerdings sehr Vieles, was mich zu Hause halten könnte,« murmelte er sich umsehend — »ein weinendes Weib, ein schlechtes Feuer und herabgebrannte Lichter.«

Er wandte seiner Frau den Rücken und beugte sich über die erlöschenden Kohlen, indem er an denselben seine Hände zu wärmen suchte. Seine Frau setzte sich an einen kleinen, polirten Tisch, wo sie den Roman von Richardson wieder aufnehmend, sich den Anschein gab, als sei sie im Lesen vertieft.

Nach einer kleinen Pause sprach der Capitän, ohne sich nach seiner Gefährtin umzuwenden, ohne sie auch nur ein einziges Mal beim Namen anzureden: »Es hat drunten ein Unglück gegeben,« sagte er kurz.

»Ein Unglücks« rief Millicent, ihr Buch weglegend und mit einem Ausdruck von unbestimmter Besorgniß aufblickend. »Ein Unglück! O, das thut mir leid; aber was für ein Unglück?«

Da er ihre Frage nicht beantwortete, so wiederholte sie dieselbe:

»Was für ein Unglück, George?«

»Ein Mann ist auf dem Compton-Moor von Straßenräubern halb ermordet worden.«

»Aber nicht wirklich ermordet worden, George?« Sie war so lebhaft mit ihren eigenen traurigen Gedanken beschäftigt, daß sie dem, was ihr Mann sagte, nur eine halbe Aufmerksamkeit zu schenken vermochte.

»Nein, nicht ermordet, aber fast ermordet; hab' ich es Dir nicht gesagt?« antwortete der Capitän. »Und ein sehr hübscher, junger Bursche ist es,« setzte er halb zu sich sprechend hinzu — »ein hübscher Mensch mit weißem Gesicht und hellen Haaren. Armer Teufel!«

»Es thut mir sehr leid,« murmelte Millicent halbleise, und da ihr Gatte sich nicht auf seinem Sitze rührte und nichts weiter mehr sagte, nahm sie ihr Buch wieder auf und begann zu lesen. Es trat eine Pause ein, während welcher der Capitän die erlöschenden Kohlen aufstörte. Darauf wendete er sich um und blickte seine Frau scharf an. Nachdem er sie einige Minuten mit einem zornigen Ausdruck in seinen hübschen, braunen Augen beobachtet hatte, sagte er mit einem verächtlichen Lachen:

»Der Himmel segne diese romanlesenden Weiber! Der Tod eines Mitmenschen ist ihnen gar nichts, wenn nur Miß Clarissa mit ihrem Geliebten versöhnt ist und Mistreß Palmela's Tugend im sechsten Bande belohnt wird! Was Du doch für ein zartes, theilnehmendes Wesen bist! Weinst über Sir Charles Grandison und fragst mich nicht einmal, wer der ist, der im blauen Zimmer des Schwarzen Bären zwischen Leben und Tod liegt.«

Mrs. Duke sah ihren Gatten mit einem bittenden Blicke an, als ob sie an harte Worte und als Erwiderung darauf an Entschuldigungen gewöhnt wäre.

»Ich bitte Dich um Vergebung, George,« sagte sie zögernd. »Ich bin wirklich nicht gefühllos, dieser verwundete, halb sterbende Mann thut mir leid, wer er auch sein mag. Wenn ich ihm einen Dienst leisten könnte, so würde ich es sehr gern thun, was es mir auch kosten möchte. Was kann ich mehr sagen, George?«

»Und man spricht von weiblicher Neugierde,« rief der Capitän mit einem spöttisches Gelächter; »selbst jetzt fragst sie mich nicht, wer der Verwundete ist.«

»Sein Name kann wenig Unterschied in meinem Mitleid für ihn machen, George. Der arme Mensch! Er dauert mich sehr, wer er auch sein mag. Ist er ein Freund von Dir? Ist es Jemand, den ich kenne, George?«

Ihr Gatte wartete einige Augenblicke, ehe er diese Frage beantwortete. Millicent hatte sich von ihrem Sitz erhoben und stand am Tisch mit den Lichtern beschäftigt, welche nahe daran waren, auszugehen. Der Capitän drehte sich in seinem Stuhle um und beobachtete ihr bleiches Gesicht, während er langsam und deutlich sagte:

»Der Mann ist Jemand, den Du kennst, und er ist kein Freund von mir.«

»Wer ist es, George?«

»Dein Cousin, Darrell Markham.«

Sie stieß einen Ruf aus, keinen schrillen Schrei, sondern einen kläglichen Ruf, und erhob ihre

Hände zum Kopf. Sie blieb einige Augenblicke in dieser Stellung, ganz still und ruhig, und dann sank sie wieder auf ihren Sitz am Tische nieder. Ihr Mann beobachtete sie die ganze Zeit über mit einem höhnischen Lächeln und einem boshafte Feuer in seinen Augen.

»Darrell, mein Cousin Darrell, todt?«

»Nicht todt, Mistreß Millicent, nicht ganz so schlimm als das. Dein theurer, blonder Cousin mit dem Milchgesicht ist nicht todt, mein süßes, liebendes Weib; er liegt blos im Sterben.«

»Ja dem blauen Zimmer des Schwarzen Bären liegend,« sagte sie, die Worte, die er einige Minuten zuvor gesprochen hatte, in einer verwirrten Weise wiederholend.

»In dem blauen Zimmer des Schwarzen Bären liegend. Ja, im blauen Zimmer, Nummer vier im langen Gang. Du kennst das Gemach gut genug. Warst Du nicht oftmals in dem alten Wirthshaus, um die frühere Haushalterin Deines Vaters, die Wittwe des Matrosen, jetzt die Frau des Wirths, zu besuchen ?«

»Zwischen Tod und Leben schwebend,« wiederholte Millicent in demselben halb bewußtlosen Tone, der so kläglich anzuhören war.

»Er war es! Der Himmel weiß, wie es seht mit ihm steht. Das war vor einer halben Stunde. Die Wage mag seitdem den Ausschlag gegeben haben; er mag todt sein!«

Als George Duke die letzten Worte sprach, sprang seine Frau plötzlich von ihrem Sitze auf und eilte, ohne ihn anzublicken, nach der äußern Thüre. Sie hatte bereits ihre Hand auf dem Riegel, als sie im Tone des Schmerzes ausrief: »O nein, nein, nein!« und auf ihre Kniee niedersank, den Kopf an die Thüre gelehnt.

Der Capitän des Vultur folgte ihr in den Gang hinaus und beobachtete sie mit harten, mitleidslosen Augen.

»Du wolltest also zu ihm eilen?« sagte er, als sie auf ihre Kniee sank.

Zum ersten Male, seit Darrell Markhams Name erwähnt worden war, blickte Millicent ihren Gatten an, nicht traurig, nicht vorwurfsvoll und am wenigsten furchtsam, sondern ihre blauen Augen sahen kühn und trotzig zu ihm empor.

»Ich wollte es.«

»Und warum gehst Du nicht?« Du siehst, ich bin nicht grausam; ich halte Dich nicht auf. Du hast Deine Freiheit. Geh! Geh zu Deinem Cousin und — zu Deinem Geliebten, Mistreß Duke. Soll ich Dir die Thüre öffnen?«

Sie erhob sich mit einiger Anstrengung, noch immer zur Stütze an die Hausthür gelehnt.

»Nein,« sagte sie, »ich will nicht zu ihm gehen, ich könnte ihm von keinem Nutzen sein; ich könnte ihn aufregen, ich könnte ihn tödten!«

Der Capitän biß sich auf die Unterlippe und der triumphirende Blick verschwand aus seinen braunen Augen.

»Aber wisse, George Duke,« sagte sie in einem Tone, der den Ohren ihres Mannes neu war, »es ist nicht die Furcht vor Dir, die mich hier zurückhält, keine Scheu vor Deinen grausamen Worten und noch grausameren Blicken, die mich abhält, an seine Seite zu gehen, denn, wenn ich ihm durch meine Gegenwart nur einen Augenblick des Schmerzes ersparen, oder durch meine Liebe und Aufopferung nur eine Minute Frieden und Trost geben könnte, und wenn die Stadt Compton ein einziges Feuermeer wäre, so würde ich durch die Flammen gehen, um es zu thun.«

»Das ist eine sehr schöne Rede aus einem Roman,« sagte ihr Gatte, »aber ich glaube nicht an solche schöne Reden und ich habe vielleicht meine eigenen guten Gründe, daran zu zweifeln. Wenn Darrell Markham im Sterben nach Dir verlangte, so würdest Du vielleicht zu ihm gehen, besonders,« setzte er mit seinem gewöhnlichen Spott hinzu, »da die Stadt Compton *nicht* in Flammen steht.«

Millicent sprang auf ihn zu und ergriff mit ihren beiden kleinen, schlanken Händen, die sonst so schwach und in dieser Nacht so stark waren, krampfhaft seinen Arm.

»Hat er, hat er, hat er es gethan ?« rief sie leidenschaftlich; »hat Darrell nach mir verlangt? O, George Duke, bei Deiner Ehre als ein Gentleman, als ein Seemann, als ein Diener Sr. Majestät, bei Deiner Hoffnung auf den Himmel, bei Deinem Glauben an Gott, sage mir, hat Darrell Markham nach mir verlangt?«

Der Capitän ließ sie auf seine Antwort warten, während er nach dem Wohnzimmer zurückkehrte und dort an der flackernden Flamme des großen Leuchters ein kleines Wachlicht anzündete.

»Ich sage nicht Nein und sage nicht Ja,« sagte er. »Ich habe keine Lust, den Boten zwischen Dir und ihm zu machen. Gute Nacht,« setzte er hinzu, an seiner Frau vorüber in den Vorplatz tretend und von dort nach der Treppe gehend. »Wenn Du die ganze Nacht aufbleiben willst, so thue es, Mistreß Duke. Es ist auf den Schlag Zwei und ich bin müde. Gute Nacht!«

Er ging hinaus und in ein kleines Schlafgemach über dem Wohnzimmer. Es war einfach, alter hübsch möblirt und überall herrschte die größte Nettigkeit. Im Kamin brannte noch das Feuer; aber obschon der Capitän fror, so lenkte er doch seine Schritte sofort nach dem Fenster. Er öffnete es sacht und lehnte sich hinaus, während die Uhren Zwei schlugen.

»Ich dachte es mir,« sagte er, als er das leise Oeffnen der Hausthüre vernahm. »Ich wußte es, daß sie zu ihm gehen würde.«

Der schwache Ton eines leichten und schnellen Tritts unterbrach die ruhige Stille der Straße.

»Und die geringste Aufregung kann verderblich für ihn sein,« murmelte der Capitän, während er das Fenster schloß.

Darrell Markham lag in einer todtähnlichen Betäubung in dem blauen Zimmer des Schwarzen Bären. Mr. Jordan, der Arzt, hatte erklärt, daß es mehrere Tage dauern werde, bis der

gebrochene Arm des Patienten wieder eingerichtet werden könne. Mittlerweile war Mrs. Sarah Becker angewiesen, über das geschwollene Glied fortwährend kühlende Umschläge zu machen. Aber in keinem Falle sollte die würdige Matrone den jungen Mann, wenn sein Bewußtsein wieder zurückkehrte, durch Klagen oder Fragen beunruhigen; noch sollte sie bei Gefahr seines Lebens irgend Jemand, mit Ausnahme des Arztes selbst, den Zutritt zu ihm gestatten.

Mrs. Pecker erwiderte daraus, sie möchte sehen, wer es wagen würde, dem Verwundeten zu nahe zu kommen, um ihn zu belästigen oder zu beunruhigen, »denn wenn es der Pfarrer des Kirchspiels selbst wäre,« sagte sie mit Nachdruck, »so müßte er keinen großen Werth auf seine Augen legen, im Falle er es wagen sollte, Sarah Pecker zu hintergehen.«

»Niemand darf in seine Nähe kommen, einmal für allemal und einmal für immer,« setzte Mrs. Pecker scharf hinzu, als sie unten an der großen Treppe auf eine kleine Versammlung von blassen Gesichtern stieß, denn das gesamte Hauspersonal hatte sich um sie gedrängt, als sie von dem Krankenzimmer herunter kam, begierig, Nachrichten von dem Verwundeten zu erhalten, »und ich will Dich nicht haben,« fuhr sie mit besonderer Heftigkeit zu ihrem Herrn und Gebieter, den würdigen Samuel, gewendet, fort, »ich will es nicht haben, daß Du alle Augenblicke mir mit Deinen Fragen in den Weg kommst: »Ist er noch nicht besser, Sarah?« oder: »Denkst Du nicht! daß er davonkommen wird?« und so weiter. Wenn der Arm eines armen, jungen Gentlemans zu Brei zermalmt ist,« setzte sie hinzu, sich an die Uebrigen wendend, »und wenn ein armer, junger Gentleman so viele Stunden in einer kalten Octobernacht für todt auf einem einsamen Moor gelegen hat, so kann er nicht in zwanzig Minuten oder in einer halben Stunde wiederhergestellt sein. So geht in die Küche und verhaltet Euch ruhig, bis der Eine oder Andere von Euch gebraucht wird, denn Alles, was Master Darrell bedarf, soll er haben. Ja, wenn er die goldene Krone und den Scepter des Königs bedürfte, so müßte Jemand von Euch nach London und sie holen!«

Nachdem Mrs. Pecker auf diese Weise ihren höchsten Willen kund gethan, ging sie wieder die Treppe hinauf und trat in das Krankenzimmer, während der Arzt, der seine Absicht erklärte hatte, die Nacht in dem Gasthause zuzubringen, sich zu einer kurzen Ruhe in einem Nebenzimmer niederlegte.

Mr. Samuel Pecker hatte sich indeß in das kleine Privatgemach neben der Gaststube zurückgezogen, wo er sich am Kamin niedersetzte.

»Ich denke, da Mr. Markham in den Arm geschossen ist und sie wahrscheinlich nicht herunterkommen wird, so könnte ich mich an eine Kanne Bier wagen,« bemerkte der Wirth gedankenvoll.

Die Verlockung war trotz der vorgerückten Stunde zu groß für ihn und nach einigem weiteren Bedenken stand er auf, um das Bier zu holen. Er war eben im Begriff, über den Hausplatz zu geben, als er durch ein leichtes Klopfen an der starken, eichenen Hausthüre, welche für die Nacht geschlossen worden war, aufgehalten wurde. Das Licht wäre fast seinen Händen entsunken.

»Gespenster!« murmelte er, »Compton ist voll von ihnen. Ich hatte sonst geglaubt, sie wären nur auf dem Kirchhof und das war schon schlimm genug; aber jetzt reiten sie Einem geradezu vor die Thüre und stellen allerlei Fragen. Ich bin begierig, was noch aus uns werden soll. Ich

wünschte nur, sie suchten Sarah heim. Ihre Nerven würden es vertragen. Ich glaube aber nicht, daß sie zum zweiten Mal kommen würden, wenn sie ihr einmal da, wo sie in ihrer üblen Laune ist, gegenübergetreten wären.«

Das Klopfen wurde etwas lauter wiederholt, während der Wirth aus diese Weise bei sich überlegte.

»Für Geister klopfen sie doch etwas stark und sie sind sehr beharrlich,« sagte Samuel. Das Klopfen dauerte indeß fort und wurde immer lauter. »O, ich werde also doch aufmachen müssen,« murmelte Mr. Pecker mit einem Seufzer; »wenn denn doch Jemand draußen wäre, der herein muß, was würde Sarah sagen, wenn ich ihn nicht einließe?«

Es war wirklich Jemand von Fleisch und Blut draußen, denn als Mr. Pecker langsam und sehr vorsichtig die Riegel zurückgeschoben hatte, schlüpfte eine weibliche Gestalt durch die enge Oeffnung der Thüre und eilte, ehe Mr. Pecker sich von seinem Erstaunen erholt hatte, nach der großen Treppe, die zu dem Zimmer führte, in welchem Darrell Markham lag.«

Ein jäher Schrecken vor der Rache seiner gewichtigen Eehälfte ergriff den armen Samuel und mit ungewohnter Schnelligkeit lief er der Fremden nach und hielt sie am Fuße der Treppe aus.

»Ihr dürft nicht, Madam,« sagte er, »Ihr dürft nicht, entschuldigt mich, Madam, es kostet mir das Leben — selbst der Pfarrer — ja, Madam, Sarah!« so stammelte der erschrockene und verwirrte Samuel.

Die Frau schlug die große graue Kapuze zurück, die ihr Gesicht verhüllte.

»Kennt Ihr mich nicht, Mr. Pecker ?« fragte sie. »Ich bin es, Millicent, Millicent — Duke.«

»Ihr, Miß Millicent! Ihr, Mrs. Duke! O Miß, o Madam, Euer armer Cousin!«

»Um's Himmelswillen, Mr. Pecker, haltet mich nicht von ihm fern. Gebt aus dem Weg, geht aus dem Weg,« sagte sie leidenschaftlich, »er stirbt vielleicht, während Ihr hier mit mir sprecht.«

»Aber, Madam, Ihr dürft nicht zu ihm. Der Doktor und Sarah haben es verboten. Sie ist wirklich schrecklich —«

»Laßt mich durch!« rief Mrs. Duke, »ich sage Euch, ein rasendes Feuer könnte mich nicht aufhalten. Laßt mich durch!«

»Nein, Madam — aber Sarah —«

Millicent Duke streckte ihre zwei schlankem weißen Hände aus und stieß den Wirth mit einer Kraft, die ihr Niemand zugetraut hätte, aus dem Wege. Sie flog die Treppe hinauf nach dem blauen Zimmer, auf dessen Schwelle ihr Mrs. Sarah Pecker entgegentrat.

Das Mädchen fiel aus die Kniee, während ihr aufgelöstes Haar um ihre Schultern wallte.

»Sarah, Sarah, liebe, gute Sarah, laß mich ihn sehen.«

»Nicht Euch, nicht Euch, noch irgend Jemanden,« sagte die Wirthin in entschiedenem Tone —
»Euch am wenigsten von allen Personen, Mrs. George Duke.«

Der Name traf sie wie ein Schlag und sie schauderte unter demselben.

»Laßt mich ihn sehen! — laßt mich ihn sehen!« sagte sie, »seines Vatersbruders einzige Tochter, seine nächste Verwandte — seine Spielgenossin — seine theure und liebende Freundin —«

»Die seine Frau hätte werden sollen,« unterbrach sie Mrs. Pecker.

»Ja, die niemals die Frau eines Andern hätte werden sollen, sondern eine liebevolle, treue und glückliche Frau. Laßt mich ihn sehen!« rief Millicent, ihre gefalteten Hände flehend emporhebend.

»Der Doktor ist im Zimmer, wollt Ihr, daß er Euch hört, Mrs. Duke?«

»Wenn mich die ganze Welt hörte, so würde ich nicht aufhören, Euch zu bitten. Sarah, laßt mich meinen Cousin, Darrell Markham, sehen!«

Die Wirthin, die ein Licht in der Hand hielt, wurde, indem sie auf das jammervolle Gesicht und die thränenvollen Augen, die durch das hereinhängende goldene Haar fast geblendet wurden, niederblickte, ein wenig erweicht.

»Miß Millicent,« sagte sie, »der Doktor hat verboten, daß ein sterbliches Geschöpf in seine Nähe kommt — der Doktor hat verboten, daß eine sterbliche Seele ein Wort zu ihm spreche, das ihn beunruhigen und aufregen könnte — und glaubt Ihr, der Anblick Eures Gesichts würde ihn nicht aufregen?«

»Aber er hat mich zu sehen verlangt, Sarah, er hat von mir gesprochen.«

»Wann, Miß Millicent?«

Von Mitleid erfüllt für dieses jammervolle Gesicht, das zu ihr emporblickte, nannte die Wirthin die Tochter ihres verstorbenen Gebieters nicht mehr bei dem neuen, harten und grausamen Namen der Mistreß Duke. »Wann, Miß Millicent?«

»Diesen Abend — diesen Abend, Sarah.

»Master Darrell hätte gewünscht, Euch zu sehen! Wer hat Euch das gesagt?«

»Capitän Duke.«

»Master Darrell hat diesen Abend nicht mehr als ein Dutzend Worte gesprochen, Miß Millicent, und diese Worte waren unsinnige Worte. Er hat nicht ein einziges Mal Euren Namen genannt.«

»Aber mein Mann hat doch gesagt —«

»Der Canitän schickt Euch also her?«

»Nein, nein, er hat mich nicht hergesendet. Er hat mir gesagt — oder wenigstens zu verstehen gegeben, daß Darrell von mir gesprochen — daß er mich zu sehen verlangt hat.«

»Euer Mann ist ein seltsamer Herr, Miß Millicent.«

»Laßt mich ihn sehen, Sarah, laßt mich ihn nur sehen. Ich will kein Wort sprechen, keinen Seufzer ausstoßen; laßt mich ihn nur sehen.«

Mrs. Pecker zog sich einige Augenblicke in das blaue Zimmer zurück und flüsterte dem Arzte etwas zu. Nach einigen Minuten kehrte sie in Begleitung des Doktors, welcher die Treppe hinunterging, um in der Küche nach einem Trank zu sehen, den er für seinen Patienten verordnet hatte, zurück.

»Wenn Ihr auf einen leblosen Körper blicken wollt, so könnt Ihr hereinkommen, Miß Millicent, denn er liegt so still wie ein solcher,« sagte Mrs. Pecker.

Sie ergriff das Mädchen beim Arm und führte es in das Zimmer, wo Darrell Markham, einem hellen Kaminfeuer gegenüber, bewußtlos aus einem großen Himmelbett lag. Millicent wankte an die Seite des Lagers, setzte sich in den Armstuhl, den Sarah Pecker bisher eingenommen hatte, ergriff Darrell Markhams Hand und drückte sie an ihre zitternden Lippen. Es schien, als ob etwas Magisches in diesem sanften Druck läge, denn des jungen Mannes Augen öffneten sich seit der Scene in der Halle zum ersten Mal und blickten auf seine Cousine.

»Millicent,« sagte er ohne Ueberraschung, »liebe Millicent, es ist so gut von Dir, daß Du bei mir wachst.«

Sie hatte ihn vor drei Jahren während einer gefährlichen Krankheit gepflegt, und es war kaum auffallend, wenn er in seinem Delirium die Gegenwart mit der Vergangenheit verwechselte, indem er glaubte, daß er sich in seinem alten Zimmer in Compton Hall befände und daß seine Cousine an seinem Bette wache.

»Ruf meinen Onkel, ruf den Squire,« sagte er, »ich wünsche ihn zu sehen,« und dann nach einer Pause murmelte er für sich: »das ist doch nicht das alte Zimmer; es muß es Jemand verändert haben.«

»Master Darrell,« rief die Wirthin »wißt Ihr denn nicht, wo Ihr Euch befindet? Bei Freunden, Muster Darrell, bei treuen und aufrichtigen Freunden. Wißt Ihr denn nicht?«

»Ja, ja,« sagte er, »ich weiß, ich weiß. Ich habe lange in der Kälte draußen gelegen und mein Arm ist verletzt. Ich erinnere mich setzt, Sally, ich erinnere mich; aber ich habe ein sonderbares Gefühl in meinem Kopfe und ich kann nicht sagen, wo ich bin.«

»Seht her, Master Darrell, hier ist Mrs. Duke, die in dieser bitterkalten, finstern Nacht den weiten Weg vom andern Ende der Stadt hierher gekommen ist, um Euch zu sehen.«

Die gute Frau sagte dies, um dem Kranken eine Freude zu machen; aber die Erwähnung des

Namens Duke erinnerte den jungen Mann an die Heirath seiner Cousine und er rief mit Bitterkeit aus:

»Mrs. Duke! Ja, ich erinnere mich's, und dann den Kopf aus dem Kissen umdrehend, sagte er mit plötzlicher Heftigkeit: »Millicent Duke! Millicent Duke, weshalb kommst — Du hierher, um mich mit Deinem Anblick zu peinigen?«

In diesem Augenblicke erhob sich der Ton eines Wortwechsels in dem Hausflur unten, gefolgt von raschen Fußritten auf der Treppe. Mrs. Pecker eilte nach der Thüre, aber ehe sie dieselbe erreichen konnte, wurde sie heftig aufgerissen und der Capitän des Vultur trat in das Zimmer. Ihm auf dem Fuße folgte der Arzt, der sogleich an das Bett ging, indem er mit halbunterdrücktem Zorn ausrief:

»Ich protestire dagegen, Capitän Duke, und wenn etwas Schlimmes daraus entstehen sollte, so mache ich Euch dafür verantwortlich.«

Der Capitän nahm keine Notiz von der Rede, sondern wandte sich an seine Frau und sagte in rohem Tone:

»Wird es Euch anstehen, mit mir nach Hause zu gehen, Mrs. Millicent? Es ist fast vier Uhr und das Zimmer eines kranken Gentlemans ist zu solcher Zeit kaum ein passender Ort für eine Dame.«

Darrell Markham richtete sich im Bette empor und rief mit krampfhaftem Lachen:

»Ich sage Dir, das ist der Mann, Millicent; Sarah, sieh ihn an. Das ist der Mann, der mich auf Compton Moor angehalten — der Mann, der mich in den Arm geschossen — der Mann, der mir meine Briefe geraubt hat.«

»Darrell! Darrell!« rief Millicent, »Du weißt nicht, was Du sagst. Der Mann ist mein Gatte.«

»Dein Gatte! Ein Straßenräuber! ein —«

Das Wort, das noch auf Mr. Markhams Lippe war, blieb ungesprochen, denn er fiel bewußtlos auf das Kissen zurück.

»Capitän George Duke,« sagte der Arzt, seine Hand auf den Puls seines Patienten legend, »wenn dieser Mann stirbt, so habt Ihr einen Mord begangen.«

Drittes Capitel.

Rückblicke.

John Homerton, der Grobschmied, sagte nur die Wahrheit, wenn er behauptete, daß der junge Squire, Ringwood Markham, sich in London ruinire. Wenn auch die einfachen Landbewohner die Gefahren und Laster der Hauptstadt leicht übertreiben, so war doch, was der ehrliche Meister Homerton sagte, keine Uebertreibung, denn der junge Squire eilte mit schnellen Schritten auf der glatten und bequemen Straße dahin, die als der Weg zum Ruin bekannt ist.

Ringwood Markham war drei Jahre älter als seine Schwester Millicent und sechs Jahre jünger als sein Cousin Darrell, denn der alte Squire Markham hatte spät im Leben geheirathet und kurz nach seiner Hochzeit den kleinen Darrell adoptirt. Dieser war das einzige Kind seines jüngeren Bruders, der frühzeitig gestorben war und seinem Waisenknaben ein kleines Vermögen hinterlassen hatte.

Ringwood Markham hatte in seinem Aeußern große Aehnlichkeit mit seiner Schwester. Er besaß dasselbe blaßgoldene Haar, dieselben tiefblauen, glänzenden Augen, dieselben feinen Züge und dieselbe weiße und rosige Hautfarbe. Aber jene Art Schönheit, welche reizend an einem Mädchen von Neunzehn ist, war viel zu weibisch an einem Manne von Zweiundzwanzig, um gefallen zu können, und der alte Squire sah mit Verdruß seinen geliebten Sohn zu nichts Besserem als zu einem hübschen Knaben, zu einem puppenhaften Gecken aufwachsen, die Bewunderung von einfältigen Schulmädchen und überspanntem mittelalterlichen Frauen.

Ringwood war stets der Günstling seines Vaters gewesen, selbst mit Ausschluß der reizenden, liebenswürdigen und liebenden Millicent, und als Darrell zum Mann heranwuchs, kränkte es den alten Squire, in dem älteren Cousin einen muthigen, kühnen und kräftigen Jüngling zu sehen, der sich in allen männlichen Uebungen auszeichnete, während Ringwood nur an sein hübsches Gesicht und an seinen gestickten Rock dachte, und den glänzenden Griff seines Schwerts mehr liebte als die Klinge.

Es war hart für den Squire, sich die demüthigende Wahrheit bekennen zu müssen; aber die Thatsache ließ sich nicht in Abrede stellen, daß Ringwood Markham ein Feigling war.

Der alte Mann verbarg seine Kränkung in dem Innern seines Herzens und mit einem Gefühl von Ungerechtigkeit, welches eine der Schwächen leidenschaftlicher Liebe ist, haßte er Darrell, weil derselbe seinem Sohne überlegen war.

So kam es, daß sich das blasse Gesicht des Kummers zuerst in der kleinen Familiengruppe zu Compton Halt zeigte.

Darrell und Millicent hatten einander von Kindheit an geliebt und sie liebten einander so offen und aufrichtig, daß sie in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes vielleicht niemals Liebende gewesen waren.

Sie hatten keine koketten Eifersüchteleien, keine reizenden Zwiste und noch reizendere Versöhnungen, keine verstohlenen Zusammenkünfte im Mondschein, keine Vermittlung von bestochenen Kammerzofen, welche mit der Besorgung parfümirter Liebesbriefe beauftragt waren. Nein, sie liebten einander ehrlich und offen mit einer ruhigen, unveränderten Zuneigung, die so wenig Worte bedurfte, daß vielleicht Niemand von der Tiefe und Stärke dieser stillen Leidenschaft eine Ahnung hatte.

Wenn der Squire diese wachsende Neigung zwischen den jungen Leuten auch wahrnahm, so that er doch nichts, um sie zu begünstigen oder zu entmuthigen. Um Millicent hatte er sich ohnehin nie viel bekümmert. Sie und ihr Bruder waren die Kinder einer Frau, die er wegen ihres schönen Vermögens geheirathet hatte und die unbeachtet und unbetrüert — Einige sagten, am gebrochenen Herzen — gestorben war, bevor Millicent ihr erstes Jahr vollendet hatte.

So verliefen die Dinge zu Compton Hals sehr friedlich. Darrell und Millicent ritten mit einander durch die schattigen grünen Feldwege und über die weite Moorfläche, während der Squire in dem eichengetäfelten Wohnzimmer oder in dem holländischen Garten seine Pfeife rauchte und Ringwood in dem Städtchen herumlungerte, oder in der Wirthsstube des Schwarzen Bären seine Zeit zubrachte. Aus diese Weise erschien das Leben ruhig und angenehm genug, bis ein Ereigniß die ganze Sachlage veränderte.

Darrell und Ringwood Markham hatten einen heftigen Streit, bei dem auf beiden Seiten harte Worte gesprochen und Schläge ausgetauscht wurden — einen Streit, der Darrells Aufenthalt zu Compton Halt plötzlich ein Ende machte.

Wir haben gesagt, daß Ringwood Markham ein Feigling und ein Müßiggänger war. Es gab aber Leute in Compton, die ihm noch schlimmere Namen beilegte, die ihn einen herzlosen Feigling und einen Lügner nannten, und der Tag kam, wo Darrell selbst dem angebeteten Sohn des Squires diese Namen in's Gesicht schleuderte.

Er hatte ein Liebesverhältniß zwischen Ringwood und einem siebenzehnjährigen Mädchen, der Tochter eines kleinen Farmers entdeckt, und ihm darüber Vorstellungen gemacht.

Ringwood nahm dies sehr übel auf. Es entstand ein Wortwechsel zwischen ihnen, der damit endigte, daß der junge Mann, vor Zorn seiner nicht mehr mächtig, seinem Cousin wie eine Katze an den Hals sprang und ihn zu drosseln versuchte, als ein Schlag von Darrells kräftiger Faust ihn zu Boden streckte. Dies geschah, am Hause des erwähnten Farmers, in Gegenwart von mehreren Zeugen.

Darrell kehrte nach der Halle zurück, wo er einige Kleider in seinen Sattelranzen packte und zwei Briefe schrieb, einen an seinen Onkel, worin er ihm offen genug sagte, daß er Ringwood niedergeschlagen habe, weil er die Entdeckung gemacht, daß derselbe wie ein Schurke handle, und daß er es für besser halte, wenn sie sich, da jetzt böses Blut zwischen ihnen herrsche, von einander trennten. Sein zweiter Brief war an Millicent gerichtet und fast ebenso kurz als der erste. Er setzte sie blos von dem stattgehabten Streit in Kenntniß, indem er beifügte, daß er nach London gehe, um sein Glück zu machen, und daß er seiner Zeit zurückkehren werde, um ihre Hand zu verlangen.

Er ließ die Briefe in seinem Zimmer auf dem Tisch zurück und ging hinunter in den Stall, wo

er sein eigenes Pferd Balmerino fand, es bestieg und das Haus verließ, in welchem er seine ganze Jugendzeit zugebracht hatte.

Er entfernte sich sehr traurig, aber von dem Geiste der Hoffnung beseelt, wie er hochherzigen Jünglingen eigen zu sein pflegt. Es schien ihm eine so leichte Sache, sein Glück zu machen, um es dann mit seiner Cousine Millicent zu theilen. Jene große Auster, die Welt, wartete ja nur darauf, durch den kühnen Streich seines abenteuerlichen Schwerts geöffnet zu werden, und wer konnte daran zweifeln, daß seltene und unschätzbare Perlen in der Schale verborgen waren, bereit, in die offenen Hände des tapferen Abenteurers zu fallen?

Ringwood Markham kehrte spät am Abend mit blassem Gesicht und einem blutigen Tuch um seine Stirn, nach Hause zurück.

Er fand seinen Vater in dem eichengetäfelten Gemach auf der einen Seite der Halle am Kamin sitzen. Die Thür dieses Zimmers stand offen, und als der junge Mann aus seinem Wege nach seinem eigenen Zimmer sich vorbeizuschleichen suchte, rief ihn sein Vater an und befahl ihm mit gebieterischer Stimme, zu ihm herein zu kommen.

Langsam und mürrisch gehorchte der junge Mann, seinen zerschlagenen Kopf hängend und auf den Boden blickend.

»Was hast Du am Kopfe, Ringwood?« fragte der Squire.

»Mein Pferd ist vor einigen Schafen auf dem Moor scheu geworden und hat mich gegen einen Stein geschleudert,« murmelte der junge Mann.

»Du sagst eine Lüge, Ringwood Markham,« rief sein Vater in zornigem Tone. »Ich habe einen Brief von Deinem Cousin Darrell in meiner Tasche. Bah, Mann! Du bist der Erste der Markhams, der jemals einen Schlag hinnahm, ohne ihn mit Interessen zurückzuzahlen. Du hast den Milch- und Wassercharakter Deiner Mutter, wie ihr rothes und weißes Gesicht.«

»Ihr braucht nicht von ihr zu sprechen,« sagte Ringwood; »Ihr habt sie nicht allzu gut behandelt, wenn die Leute, die es wissen können, die Wahrheit sprechen!«

»Ringwood Markham, reize mich nicht. Es ist hart genug für einen Markham von Compton, einen Sohn zu haben, der sich nicht vertheidigen kann. Gehe zu Bett.«

Der junge Mann verließ das Gemach mit denselben schlotternden Schritten, mit denen er es betreten hatte. Er stahl sich vorsichtig die Treppe hinauf, denn er glaubte, sein Cousin Darrell befinde sich noch im Hause, und er hatte keine Lust, mit ihm zusammenzutreffen.

So blieb Millicent einsam in Compton Halt zurück, ganz einsam, denn sie hatte Niemand, der sie liebte.

Sie glich einem zarten und gebrechlichen Mechanismus, der vortrefflich war, wenn er in Ordnung gehalten werden konnte, der aber auch sehr leicht der Beschädigung und Zerstörung ausgesetzt ist. Die Tochter des Squires war kein hochgebildetes Mädchen. Ihre geistige Unterhaltung war von der einfachsten Art. Ein alter Roman konnte sie Tage lang glücklich

machen und sie konnte über die zahmsten Verse irgend eines Dichters der damaligen Zeit in Thränen ausbrechen. Bei ihr nahm das Herz den Platz des Verstandes ein. Wer sich an ihre Zuneigung wendete, der konnte aus ihr machen, was er wollte. Liebe sie und ihre ganze Natur entfaltet sich gleich einer prachtvollen Blume, die ihren Kelch in der Morgensonne erschließt. Entferne diesen wohlthätigen Einfluß und dieselbe Natur zieht sich in sich selbst zurück und wird ein kleines unscheinbares Ding, das durch raue Behandlung leicht zerbrochen wird.

Nachdem also Darrell fort war und die liebe alte Sally Masterson die Halle verlassen hatte, um Gebieterin vom Schwarzen Bären zu werden, war die arme Millicent ganz der Barmherzigkeit ihres Vaters und ihres Bruders überlassen, von denen keiner sich mehr um sie bekümmerte, als um ihren kleinen spanischen Hund« der sie im Hause begleitete. So kam der zarte Mechanismus in Unordnung und Millicents Tage waren dem Romanlesen und der Stickerei einer für Darrell bestimmten Weste gewidmet, deren Farben bereits durch die Thränen verblichen waren, welche die geduldige Arbeiterin bei dem Gedanken an den abwesenden Geliebten auf die Stiche hatte fallen lassen.

In allen Dingen, welche das Leben und die Welt betrafen, war sie so unerfahren wie ein kleines Kind und sie hegte nicht den geringsten Zweifel darüber, daß ihr Cousin sein Glück machen und in wenigen Jahren zu ihr zurückkehren werde, um sie als seine Frau heimzuführen. Aber trotz dieser Hoffnung war ihr Leben sehr langweilig und traurig, ihr Vater theilnahmslos, ihr Bruder anmaßend und ihre ganze Umgebung war dazu angethan, sie elend zu machen.

Das bitterste Leid stand ihr aber noch bevor. Es kam in der Person eines gewissen Capitän George Duke, der auf seinem Wege von Marley Water nach der Hauptstadt sich einige Tage in Compton aufgehalten und in dem Herrenzimmer des Schwarzen Bären die Bekanntschaft von Squire Markham gemacht hatte. Auch mit Ringwood Markham war er bekannt und befreundet geworden und der offenherzige Seemann hatte versprochen, bei seiner Rückkehr nach seinem Schiff, dem Vultur, wieder in Compton anzuhalten.

Die einfachen Leute des kleinen Städtchens nahmen den Capitän bereitwillig für das, wofür er sich ausgab — für einen Offizier der Flotte Sr. Majestät; aber in dem Seehafen von Marley Water fanden sich Leute, welche behaupteten, daß das gute Schiff, das unter dem Namen Vultur in den Büchern der Admiralität eingetragen war, ein ganz anderes Fahrzeug sei, als die nette kleine Barke, die zuweilen in einem ruhigen Winkel des obskuren Hafens von Marley vor Anker lag; Es gab sogar boshafte Menschen, welche Worte, wie »Seeräuber,« »Sklavenhändler,« flüsterten; aber die kecksten dieser Verleumder trugen Sorge, diese Worte außer der Hörweite des Capitäns zu flüstern, denn George Duke's Schwert befand sich während seines kurzen Aufenthalts in dem kleinen Seehafen öfter aus als in der Scheide.

Wie sich aber dies auch verhalten mochte, gewiß ist, daß der hübsche, leichtherzige, freigebige George Duke sehr bald ein großer Günstling von Squire Markham und seinem Sohn Ringwood wurde. Seine heitere Laune brachte Leben in die düstere alte Behausung Seine Erzählungen von Seeabenteuern gefielen den beiden Landjunkern und der Seeoffizier, der ein Mann von Welt war und es verstand, einer vortheilhaften Bekanntschaft zu schmeicheln, galt für den angenehmsten und herzlichsten Gesellschafter.

So ertönte Compton Hall Nacht um Nacht von seinem fröhlichen Gelächter; Korke flogen und

Gläser klangen, während die drei Männer bis Mitternacht beisammen saßen. Es war bei einem dieser halbtrunkenen Gelage, als Squire Markham dem Capitän George Duke die Hand seiner Tochter Millicent versprach.

»Ihr seid in sie verliebt, George, und Ihr sollt sie haben,« sagte der alte Mann. »Ich kann ihr bei meinem Tode ein paar tausend Pfund geben und wenn Ringwood etwas zustoßen sollte, so wird sie die alleinige Erbin der Halle und des dazu gehörigen Guts sein. Ihr sollt sie haben, mein Junge. Ich weiß, daß so eine Art Liebschaft zwischen Milly und einem breitschultrigen blondhaarigen Neffen von mir besteht; aber das soll kein Hinderniß für Euch sein, denn der Bursche ist kein Günstling von mir und wenn es mir so beliebt, so muß meine feine zimperliche Miß Euch in einer Woche heirathen.«

Capitän Duke sprang von seinem Stuhl auf und schüttelte die Hand des Squire, indem er mit dem Entzücken eines Liebhabers ausrief:

»Sie ist das schönste Mädchen in England und ich möchte sie lieber zur Frau haben, als eine Herzogin zu St. James.«

»Sie ist allerdings hübsch genug,« sagte Ringwood boshaft »und sie würde noch viel hübscher sein, wenn sie nicht immer jammerte.«

Der Farmer Marrison hätte eine Geschichte davon erzählen können, wie Master Ringwood selbst an dem Tage, wo ihn sein Cousin Darrell niedergeschlagen hatte, in der Küche des kleinen Farmhauses gejammert hatte. Der einfache Farmer hatte keine geringe Verachtung für den Erben von Compton Hall gefühlt, dessen Kopfwunde er aus Barmherzigkeit verband, ehe er ihn mit der eindringlichen Versicherung entließ, daß er, wenn er je wieder seinem Hause nahe kommen sollte, eine solche Tracht Prügel erhalten werde, die er in seinem ganzen Leben nicht mehr vergessen würde.

Die beiden Kinder hatten etwas von der nervösen Schwäche ihrer armen zarten und vernachlässigten Mutter geerbt, die vor siebzehn Jahren in Sally Mastersons Armen gestorben war; aber ich glaube, daß in Millicents Natur bei all ihrer Furchtsamkeit und Empfindlichkeit ein gewisser ruhiger Muth schlummerte, der in Ringwoods selbstüchtigem und frivolem Charakter fehlte.

Nachdem Squire Markham seinem neuen Günstling, dem Capitän, die Hand seiner Tochter versprochen hatte, verlor er keine Zeit, um seine Absicht auszuführen. Er ließ Millicent am Morgen nach dem trunkenen Gelage in das eichengetäfelte Zimmer kommen und kündigte ihr an, auf welche Weise er über ihr Schicksal verfügt habe.

Raue Worte bei dieser wie bei jeder andern Gelegenheit, thaten ihr Werk bei Millicent Markham. Sie vernahm den Entschluß ihres Vaters, daß sie den Capitän Duke heirathen sollte, Anfangs nur mit einem Blicke des Erstaunens, als ob sie den Umfang ihres Elends nicht recht zu fassen vermöchte: dann, als er seinen Befehl wiederholte, flossen ihre klaren blauen Augen von großen Thränen über und sie fiel vor den Füßen des Squire auf ihre Kniee nieder.

»Es ist Euer Ernst nicht, Sir,« sagte sie kläglich, ihre armen, kleinen, schwachen Hände faltend und flehend zu ihrem Vater erhebend, »Ihr wißt, daß ich meinen Cousin Darrell liebe,

daß wir einander innig und aufrichtig geliebt haben, seit wir kleine Kinder gewesen, und daß wir Mann und Frau werden sollten, sobald wir Eure Einwilligung dazu erhalten hätten. Ihr müßt das schon lange gewußt haben, obschon wir nicht den Muth hatten, es Euch zu sagen. Ich will in allen andern Dingen Euer gehorsames Kind sein, aber ich kann niemals einen andern Mann heirathen als Darrell.«

Brauchen wir die alte Geschichte von der Wuth und Tyrannei eines einfältigen, eigensinnigen und engherzigen Landjunkers zu erzählen? Squire Markham wollte von keinem Aufschub hören und ehe Darrell den Brief erhalten konnte, welchen Millicent an ein Kaffeehaus in der Nähe von Covent-Garden adressirte — ehe sich die Augen der Braut von den langen durchweinten Nächten erholt hatten — ehe das Städtchen die Sache kaum halb besprochen hatte, ließen die Glocken der Kirche von Compton im Morgensonnenschein ihr fröhliches Hochzeitsgeläute ertönen und Millicent Markham und George Duke standen neben einander am Altare.

Als Darrell Markham den kleinen thränenbenetzten Brief erhielt, der ihm von der unglücklichen Heirath Kunde gab, verfiel er in einen blinden Wuthausbruch, der sich gegen den alten Squire, gegen den jungen Ringwood, gegen Capitän Duke und selbst gegen die arme unglückliche Millicent richtete. Es ist schwer für einen Mann, den Einfluß zu begreifen, den die Tyrannei eines unmenschlichen Vaters auf ein armes schwaches Weib auszuüben vermag. Darrell sagte sich, Millicent hätte ihm trotz der ganzen Welt treu bleiben sollen, wie er es selbst durch alle Prüfungen geblieben wäre. Er eilte hinunter nach Compton und schlich sich, um dem Mädchen, das er liebte, keine Verlegenheit zu bereiten, nach Eintritt der Dunkelheit in das Städtchen, wo er erfuhr, daß er zu spät gekommen sei und daß der Squire sein Wort gehalten habe.

Voll Verzweiflung über den Schiffbruch seiner Hoffnungen kehrte der junge Mann nach London zurück. Mit grollenden Gefühlen in der Brust stürzte er sich eine kurze Zeit lang in die Zerstreuungen der Hauptstadt, in denen er das liebliche Gesicht seiner Cousine zu vergessen suchte.

Eine Heirath, unter solchen Umständen geschlossen, hatte wenig Aussicht, eine glückliche zu werden. Der leichtherzige fröhliche Capitän Duke war am häuslichen Heerd nichts weniger als eine angenehme Persönlichkeit. Der Mann, dessen gute Laune das Entzücken seiner Zechgenossen bildet, zeigt sich im Familienkreise nur zu häufig als ein widerwärtiger Gesell. Zu Hause war der Capitän mürrisch und übellaunig, stets geneigt, über Millicents blasses Gesicht und thränengeschwollene Augen zu murren. Während des größten Theiles des Jahres befand er sich mit seinem Schiff auf einer jener geheimnißvollen Fahrten, von denen die Admiralität keine Kunde hatte, und während dieser langen Abwesenheit desselben hatte Millicent, wenn sie auch nicht glücklich war, wenigstens Ruhe. Drei Monate nach der Hochzeit wurde der alte Squire, vom Schlage gerührt, todt in seinem Lehnstuhl gefunden und Ringwood, der Erbe des Guts, schloß das Herrenhaus und eilte nach London, wo er sich bald in einem Strudel von Verschwendung und Lastern verlor.

So standen die Dinge, als George Duke und Millicent fünfzehn Monate verheirathet waren und Darrell Markham auf dem öden Moor von Compton durch die Hand eines Straßenräubers fast sein Leben verloren hätte.

Viertes Capitel.

Capitän Duke weist ein Alibi nach.

Darrell Markham starb nicht an den Folgen der Aufregung, von der der Arzt sagte, daß sie tödtlich werden könne. Der Doctor kämpfte tapfer mit dem Fieber und richtete den gebrochenen Arm mit Geschick wieder ein, wobei der Patient allerdings große Schmerzen litt, denn in jenen Tagen wußte man noch nichts von Betäubungsmitteln.

Darrells Wiedergenesung schritt nur sehr langsam fort, so langsam, daß der Schnee dicht auf dem Moorland unter den Fenstern des Schwarzen Bären lag, ehe der gesplitterte Arm wieder fest verheilt war und der geschwächte Körper seine frühere Kraft wieder erlangt hatte. Es war eine traurige und langwierige Krankheit. Die biedere Sarah Pecker wurde indeß nicht müde, ihren kranken Knaben, wie sie Darrell nannte, zu pflegen. Der schwachsichtige und schwachköpfige Samuel mußte Filzschuhe tragen und in seinem geräumigen Hause wie ein Dieb herumschleichen. Die Abendbesucher wurden in die Trinkstube auf der Rückseite des Hauses verwiesen, um durch ihren Lärm den Kranken nicht zu stören. Trübsinn und Trauer herrschte in dem Schwarzen Bären bis zu jenem glücklichen Tage, wo Dr. Jordan seinen Patienten außer Gefahr erklärte. Sarah Pecker gab an diesem fröhlichen Abend ein Faß ihres stärksten Ale den Besuchern des Schwarzen Bären zum Besten.

Capitän George Duke war auf einer kurzen Fahrt nach der spanischen Küste abwesend, als Darrell Markham sich zu bessern begann; aber zur Zeit, wo der junge Mann seine volle Genesung , erlangt hatte, war der Seemann wieder nach Compton zurückgekehrt.

Der Schnee lag tief in den engen Straßen des Städtchens, als er zurückkam. Er erschien ohne vorherige Nachricht und trat ruhig in das kleine Wohnzimmer, wo er Millicent am Kamin sitzen fand, einen Roman lesend.

Aber er war bei dieser Gelegenheit in besserer Laune als gewöhnlich und sah in seiner kleidsamen Uniform wundervoll, hübsch und kühn aus. Es war nicht ganz des Königs Uniform, wie einige Leute behaupteten, sondern ihr sehr ähnlich mit einigen , leichten Abänderungen, die gegen den Capitän sprachen.

George Duke nahm Millicent in den Arm und gab ihr einen derben Kuß auf beide Wangen.

»Ich komme zu Dir mit allerlei guten Dingen beladen nach Hause, Mistreß Milly,« sagte er, ihr gegenüber Platz nehmend. »Eine Kiste mit Orangen und ein Faß Wein von Cadix — flüssiges Gold, fast eben so werthvoll als das kostbare Metall, und ich habe einen Haufen glänzenden Flitterstaat für Dich, um ihn an Deine rosigen Ohren, an Deinen weißen Hals zu befestigen.«

Der Capitän nahm ein altmodisches ledernes Kästchen aus der Tasche und öffnete es auf dem kleinen Tisch, wo er eine Menge fremder Juwelen ausbreitete, die im Lichte des Kaminfeuers funkelten. Arabeskisches Gold von wundervoller Arbeit und vielfarbige ausländische Edelsteine glänzten auf dem dunkelpolirten Tisch und spiegelten sich auf demselben ab wie Sterne in einem

Fluß.

Millicent erröthete, während sie sich über den Schmuck beugte, und stammelte einige dankbare Phrasen hervor.

Sie erröthete bei dem Gedanken, wie wenig sie sich aus diesem Flitter machte und wie ihre Seele sich nach einem andern Schatz sehnte, der ihr niemals angehören konnte — nach dem verbotenen Schatz von Darrells tiefer und redlicher Liebe.

Während sie dies dachte, blickte sie der Capitän an, dem Anschein nach absichtslos, in der That aber mit einem scharfen forschenden Blick.

»Wie geht es denn Deinem hübschen blonden Cousin?« sagte er. »Hat er sich von jener Geschichte wieder erholt, oder war sie sein Tod?«

Es lag ein boshafter Ausdruck in seinem Gesichte, als er das grausame Wort »Tod« aussprach.

»Er ist viel besser, fast ganz hergestellt,« antwortete Millicent.

»Hast Du ihn gesehen?«

»Nicht mehr seit der Nacht, wo Du mich an seinem Bette fandest.«

Sie blickte ihn ruhig, fast stolz an, als sie dies sagte. Es war ein Blick, der zu sagen schien:

»Ich habe ein reines Gewissen. Du magst thun, was Du willst, so kannst Du mich nicht erröthen oder stocken machen.«

Sie hatte in der That ein reines Gewissen. Mehr als einmal war Sarah Pecker zu ihr gekommen und hatte gesagt:

»Euer Cousin ist diesen Abend sehr krank, Miß Millicent; kommt und setzt Euch ein halbes Stündchen an sein Bett, um ihn ein wenig aufzuheitern. Die arme alte Sally wird bei Euch bleiben und wo sie ist, da kann selbst der Härteste nicht sagen, daß etwas Unrechtes dabei ist.«

Aber Millicent hatte sich immer entschieden geweigert, indem sie sagte:

»Es würde uns Beide nur unglücklich machen, liebe Sally. Ich will lieber nicht kommen.«

Einer von den Leuten des Vultur brachte noch am Abend der Rückkehr des Capitäns die Kiste mit Orangen und das Faß spanischen Wein von Marley nach Compton und George Duke trank eine halbe Flasche von dem flüssigen Gold, bevor er zu Bett ging. Er versuchte umsonst, Millicent zu bewegen, ebenfalls davon zu kosten. Der Schlüsselblumenwein von Sarah Pecker war ihr lieber als der feinste Xeres, der auf der spanischen Halbinsel wuchs.

Frühzeitig am nächsten Morgen erschien der Constabel von Compton im Hause des jungen Ehepaars mit einem Verhaftsbefehl gegen Capitän George Duke wegen einer Anklage auf Mordversuch und Raub auf des Königs Heerstraße. Blaß vor Wuth trat der Capitän in das kleine Wohnzimmer, wo Millicent beim Frühstück saß.

»Darf ich fragen, Mrs. Millicent,« sagte er, »wer Deinen schönen Cousin dazu verleitet hat, einen unschuldigen Mann verurtheilen und hängen zu lassen mit der Absicht, wie ich glaube, um aus Dir eine häßliche Wittwe zu machen? Was soll das heißen?«

»Was, George?« fragte sie, verwirrt durch sein Benehmen.

Er theilte ihr die ganze Geschichte des Verhaftsbefehls mit.

»Du wirst Dich wahrscheinlich noch erinnern,« sagte er, »wie dieser Master Darrell ausgerufen hat, daß ich es sei, der auf ihn geschossen habe.«

»Ja, George; ich dachte damals, daß es irgend eine seltsame Fieberphantasie sei, und ich denke es auch jetzt noch.«

»Ich bin Dir für Deine gute Meinung sehr verbunden, Mrs. Duke,« antwortete er. »Ich hätte sie kaum von Dir erwartet. Glücklicher Weise kann ich mich von dieser wahnsinnigen Anklage leicht reinigen: aber ich bin darum Darrell Markham für seine freundliche Absicht nicht weniger verbunden.«

Der Constabel führte George Duke sogleich in das Zimmer der Magistratsperson, welche mit der Untersuchung solcher Fälle beauftragt war. Darrell Markham, blaß von seiner langen Krankheit und den Arm noch in der Schlinge, war bereits dort anwesend.

»Dank Euch, Mr. Markham, für diesen guten Dienst,« sagte der Capitän, seine Arme über einander schlagend, »wir werden wahrscheinlich demnächst Gelegenheit finden, unsere Rechnung mit einander auszugleichen.«

Die würdige Magistratsperson war nicht wenig in Verlegenheit, wie sie den vorliegenden Fall behandeln sollte. Obschon nur sehr wenig über Capitän George Duke in Compton bekannt war, so schien es doch unglaublich, daß ein so feiner Gentleman, der Gatte von Squire Markhams Tochter, des Straßenraubs schuldig sein könne. Aber in jenen Tagen war der Straßenraub ein sehr gewöhnliches Verbrechen und das Publikum durch mehr als eine auffallende Entdeckung in Erstaunen gesetzt worden. Feinere Gentleman als Capitän Duke hatten ihre verzweifelten Vermögensumstände auf des Königs Heerstraße zu verbessern gesucht.

Darrell brachte seine Anklage in der einfachsten und geradesten Weise vor. Er sei vom Schwarzen Bären weg geritten, um sich nach Marley Water zu begeben. Drei Meilen von Compton sei ein Mann, der, wie er beschwören wolle, kein Anderer als der Angeklagte gewesen, auf ihn zu geritten und habe seine Börse gefordert. Er (Darrell) habe ein Pistol gezogen, aber während er im Spannen desselben begriffen gewesen, habe der Mann, Capitän Duke, ihn in den Arm geschossen, vom Pferde gerissen und auf den Boden geworfen. Er könne sich an nichts weiter erinnern, bis er in dem Hausflur des Schwarzen Bären wieder zu sich gekommen sei und den Angeklagten unter den Anwesenden erkannt habe.

Der Richter hustete zweifelhaft.

»Fälle von Verkennung der Person sind nichts Seltenes in der Rechtsgeschichte dieses Landes,« sagte er mit einem gewissen Nachdruck. »Könnt Ihr wirklich schwören, Mr. Markham,

daß der Mann, der Euch angegriffen hat, Capitän George Duke war?«

»Wenn der Mann, der dort steht, Capitän Duke ist, so kann ich einen feierlichen Eid leisten, daß er der Mann ist, der mich beraubt hat.«

»Als Ihr von den Personen, die Euch aufgehoben, gefunden wurdet, wurde Euer Pferd ebenfalls gefunden?«

»Nein, das Pferd war fort.«

»Würdet Ihr es wieder erkennen?«

»Gewiß; ich würde es unter Tausenden wieder erkennen.«

»Hum!« sagte der Richter, »das ist ein Punkt von großer Wichtigkeit. Ich halte das Pferd für einen wichtigen Punkt.«

Er sann so lange über diesen wichtigen Theil des Falles nach, daß sein Schreiber ihn achtungsvoll anstieß und ihm etwas in's Ohr flüsterte.

»Oh, oh, ja, natürlich,« murmelte er hilflos, dann sich räuspernd, sagte er in seinem amtlichen Tone:

»Capitän Duke, was habt Ihr zu dieser Anklage zu sagen?«

»Seht wenig,« antwortete der Capitän ruhig; »aber ehe ich überhaupt spreche, muß ich den Wunsch ausdrücken, daß Samuel Pecker vom Schwarzen Bären herbeigeholt werde.«

Der Richter flüsterte dem Schreiber etwas zu und dieser nickte, worauf der Richter sagte:

»Geh Einer von Euch hin und hole den genannten Samuel Pecker.«

Während Einer der Anwesenden den Auftrag vollzog, nickte der würdige Richter über seiner »Fliegenden Post« seiner damaligen Zeitung, der Schreiber schürte das Feuer und Mr. Markham und der Capitän maßen einander mit wüthenden Blicken, während in den braunen Augen des letzteren ein verhängnißvolles röthliches Feuer blitzte.

Mr. Pecker erschien endlich mit blassem Gesicht und unordentlichem Haare. Er hatte eine vage Idee, daß diese Vorladung für ihn von schrecklichen Folgen sein könne, selbst das Hängen nicht ausgeschlossen. Er konnte nicht glauben, daß er aus einem andern Grund in die Gerichtsstube gerufen werde, als um wegen eines ungeheueren, aber unbewußt begangenen Verbrechens zur Verantwortung gezogen zu werden.

Er stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als ihm Jemand im Saale zuflüsterte, daß er als Zeuge vernommen werden solle.

»Nun, Capitän Duke,« sagte der Richter, »was habt Ihr dazu zu sagen?«

»Wollt Ihr die Güte haben, an Mr. Darrell Markham zwei oder drei Fragen zu stellen?«

Der Richter blickte den Schreiber an, der Schreiber nickte dem Richter zu, und der Richter gab durch Ricken dem Capitän seine Zustimmung zu erkennen.

»Wollt Ihr fragen, ob er weiß, zu welcher Zeit der Angriff stattgefunden hat?«

Bevor der Richter etwas darauf sagen konnte, erwiderte Darrell Markham:

»Ich kann zufällig diese Frage mit Bestimmtheit beantworten. Der Wind blies gerade über das Moor und ich hörte genau die Kirchuhr von Compton dreiviertel auf Acht Uhr schlagen, als er auf mich zuritt.«

»Als ich aus Euch zuritt?« fragte Capitän Duke.

»Als *Ihr* auf mich zurittet,« antwortete Darrell.

»Mr. Samuel Pecker, wollt Ihr so gut fein und dem Richter sagen, wo ich um dreiviertel auf Acht Uhr am Abend des 27. October gewesen bin?«

»Ihr wart im Herrenzimmer des Schwarzen Bären,« antwortete Samuel stotternd, »und Ihr kamt in's Wirthszimmer, um zu fragen, wie viel Uhr es sei, worauf ich hinausging und nach der Uhr an der Treppe sah, die nie eine Minute zu früh oder zu spät geht.«

»Es waren an diesem Abend noch andere Leute im Zimmer, welche mich sahen und hörten, wie ich die Frage stellte: ist's nicht so, Mr. Pecker?«

»Es waren noch viele da,« antwortete Samuel, »welche Euch Eure Uhr nach der Treppenuhr richten sahen; denn nicht Ihr wart es, Capitän Duke, der Muster Darrell beraubt hat. Ich weiß es, wer es war.«

Diese außerordentliche Behauptung rief großes Erstaunen im Gerichtssaal hervor.

»Ihr wißt es?« rief der Richter. »Und warum habt Ihr diese Kenntniß vor denen zurückgehalten, die berechtigt sind, sie zu vernehmen? Das ist sehr unrecht, Mr. Pecker, wirklich sehr unrecht!«

Der unglückliche Samuel fühlte, daß er sich in einer Patsche befand.

»Es war eben so wenig Capitän Duke als ich es war,« stöhnte er, »es war der Andere.«

»Der Andere! Welcher Andere?«

»Der, welcher mit seinem Pferde an der Thür des Schwarzen Bären anhielt und sich über den Weg nach Marley Water erkundigte.«

Etwas Weiteres war aus Samuel Pecker durch alle Kreuz- und Querfragen nicht heraus zu bringen. Er blieb dabei, daß ein Mann, der dem Capitän Duke so ähnlich gesehen, daß sowohl er, Samuel Pecker, als John Homerton, der Grobschmied, dadurch getäuscht worden seien, am Schwarzen Bären angehalten und sich nach dem Wege von Marley Water erkundigt habe.

Er keuchte und stotterte und war verwirrt; aber er wich nicht von seiner Behauptung ab, und bat, daß John Homerton gerufen werden möchte, um seine Aussage zu bestätigen.

John Homerton wurde gerufen und erklärte, daß es nach seinem besten Glauben und Wissen Capitän Duke gewesen sei, der am Schwarzen Bären angehalten habe, während er, Master Darrell Markham und der Wirth vor der Thür gestanden.

Aber diese Behauptung wurde sogleich durch ein *Alibi* entkräftet. Eine Viertelstunde darauf, nachdem der Reisende den Weg nach Marley eingeschlagen hatte, sah man den Capitän die Hauptstraße herunter kommen und nach dem Gasthause gehen. Dies wurde nicht blos von Samuel Pecker, sondern auch von andern Zeugen bestätigt.

Weder der Richter noch der Schreiber hatten etwas darauf zu sagen. Die Sache schien ein unerklärliches Geheimniß zu sein, für welches sich der juristischen Erfahrung der würdigen Herren von Compton kein Vorgang darbot.

Während der Richter und sein Factotum mit einander flüsternd berathschlagten, ohne zu einer Entscheidung gelangen zu können, kam ihnen George Duke selbst zu Hilfe.

»Ich denke, nachdem die Anklage in dieser Weise gescheitert ist, brauche ich nicht länger hier zu bleiben, Sir?« sagte er.

Der Richter griff begierig nach diesem Auskunftsmittel.

»Die Anklage ist gescheitert,« erwiderte er mit feierlicher Wichtigkeit, »und wie Ihr bemerkt, Capitän Duke, und wie ich eben selbst bemerken wollte, ist es für uns nicht nothwendig, Euch länger zurückzuhalten. Ihr verlaßt diesen Saal mit eben so gutem Charakter, wie Ihr ihn betreten habt,« setzte er hinzu, während ein leichtes Kichern über dieses zweideutige Compliment unter einem Theil der Zuhörer die Runde machte. »Ich bedauere, Mr. Markham, daß diese Sache so in Geheimniß gehüllt ist. Es ist offenbar ein Fall von Verkennung der Person, der zu der schwierigsten Klasse von Fällen gehört, mit denen das Gesetz jemals zu thun hatte; aber wie ich vorher gesagt, betrachte ich das vermißte Pferd als einen großen Punkt - als einen sehr starken Punkt.«

Der Capitän und Darrell Markham verließen gleichzeitig den Saal.

»Ich habe für das Werk dieses Morgens eine Rechnung mit Euch auszugleichen, Mr. Markham,« flüsterte der Capitän seinem Ankläger zu.«

»Ich schlage mich nicht mit Straßenräubern,« antwortete Darrell stolz.

»Was, Ihr wagt es, noch immer zu behaupten —«

»Ich wage zu sagen, daß ich nicht an diese Geschichte mit George Duke und seinem Doppelgänger glaube. Ich glaube vielmehr, daß Ihr durch eine Taschenspielerlei mit der Uhr im Schwarzen Bären ein Alibi nachgewiesen habt, und ich bin fest überzeugt, daß Ihr der Mann seid, der auf mich geschossen hat.«

»Ihr sollt mir für diese Verdächtigung büßen,« sagte der Capitän wüthend, »Ihr sollt mir für jedes unverschämte Wort büßen, Darrell Markham, ehe wir mit einander fertig sind.«

Er entfernte sich, nachdem er dem Cousin seiner Frau noch einen grimmigen Blick zugeworfen hatte, und kehrte nach seinem Hause zurück, wo Millicent blaß und angstvoll den Ausgang des Verhörs erwartete.

Darrell Markham verließ am Abend dieses Tages mit der Postkutsche das Städtchen und kehrte, ärmer durch den Verlust seines Pferdes, seiner Uhr und seiner Börse wieder nach London zurück, um dort sein Glück zu suchen.

Fünftes Capitel.

Millicent begegnet dem Schatten ihres Mannes.

Vierzehn Tage nach Darrells Abreise war das gute Schiff Vultur zu einer neuen Fahrt bereit und Capitän Duke ritt nach Marley Water, um die letzten Zurüstungen zu überwachen.

»Ich werde am 30. unter Segel gehen, Milly,« sagte er am Tage, wo er Compton verließ, »und da ich nicht mehr Zeit habe, herüber zureiten und Abschied von Dir zu nehmen, so wäre es , mir lieb, wenn Du mich vor meiner Abreise in Marley besuchen wolltest.«

»Ich werde kommen, wenn Du es wünschest, George,« antwortete sie ruhig.

Sie war stets sanft und gehorsam, etwa wie ein Kind gegen einen harten Zuchtmeister, aber nicht wie eine Frau, die ihren Mann liebt.

»Ganz gut. Es geht wöchentlich dreimal eine Postkutsche hier durch nach Marley. Du kannst mit dieser kommen, Millicent.«

»Ja, George.«

Während des ganzen düsteren Januarmonats war der Schnee auf dem Compton-Moor nicht geschmolzen. Millicent fühlte einen eigenthümlichen dumpfen Schmerz im Herzen, während sie vor der Thür des Schwarzen Bären stand, die nach Marley bestimmte Kutsche erwartend und hinaus auf die weiße glänzende Schneefläche blickend, die sich in weiter Ferne unter dem bleifarbigem Abendhimmel ausdehnte.

Mrs. Sarah Pecker war sehr empört über diese winterliche Reise.

»Was beabsichtigt der Capitän damit,« rief sie, »daß er ein armes zartes Lamm, wie Ihr, vierundzwanzig Meilen weit in einer alten dumpfen Kutsche an einem Winterabend wie dieser fortzusenden verlangt? Wenn er Euren Tod wünscht, Miß Milly, so ist er auf dem Wege, seine schlechten Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen.«

Die schwere rumpelnde Kutsche kam angefahren, während sich Mrs. Pecker noch immer über diesen Gegenstand verbreitete. Einer oder zwei der Innenpassagiere blickten heraus und verlangten Branntwein und Wasser, während die Pferde gewechselt wurden. Einige von den Außensitzenden kletterten vom Dach des Wagens herunter und gingen in die Wirthsstube, um sich am lodernden Kaminfeuer die Hände zu wärmen und Branntwein zu trinken. Ein Mann, der auf dem Bock saß, weigerte sich, abzusteigen, als ihn der Kutscher dazu aufforderte. Er kehrte das Gesicht von dem Wirthshause ab und blickte unverwandt auf die schneeige Moorfläche hinaus, diese Stellung so lange beibehaltend, als die Kutsche anhielt.

Selbst wenn dieser Mann sein, Gesicht der kleinen Gruppe vor dem Bären zugewendet hätte, würde es schwierig gewesen sein, etwas Genaueres von seinen Zügen zu sehen, denn sein dreieckiger Hut war tief in die Stirn gedrückt und der Kragen seines dicken Reitermantels über

die Ohren aufgeschlagen.

Mrs. Pecker hob Millicent in die Kutsche, pflanzte sie in eine warme Ecke und hüllte sie in ihren Camelot-Mantel.

»Ihr würdet besser daran thun, Miß Milly, eine von Samuels großen wollenen Binden um den Hals zu nehmen und eine Decke um Eure Füße zu wickeln. Es ist bitterkaltes Wetter für eine solche Reise.«

Millicent lehnte beide Anerbieten ab, aber sie küßte ihre frühere Dienerin.

»Gott segne Euch, Sally,« sagte sie, »ich wünschte, die Reise wäre vorüber und ich zurück und wieder bei Euch.«

Die Kutsche fuhr ab, ehe Mrs. Pecker etwas erwiedern konnte.

»Liebes, armes Kind,« sagte die Wirthin, zu denken, »daß sie an einem solchen Tage allein und freundlos sich auf eine Reise begeben muß! Sie wünscht sich wieder zurück zu sein. Ich denke mir zuweilen, daß ein Ausdruck in ihren armen blauen Augen zu lesen sei, als wünschte sie sich: still und ruhig im Kirchhof von Compton zu liegen.«

Die Landstraße von Compton nach Marley Moor führte in vielfachen Windungen über ödes Moorland, nur selten ein Dorf oder ein einsames Farmhaus berührend. Die Reise auf dieser Straße dauerte länger als auf dem ebenfalls über das Moor führenden Reitweg und es war bereits finster, als die Kutsche über das holprige Pflaster von Marley Water hinfuhr.

An dem Wirthshause, wo die Kutsche anhielt, wurde Millicent von ihrem Gatten erwartet.

»Du kommst gerade recht, Milly,« sagte er, »der Vultur geht noch in dieser Nacht unter Segel.

Capitän Duke wohnte in einem Wirthshause am Quai. Er legte Millicents Arm in den seinigen und führte sie durch die enge Hauptstraße, die nur in weiter Entfernung von Oellampen beleuchtet war, welche ein schwaches Licht verbreiteten.

Als Millicent einmal, verwirrt durch den Lärm des kleinen geschäftigen Seestädtchens, zurückblickte, war sie überrascht, den verummten Außenpassagier, den sie in Compton bemerkt hätte, ihnen auf den Füßen folgen zu sehen.

Capitän Duke fühlte, wie die kleine Hand seinen Arm plötzlich fester umfaßte und zitterte.

»Was hat Dich erschreckt?« fragte er.

»Der — der Mann!«

»Welcher Mann?« .

»Ein Mann, der außen ans der Kutsche reiste und dessen Gesicht durch seinen Hut und Mantel ganz verhüllt war. Ich hörte die andern Reisenden von dem Mann sprechen. Er war so unhöflich und so schweigsam, daß die Leute eine Abneigung gegen ihn hegten. Er befindet sich gerade

hinter uns.«

George Duke blickte zurück, aber der Außenpassagier war nicht mehr zu sehen.

»Was für ein einfältiges Kind Du bist, Millicent!« sagte er.

»Was ist da Besonderes daran, wenn Du einen Deiner Mitreisenden in der Hauptstraße erblickst, zehn Minuten nachdem der Wagen angehalten hat?«

»Aber er schien uns zu folgen!«

»Bah! in lebhaften Städten gehen die Leute hinter einander, ohne einen Gedanken, daß sie ihren Nachbarn folgen. Millicent, Millicent, wann wirst Du lernen, klug zu werden?«

Der Capitän des Vultur schien in dieser kalten Januarnacht in ungewöhnlich guter Laune zu sein.

»In vierundzwanzig Stunden werde ich mich in weiter Ferne auf dem blauen Wasser befinden, Milly,« sagte er. »Nur ein Seemann weiß, was es heißt, wenn ein Seemann des Lebens auf dem Lande überdrüssig ist. Ich habe am Vorigen Abend von Deinem Bruder Ringwood gehört.«

»Schlechte Nachrichten?« fragte Millicent ängstlich.

»Nein, gute Nachrichten für Dich, die sein Vermögen erhält, wenn er unverheirathet stirbt. Er führt ein wildes Leben und richtet in Wirthshäusern und an weit schlimmeren Orten als in Wirthshäusern seine Gesundheit zu Grunde. Zum Glück für Dich ist das Gut zu Compton so gesichert, daß er es weder verkaufen noch verpfänden kann.«

Das kleine Wirthshaus, in welchem George Duke wohnte, lag dem Hafen gegenüber und Millicent konnte von dem Zimmer aus, in welchem für das Ehepaar zum Abendessen gedeckt war, die Lichter des Vultur durch die Winternacht schimmern sehen.

»Um welche Stunde wirst Du absegeln, George?« fragte sie.

»Ein wenig vor Mitternacht. Du kannst mit mir hinunter in den Hafen gehen, dort von mir Abschied nehmen und dann morgen früh mit der Kutsche nach Compton zurückkehren.«

»Ich werde thun, wie Du wünschest. Wird diese Reise lange dauern?«

»Nicht lange; ich werde spätestens in drei Monaten zurück sein.« .

Ihr Herz sank ihr bei dieser bestimmten Antwort. Sie war immer viel glücklicher, wenn ihr Gatte abwesend war, als wenn er sie mit seiner Gesellschaft beehrte.

Während George und seine Frau beim Abendessen saßen, trat ein Kellner mit der Meldung herein, daß Jemand den Capitän Duke zu sprechen wünsche.

»Wer wünscht mich zu sprechen ?« fragte er ungeduldig.

»Ein Mann, der in einen Reitermantel gehüllt ist und den Hut tief in die Stirne gedrückt hat, Capitän.«

»Habt Ihr ihm gesagt, daß ich beschäftigt sei, daß ich im Begriff stehe, unter Segel zu geben?«

»Ja, Capitän; aber er sagt, er müsse Euch sprechen. Er sei deshalb über zweihundert Meilen weit gereist.«

Das hübsche Gesicht des Capitäns verfinsterte sich.

»Verwünscht seien alle unzeitigen Besucher!« sagte er zornig. »Laßt ihn in Teufels Namen herauskommen. Hier, Millicent,« setzte er hinzu, als der Kellner das Zimmer verlassen hatte, »nimm eines von diesen Lichtern und gehe in das gegenüberliegende Zimmer; es ist mein Schlafgemach. Es wird das Beste sein, wenn ich diesen Mann allein sehe. Schnell, Mädchen, schnell.«

Capitän Duke gab mit einer ungeduldigen Gebärde seiner Frau den Leuchter in die Hand und schob sie in seiner Eile und Aufregung fast zur Thüre hinaus.

Sie schritt über den Gang in das gegenüberliegende Zimmer.

Ehe sie es aber betrat, erkannte sie in dem Manne, der die Treppe heraufkam, den Außenpassagier wieder, welcher ihr und dem Capitän auf der Hauptstraße gefolgt war, und ehe sie die Thüre wieder schloß, hörte sie ihren Mann sagen:

»Du hier! Beim Himmel, ich hatte es mir gedacht.«

In dem Schlafzimmer des Capitäns brannte ein Feuer und Millicent setzte sich an den Kamin. Sie saß fast eine Stunde da, verwundert über den langen Besuch des Fremden. Einmal ging sie hinaus auf den Gang, um sich zu versichern, ob derselbe sich noch nicht entfernt hatte. Er befand sich aber immer noch bei dem Capitän. Sie hörte die Stimmen der beiden Männer, welche laut und zornig klangen; sie konnte aber ihre Worte nicht verstehen. Die Uhr schlug elf, als die Thüre des Speisezimmers geöffnet wurde und der Fremde die Treppe hinunterging.

Gleich darauf kam der Capitän herüber und rief zur Thüre herein:

»Komm, Millicent, ich habe kaum noch eine halbe Stunde Zeit; ziehe Deinen Mantel an und komm mit mir.«

Es war eine bitter kalte Nacht. Der Mond schien voll und klar auf den weißen Steindamm und sein blasses Licht verlieh jedem Gegenstand, auf den es fiel, eine gespenstige Helle. Die letzten Zecher hatten die Schenken auf dem Quai verlassen, die engen Straßen waren leer, die Lichter in den Fenstern der Häuser erloschen und es herrschte in Marley Water ein wenig nach elf Uhr eine Stille wie auf dem Kirchhof zu Compton.

Millicent fröstelte, als sie an der Seite ihres Mannes den Quai entlang ging. Er hatte nicht mehr mit ihr gesprochen, seit er ihr befohlen hatte, sie solle ihn zum Landungsplatz begleiten. Sie hatte ihn ein- oder zweimal verstohlen angeblickt und in dem hellen Mondlicht an seinem

Gesicht gesehen, daß ihn etwas beunruhigte. Sie stiegen zum Hafendamm hinunter, der sich weit in die See hinaus erstreckte.

»Das Boot wartet am andern Ende auf mich,« sagte Capitän Duke. »Die Fluth ist eingetreten und der Wind uns günstig.«

Er schritt eine Zeit lang schweigend dahin, während ihn Millicent scheu beobachtete. Darauf blieb er plötzlich stehen und sagte:

»Mistreß Millicent, hast Du einen Ring oder einen ähnlichen Schmuckgegenstand bei Dir?«

»Einen Ring, George?« sagte sie, verwirrt durch die Plötzlichkeit der Frage.

»Einen Ring, eine Broche, ein Armband, irgend Etwas, worauf Du in zwanzig Jahren, wenn nöthig, schwören könntest?«

Sie hatte einen Armband, das ihr Darrell an ihrem sechzehnten Geburtstag gegeben hatte, ein Armband, das etwas von seinem Haare enthielt, und von dem sie sich um keinen Preis getrennt hätte.

»Ein Armband!« sagte sie zögernd.

»Irgend Etwas! Habe ich nicht gesagt, irgend Etwas?«

»Ich habe die kleinen Diamantringe, George, in meinen Ohren, die Du mir von Spanien mitgebracht hast.«

»So gib mir einen davon. Ich möchte irgend ein Andenken von Dir mit auf die Reise nehmen. Der Ohrring thut es.«

Sie nahm das Juwel aus ihrem Ohre und überreichte es ihm. Sie war zu gleichgültig gegen ihn und gegen alle Dinge ihres traurigen Lebens, um sich auch nur darüber zu wundern, dass er den Schmuckgegenstand von ihr verlangte.

»Dies ist besser, als sonst etwas,« sagte er, das Juwel in die Westentasche steckend; »die Ohrringe sind von indischer Arbeit und ein seltenes Muster. Vergiß nicht, Millicent, daß der Mann, der zu Dir kommt, und sich Deinen Gatten nennt, nicht George Duke ist, wenn er Dir diesen Diamantohrring nicht zurückgeben kann.«

»Was willst Du damit sagen, George?«

»Wenn ich nach Compton zurückkomme, so frage mich nach dem Ohrring, der zu dem gehört, den Du noch im Ohre hast. Wenn ich ihn Dir nicht zeigen kann, so behandle mich als einen Betrüger und treibe mich von Deiner Thüre.«

»Aber ich würde Dich ja kennen, George, wozu bedarf es da noch eines Erinnerungszeichens, um Dich wieder zu erkennen?«

»Du wirst es vielleicht doch bedürfen. Seltsame Dinge begegnen Männern, die ein solches

Leben führen wie ich. Ich kann vielleicht an Bord gefangen und Jahre lang von Dir fern gehalten werden. Mag ich aber nun in drei Monaten, oder in zehn Jahren zurückkommen, jedenfalls verlange von mir den Ohrring; und wenn ich ihn nicht vorzeigen kann, so glaube mir nicht.«

»Aber Du kannst ihn verlieren.«

»Ich werde ihn nicht verlieren.«

»Aber ich begreife nicht, George —«

»Ich verlange nicht, daß Du es begreifst,« erwiderte der Capitän ungeduldig.

»Ich verlange nur, daß Du dessen, was ich Dir sage, eingedenk bist und mir gehorchest,«

Er verfiel darauf wieder in Schweigen. Sie gingen nach dem äußersten Ende des langen Steindammes, während der Mond hoch in dem wolkenlosen Himmel vor ihnen hinsegelte und ihre Gestalten lange Schatten hinter sich warfen.

Sie waren eine halbe Meile von dem Quai entfernt und allein aus dem Steindamm, wo nur das Echo ihrer Tritte und das Rauschen der Wogen sich vernehmen ließen.

Das Boot des Vultur wartete am Ende des Steindammes. Capitän Duke nahm seine Frau in seine Arme und drückte einen Kuß ans ihre kalte Stirne.

»Du wirst einen einsamen Rückweg nach dem Wirthshause haben, Millicent,« sagte er, »ich habe ihnen aber anbefohlen für Deine Bequemlichkeit Sorge zu tragen und darauf zu sehen, daß Du morgen mit der Kutsche sicher wieder nach Hause befördert wirst. Lebe wohl und Gott segne Dich. Gedenke dessen, was ich Dir diesen Abend gesagt habe!«

Etwas in seinem Benehmen — eine Zärtlichkeit, die ihm sonst fremd war, rührte ihr sanftes Herz.

Sie hielt ihn auf, als er im Begriff war, die Stufen hinunter zu steigen.

»Es war mein Mißgeschick, daß ich Dir niemals eine gute Frau war, George Duke. Ich will für Deine Sicherheit beten, während Du fern auf der grausamen See bist.«

Der Capitän drückte ihre kleine zitternde Hand.

»Lebe wohl, Millicent,« sagte er, »und vergiß nicht.«

Ehe sie ihm antworten konnte, war er fort. Sie sah, wie die Matrosen das Boot abstießen, und hörte den regelmäßigen Ruderschlag, während das kleine Fahrzeug leicht auf der Oberfläche der Wogen dahinschoß.

Sie stand da und sah dem Boot nach, bis es ans dem vom Mondlicht beleuchteten Gewässer nur noch wie ein kleiner schwarzer Punkt erschien. Dann drehte sie sich langsam um und kehrte nach dem Quai zurück.

Es war für ein so verzärteltes Wesen wie Millicent Duke in der Stille der Mitternacht ein langer einsamer Gang. Sie war auch keine besonders muthige Frau, sehr nervös und überempfindlich, wie der Leser weiß.

Die Uhren begannen zwölf zu schlagen, als sie sich der Mitte des verlassenen Steindamms näherte. Eine nach der andern verkündeten mit metallener Stimme die Mitternachtsstunde. Als der letzte Schlag der letzten Glocke erstarb, und die schlafende Stadt wieder in Schweigen zurückfiel, hörte sie den festen Tritt eines Mannes, der langsam auf sie zukam.

Sie mußte an ihm vorübergehen, wenn sie auf den Quai gelangen wollte.

Diese Begegnung erschreckte sie. Es war vielleicht ein Räuber, der sie angreifen und berauben würde.

Das arme Mädchen war bereit, ihre Börse und Schmucksachen mit Ausnahme des Armbands von Darrell ihm zu Füßen zu werfen. Der Fremde kam in dem gespenstigen Mondlicht immer näher und näher, bis er sich Millicent Duke gegenüber befand und mit dem vollen Mondlicht auf seinem Gesicht, da stand und sie anblickte.

Sie hatte gehofft, sie könnte rasch an dem Manne vorübereilen; aber sie stand jetzt ihm gegenüber still, an den Boden gewurzelt, und die Glieder vom Schrecken gelähmt.

Ihre Hände fielen kraftlos an ihrer Seite nieder. Sie konnte nur blaß und unbeweglich da stehen mit weitgeöffneten Augen, welche bewußtlos in das Gesicht des Mannes starrten. Er trug einen blauen Rock und einen dreieckigen Hut, welcher keck auf seinem Kopf saß und in keiner Weise sein Gesicht überschattete.

Sie war allein, eine halbe Meile von menschlicher Wohnung oder menschlicher Hilfe entfernt, allein um Mitternacht mit dem Geist ihres Mannes.

Sie taumelte von der gespenstischen Gestalt weg auf die Seite, dann schwankte sie einige Schritte vorwärts und dann einen verzweifelten Muth fassend, stürzte sie blindlings, in der Richtung des Quais vorwärts. Sie war athemlos und fast erschöpft, als sie das Wirthshaus erreichte. Eine Dienerin hatte auf sie gewartet. Das Feuer brannte lustig in dem kleinen Zimmer und Alles war freundlich und angenehm in demselben.

Sie fiel dem Mädchen in die Arme und schluchzte laut.

»Verlaßt mich nicht, sagte sie, »laßt mich nicht allein in dieser schrecklichen Nacht. Ich habe oft von solchen Dingen gehört, aber niemals gewußt, wie wahr die Leute gesprochen, welche dieselben erzählt haben. Das wird eine schlimme Fahrt für das Schiff werden, das in dieser Nacht abgesegelt ist. Ich habe den Geist meines Mannes gesehen!«

Sechstes Capitel.

Sally Pecker lüftet den Vorhang der Vergangenheit.

Der größte Theil eines Jahres hatte seinen langsamen, eintönigen Lauf vollendet, seit jener mond hellen Januarnacht, in welcher Millicent Duke auf dem langen Steindamm zu Marley Water dem Schatten ihres Mannes gegenübergestanden hatte. Die Geschichte von Capitän George Duke's Geist war in dem Städtchen Compton allgemein bekannt, obschon sie Millicent unter dem Siegel der Verschwiegenheit nur der ehrlichen Sally Pecker erzählt hatte.

Die Klügste des weiblichen Geschlechts ist nicht ganz frei von einem Anflug weiblicher Schwäche. Mrs. Sally hatte zwar gesucht, dieses feierliche Geheimniß zu bewahren; aber die Aufgabe war zu groß für sie. In Folge gewisser Winke und Andeutungen, die sie in Gegenwart ihrer Vertrauten fallen ließ, wußte nach Verlauf von drei Tagen ganz Compton, daß die Wirthin vom Schwarzen Bären etwas Wundervolles auf dem Herzen habe, was sie, wenn sie wollte, ihren speciellen Freunden und Gästen enthüllen könnte.

Dazu kam noch, daß Samuel Pecker selbst einen früheren Anspruch auf den Geist des Capitäns vorbringen konnte. Hatte er nicht die Erscheinung gesehen und mit ihr gesprochen? Es war deshalb kaum zu wundern, wenn die Geschichte nach und nach bekannt und in allen häuslichen Kreisen des Städtchens besprochen wurde. Das einfache Landvolk war sehr geneigt, an Capitän Duke's Doppelgänger zu glauben, und Niemand gab sich die Mühe, eine natürliche Erklärung für die Erscheinung zu suchen, welche Mr. Pecker und Mrs. Duke in Schrecken gesetzt hatte. Jedermann hegte die Ueberzeugung, daß dieselbe von schlimmer Vorbedeutung für den Capitän sei, und als die drei Monate, welche für die Fahrt des Vultur in Aussicht genommen waren, verließen, ohne daß George Duke nach Compton zurückkehrte, sagten die ehrlichen Cumberländer zu einander, daß sie niemals daran geglaubt, daß der Capitän jemals wieder lebend den britischen Boden berühren werde.

Aber Millicent vernahm nichts von diesen Reden. Sie verließ nur selten das Haus und führte nach wie vor ein abgeschlossenes, einsames Leben. Ihr Dienstmädchen, welches zuweilen die Abende in der Nachbarschaft zubrachte, hörte zwar von diesen Klatschgeschichten, aber wenn es jemals daran dachte, sie seiner Gebieterin zu wiederholen, so fühlte es beim Anblick von Millicents blassem, kummervollen Gesicht die Worte auf seinen Lippen ersterben.

»Madame hat, ohne ihr Gerede zu hören, schon Sorgen genug,« dachte die ehrliche Seele und schwieg.

Mrs. Duke erwartete mit Geduld die Rückkehr ihres Gatten, von keiner jener Aengstlichkeiten gequält, welche das Herz eines liebenden Weibes bedrängen, und zufrieden, seine Rückkehr, wenn nöthig, bis zum Ende ihres Lebens geduldig abzuwarten.

Sie wartete eine lange Zeit, Monat auf Monat verging. Das Gras wuchs lang auf den Wiesen um Compton und fiel in reichen Wogen von thauigem Grün unter der Sense des Mähers; das Getreide begann die Farbe zu ändern und wallende Seen von Roggen und Weizen verwandelten

sich vom Grün allmählig in Gold; die Erntewagen, seufzend unter ihrer reichen Aehrenlast, führten in der würzigen Abendluft die goldenen Schätze in die Scheunen; der Herbstwind fegte über die Stoppelfelder und die reifenden Beeren wurden schwarz in den Hecken; die grüne Farbe der Wälder verschwand nach und nach und das welke Laub bedeckte den Boden; die weiten Moorflächen waren bei Sonnenaufgang weiß vom nächtlichen Reif oder in dichte Nebel gehüllt; die Zeit, die unerbittliche, verfolgte ihren rastlosen Lauf und noch immer war keine Kunde von Capitän Duke und dem guten Schiff Vultur in Compton angelangt. Es hatte wirklich den Anschein, als ob die ehrlichen Bewohner des Städtchens der Wahrheit nahe gekommen wären, als sie prophezeiten, daß der Capitän niemals mehr den britischen Boden berühren werde. In ganz Compton war vielleicht Millicent Duke die einzige Person, die anders dachte.

»Es sind erst zehn Monate, seit er abwesend ist,« sagte sie, als Mrs. Pecker einen Wink fallen ließ, daß die Wahrscheinlichkeit gegen die Rückkehr des Capitäns spreche und daß sie nur correct handeln würde, wenn sie Trauerkleider anlege, »es ist noch keine zehn Monate, und George Duke war niemals ein überängstlicher Gatte. Wenn es ihm angenehm oder vortheilhaft erscheint, fern zu bleiben, so wird ihn kein Gedanke an mich um einen Tag früher zurückbringen. Selbst wenn es drei Jahre wären, würde ich mir wenig Gedanken darüber machen, Sally, und erwarten, ihn jeden Tag in's Haus treten zu sehen.«

»Ihn vielleicht, den Ihr auf dem Steindamm zu Marley gesehen, habt, Miß Milly,« antwortete Sally feierlich, »aber nicht Capitän Duke! Solche Dinge, wie Ihr und Samuel sie im letzten Winter gesehen habt, werden den Leuten nicht umsonst gezeigt, und es scheint fast ein Zweifel an der Vorsehung zu sein, daran zu zweifeln, daß der Capitän ertrunken ist. Ich hatte drei Mal geträumt, daß ich meinen ersten Mann, Thomas Masterson, todt auf einem Felsen, mitten in einer stürmischen See, liegen sähe, und nach dem dritten Male legte ich Wittwenkleider an.

»Aber Ihr hattet doch Nachricht von dem Tode Eures Mannes, nicht wahr!«

»Keine weitere Nachricht, als daß er siebzehn Jahre fort war, ohne mir einen Brief oder eine Kunde zu senden, daß er noch am Leben war, Miß Milly, und wenn dies nicht Nachricht genug ist, um eine Frau zur Wittwe zu machen, so weiß ich nicht, was es ist.

Millicent saß auf einem niedrigen Schemel, zu den Füßen von Mrs. Sally Pecker, in dem netten, kleinen Privatzimmer der Wirthin des Schwarzen Bären. Das verlassene, arme Mädchen brachte jetzt zuweilen die langen Winterabende bei der ehrlichen Sally zu, mit ihr über die schönen alten Zeiten plaudernd.

Die gewöhnlichen Gäste im Schwarzen Bären waren solide Leute, die stets zu derselben Stunde kamen und gingen, und Jahr auf Jahr ein dieselben Erfrischungen bestellten. Wenn deshalb Sally ihre liebe, junge Gebieterin zum Besuch hatte, so überließ sie es Samuel, seinen Kunden aufzuwarten, und nahm, den Geschäften den Rücken wendend, den goldenen Lockenkopf Millicents auf ihre Kniee, das verwaiste Herz mit jenen Reden von vergangenen Tagen tröstend, welche so bittersüße Erinnerungen in Mistreß Duke erweckten.

So viele Jahre Sarah Haushälterin in der Halle gewesen war, so konnte sich doch Millicent nicht erinnern, daß dieselbe jemals des Namens von Thomas Masterson Erwähnung gethan hatte, auch hatte sie die ehrliche Sally niemals über dieses Individuum befragt; an diesem düstern

Novemberabend aber lenkten einige zufällige Worte die Gedanken der Mrs. Duke auf Sarahs ersten Gatten und sie fühlte eine gewisse Neugierde in Bezug auf den verstorbenen Seemann.

»War er gut gegen Euch, Sally?« fragte sie, »und hat er Euch geliebt?«

Sally schaute, ehe sie diese Frage beantwortete, einige Augenblicke düster in's Feuer.

»Es ist eine lange Zeit her, Miß Millicent,« sagte sie, »und es kommt mir hart an, mich an alles Das zu erinnern, was war und nicht war. Ich war nur ein armes, thörichtes Ding, als Masterson zuerst nach Compton kam.« Sie hielt einen Augenblick inne, noch immer gedankenvoll in's Feuer blickend, und sagte dann mit einer fast krampfhaften Schnelligkeit: »Ich liebte ihn, Miß Milly, und er war nicht gut gegen mich.«

»Nicht gut gegen Euch« Sally?«

»Er war ein sehr schlimmer Mensch und grausam gegen mich,« antwortete Sally mit halbunterdrückter Stimme, während ihre Augen von zorniger Erinnerung leuchteten. »Mein armer alter Großvater hatte mir einiges Geld hinterlassen und dieses war es, was der Schurke suchte, nicht mich. Ich hatte etwas Silberzeug von meiner Großmutter, und dies schätzte er höher als mich. Er preßte jeden Pfennig, den ich besaß, aus mir heraus und verließ mich dann ohne Kleider, um mich zu bedecken, und fast ohne Brod. Ihr seht mich, Miß, wie ich hier ganz meinen eigenen Willen habe und Samuel ganz nach meinem Gutdünken lenke. Es ist vielleicht die Erinnerung an meine eigene Mißhandlung und der Gedanke, wessen ein Mann fähig ist, wenn er einmal die Oberhand erlangt hat, was Mich so scharf gegen Pecker macht. Ihr würdet es nicht glauben, daß ich dieselbe Frau sei, wenn Ihr mich bei Masterson gesehen hättet. Ich fürchtete mich vor ihm, Miß Millicent, ich fürchtete mich vor ihm.«

Selbst die Erinnerung an ihren verstorbenen Mann schien das starke Herz der gewichtigen Sarah mit Schrecken zu erfüllen. Sie kauerte am Kamin nieder, sich an Millicent drängend, als ob sie selbst an diesem schwachen Rohr eine Stütze suchen wollte.

»Sally, Sally!« rief Millicent, »warum habt Ihr Euch so vor ihm gefürchtet?«

»Weil er ein — ich habe Euch noch nicht die ganze Wahrheit über ihn gesagt, Miß Millicent, und ich habe sie noch keinem sterblichen Ohre anvertraut und werde sie auch keinem mit Ausnahme des Eurigen jemals anvertrauen. Ich habe ihn immer einen Seemann genannt, aber er war einer der verwegensten Schmuggler, die jemals ihren König und ihr Land beraubt haben, und ich entdeckte es erst drei Monate nach meiner Verheirathung.«

Es dauerte eine kleine Weile, bis Millicent etwas darauf antwortete. Sie saß da, mit ihren schlanken Händen die fleischige Rechte von Sarah umspannend, und ihre großen, blauen Augen mit dem ihr eigenthümlichen, ernsten, gedankenvollen Blick auf die rothe Flamme des Kamins gerichtet. Sie dachte vielleicht daran, wie wenig sie im Ganzen von dem Capitän des Vultur und dem Dienst, in welchem dieses Fahrzeug beschäftigt war, wußte.

»Meine arme, arme Sarah! es war sehr hart für Euch,« sagte sie endlich. »Compton ist so weit von der Welt entfernt, und wir sind so unwissend, daß es kein Wunder ist, wenn Ihr getäuscht worden seid. Andere, sind seitdem ebenfalls getäuscht worden.«

Mrs. Sarah Pecker nickte. Sie hatte die dunkeln Gerüchte vernommen, die über das gute Schiff Vultur und seinen Capitän unter den Leuten in Compton im Umlauf waren. Sie seufzte nur, indem sie murmelte:

»Ah, Miß Milly, wenn dies das Schlimmste gewesen wäre, so wäre es ohne Klage ertragen worden, denn ich war in jenen Tagen von milderem Temperament als jetzt. Wir wohnten nicht in Compton, sondern in einem kleinen Dorfe an der Küste, das für das gesetzlose Gewerbe meines Mannes günstiger gelegen war. Wir lebten fünf Jahre mit einander und ich wagte es niemals, mich über mein hartes Loos oder über seine verbrecherische Beschäftigung zu beklagen. Ich kümmerte mich wenig darum, was er that oder wohin er ging, denn ich hatte meinen Trost und mein Glück. Ich hatte meinen Knaben, der ein Jahr, nachdem wir Compton verlassen hatten, geboren wurde — einen so schönen Knaben mit großen, schwarzen Augen und schwarzem, gelockten Haare — und ich war glücklich, so lange Alles gut mit ihm ging. Aber das Bitterste sollte noch kommen, Miß Milly, denn als das Kind vier Jahre alt war, sah ich, daß es der Vater seine eigenen schlimmen Manieren lehrte, ihm seine eigenen schlimmen Worte in den Mund legte und es dazu erzog, sich selbst und Denjenigen, die es liebten, ein Fluch zu werden. Ich konnte dies nicht ertragen. Ich hätte mich mit Füßen treten lassen, aber ich konnte nicht sehen, daß mein Kind vor den Augen seiner Mutter dem Verderben entgegenging. Ich sprach dies eines Abends gegen Masterson aus. Ich war vielleicht zu heftig, denn ich befand mich in großer Aufregung und meine Leidenschaft riß mich fort. Ich sagte ihm, daß ich die Absicht habe, das Kind seinem Bereich zu entziehen. Ich wollte in einen Dienst gehen und für es arbeiten, um einen ehrlichen Mann aus ihm zu machen. Er lachte und erklärte, ich könne den Balg haben, und ich nahm ihn beim Wort. Ich legte mich an diesem Abend, mit dem Knaben in meinem Arme, schlafen. Ich gedachte, am folgenden Morgen nach Compton zurückzukehren, wo ich Freunde hatte und hoffen durfte, für mich und mein Kind den nöthigen Unterhalt zu finden. O, Miß Millicent, Miß Millicent, möchtet Ihr niemals eine so bittere Prüfung erleben, als die meinige war! Als ich von einem angenehmen Traum über das neue Leben, das wir führen wollten, erwachte, war mein Kind fort. Sein grausamer Vater hatte es mir weggenommen und ich habe seitdem weder Masterson noch den Knaben wiedergesehen.«

»Ihr habt doch in dem Dorfe gewartet, wo er Euch verlassen hatte?« fragte Millicent.

»Ein Jahr und darüber, Miß Mithin in der Hoffnung, daß er zurückkommen und den Knaben mitbringen werde; aber keine Kunde kam von ihm oder dem Kinde. Nach Ablauf dieser Zeit hinterließ ich bei den Nachbarn, ich sei nach Compton gegangen, und kam geraden Wegs hierher. Ich war seither Hausmagd in der Halle gewesen und Euer Vater nahm mich als Haushälterin an, und ich lebte viele Jahre hindurch glücklich in dem lieben alten Hause und liebte Euch und Muster Darrell wie meine eigenen Kinder; aber ich habe niemals meinen Knaben vergessen, Miß Millicent, und es vergeht selten eine Nacht, wo ich seine schönen, schwarzen Augen nicht in meinen Träumen sehe.«

»O Sally, Sally, wie bitter habt Ihr gelitten und wie sehr habt Ihr Ursache, das Andenken dieses Mannes zu hassen!«

»Es kommt uns nicht zu, hart von Denen zu sprechen, die todt und dahin sind. Lassen wir sie ruhen mit ihren Sünden auf ihren eigenen Häuptern und wenden wir uns zu glücklicheren Zeiten. Als Thomas Masterson davonging und mich ohne alle Hilfsmittel zurückließ, hatte ich keinen

Gedanken daran, daß ich jemals Gebieterin des Schwarzen Bären werden würde. Pecker ist mir ein guter und aufrichtiger Freund gewesen, Miß, und ich segne die Vorsehung, die mir ihn zum Ehemann gegeben.«

Hier wagte es Mr. Samuel Pecker, den Kopf in's Zimmer zu stecken und sich einige Fragen, die mit der Wirthschaft in Verbindung standen, zu erlauben. Die Antwort, die er darauf von seiner geliebten Eehälfte erhielt, war so scharf, daß er sich verwirrt zurückzog, ohne zu erhalten, was er wünschte; denn die würdige Sarah hatte das mit vielen Frauen, welche schwache Männer haben, gemein, daß sie denselben ihre zärtlichen oder dankbaren Gefühle sorgfältig zu verbergen suchen, weil sie stets in Furcht schweben, daß ihre Eheherren, wenn sie mit gewöhnlicher Höflichkeit behandelt werden, in Versuchung kommen könnten, die Herrschaft an sich zu reißen.

*

*

*

So trat der traurige Winter ein und mit Ausnahme der ehrlichen Sally Pecker und der kleinen, blassen Frau des Pfarrers, welche genug zu thun hatte, um mit dem geringen Gehalt ihres Mannes sieben Kinder zu erziehen, war Millicent Duke fast freundlos. Sie war so schüchtern und zurückgezogen daß sie niemals viele Bekanntschaften gemacht hatte. In den glücklichen alten Tagen war Darrell ihr Freund und Vertrauter gewesen und sie hatte sich niemals andere gewünscht. So schloß sie sich jetzt in ihr kleines, nettes Haus ein und die Leute von Compton sahen sie selten, ausgenommen in der Kirche und auf ihrem Wege nach dem Schwarzen Bären.

Millicent erhielt keine eigenhändige Nachrichten von Darrell; aber der junge Mann schrieb alle sechs Wochen an Sarah Pecker, für die es keine geringe Aufgabe war, diese Briefe zu beantworten. So erhielt Mrs. Duke durch Sally Nachrichten von ihrem Cousin, während dieser aus derselben Quelle erfuhr, daß der Capitän noch immer mit seinem Schiffe abwesend sei.

Darrell hatte Freunde in London gefunden und war als Sekretär bei einem edlen schottischen Lord in Dienst getreten, der im Verdacht stand, ein geheimer Anhänger der vertriebenen Königsfamilie zu sein.

Siebentes Capitel.

Wie Darrell Markham sein Pferd wiederfand.

Während Millicent in dem kleinen Privatzimmer des Schwarzen Bären saß, ihren Kopf auf Sarah Peckers Knieen und ihre melancholischen blauen Augen auf die rothe Gluth im Kamin gerichtet, ritt Darrell Markham durch den dichten Novembernebel mit Briefen und Botschaften seines Gönners, Lord C., westwärts zu einem edlen Gentleman in Somersetshire, dessen Landsitz in der Nähe von Bristol lag.

Das erste Nachtquartier aus seiner Reise wollte Darrell in Reading nehmen. Es war bereits finster, als er die Stadt betrat, und er ritt zwischen zwei Reihen flackernder Oellampen geraden Wegs nach dem Gasthof, den man ihm empfohlen hatte. Die oberen Fenster des Hauses waren glänzend erleuchtet und der Reisende konnte das Klirren von Gläsern und lauten, fröhlichen Lärm vernehmen. Obschon finster, war es doch noch früh und der untere Theil des Hauses war theils mit stämmigen Farmern, die zum Markt gekommen waren, theils mit Leuten aus der Stadt angefüllt, die hier ihren gewöhnlichen Abendtrunk einnahmen.

Darrell warf die Zügel dem Stallknecht zu, dem er besondere Weisungen in Betreff der Behandlung des Pferdes gab.

»Ich werde, wenn ich zu Abend gegessen habe, selbst in den Stall kommen,« sagte er, »um zu sehen, wie das Thier aussieht, denn es hat morgen ein hartes Tagwerk vor sich und es muß deshalb, wenn ich aufbreche, in gutem Zustande sein.

Der Stallknecht berührte seinen Hut und führte das Pferd fort. Es war ein großes, starkknochiges Thier von grauer Farbe, nicht besonders schön von Aussehen, aber kräftig genug, um jede Anstrengung zu ertragen.

Der Wirth führte Darrell die breite Treppe hinauf und in einen langen Gang, wo man dieselben lauten Stimmen hörte, die auf der Straße die Aufmerksamkeit des jungen Mannes erregt hatten.

»Ihr habt da eine aufgeräumte Gesellschaft,« sagte er zu dem Wirth, der ein paar Wachslichter trug und seinem Gast vorleuchtete.

»Ja, die Herren sind lustig, Sir,« sagte der Mann; »sie sitzen seit langer Zeit bei ihrem Wein und Sir Lovel Mortimer scheint es zu verstehen, seine Freunde bei der Flasche festzuhalten.«

»Sir Lovel Mortimer?«

»Ja, Sir, ein reicher Baronet von Devonshire, der mit einigen seiner Freunde nach London reist.«

»Sir Lovel Mortimer,« sagte Darrell nachdenklich; »ich kenne in Devonshire keinen Edelmann dieses Namens.«

»Er scheint ein Gentleman zu sein, der an großen Aufwand gewöhnt ist,« antwortete der Wirth, »er hat alle Diener im Hause in Athem gehalten, seit er hier abgestiegen ist, um das Diner einzunehmen.«

Die Gewohnheiten dieses Devonshire-Baronets interessirten Darrell sehr wenig. Er verzehrte sein einfaches Abendmahl und ging dann die Treppe hinunter und fragte nach dem Wege zum Stalle. Der Stallknecht kam zu ihm mit einer Laterne und führte ihn durch den Hof in einen geräumigen Stall mit sechs Ständen. Die Stände waren alle voll und da Darrells graues Pferd an dem äußersten Ende stand, so mußte er seinen Weg an den andern Thieren vorüber nehmen.

»Diese Pferde da gehören Sir Lovel Mortimer und seinen Freunden,« sagte der Mann, »und schöne Thiere sind es. Sir Lovel selbst sieht wie ein Bild aus, wenn er diesen Braunen reitet.«

Er klopfte, während er dies sprach, einem Pferde auf den Schenkel. Das Thier drehte sich um und blickte mit emporgehobenem Kopf nach den beiden Männern.

»Ein hübscher Bissen Pferdefleisch, Sir,« sagte der Stallknecht, »auf jedem Markt hundert Guineen werth.«

Darrell nickte und, an den Kopf des Thieres tretend, schlang er einen Arm um den gebogenen Hals desselben und zog, die Ohren mit der andern Hand ergreifend, das Gesicht des Pferdes nieder, bis es in gleicher Höhe mit seinem eigenen stand.

»Nehmt Euch in Acht mit ihm, Sir,« rief der Stallknecht in erschrockenem Tone, »es ist dem Thiere nicht zu trauen; es hat erst vor einer halben Stunde nach einem unserer Jungen gebissen.«

»Es wird mich nicht beißen,« sagte Darrell ruhig, »gebt mir die Laterne her.«

»Ihr würdet besser daran thun, Sir, seinen Kopf gehen zu lassen, «es hat ein halsstarriges Temperament,« sagte der Mann, zurücktretend.

»Gebt mir die Laterne; ich kenne sein Temperament recht gut.«

Nur mit Widerstreben gehorchte der Stallknecht und reichte Darrell die Laterne.

»Ich hatte mir's gedacht«« sagte der junge Mann« mit dem flackernden Licht dem Pferde in's Gesicht leuchtend. »Und Du kennst Deinen alten Herrn noch, Balmerino, nicht wahr, Junge?«

Das Pferd wieherte freudig und schnupperte an Darrells Rockärmel.

»Das Thier scheint Euch zu kennen, Sir ?« rief der Stallknecht.

»Wir kennen einander so gut, wie sich zwei Brüder jemals gekannt haben,« sagte Darrell, den Hals des Pferdes streichelnd.

»Ich habe es länger als sieben Jahre geritten und es erst vor zwölf Monaten verloren. Wißt Ihr etwas Näheres über diesen Sir Lovel Mortimer, dem es gehört?«

»Nicht viel, Sir, ausgenommen, daß er ein feiner, sehr gerühmter Gentleman ist. Er kehrt stets

in unserem Hause ein, wenn er zwischen London und dem Westen reist.«

»Und geschieht das oft?« fragte Darrell.

»Vielleicht sechs oder acht Mal im Jahre,« antwortete der Stallknecht.

»Der Gentleman liebt jedenfalls die Landstraße mehr als ich,« murmelte der junge Mann. »Hat er dieses Pferd schon früher geritten?«

Der Stallknecht zögerte und kratzte sich nachdenklich hinter den Ohren.

»Ich sehe viele braune Pferde,« antwortete er nach einer Pause. »Ich kann auf dieses Thier nicht schwören. Es mag früher hier gewesen sein, oder auch nicht.«

»Ihr könnt Euch also seiner nicht erinnern ?« sagte Darrell.

»Darauf schwören kann ich nicht,« antwortete der Mann.

»Ich würde mich nicht bedenken, hundert Pfund für dieses Zusammentreffen zu geben, Balmerino, alter Freund,« murmelte Darrell, »obschon es die letzte Handvoll Guineen wäre, die ich in der Welt besitze.«

Er kehrte nach dem Hause zurück und ging sogleich an den Schenktisch, wo er den Wirth auf die Seite rief.

»Ich muß mit Einem von Euren Gästen oben sprechen,« sagte er. »Sir Lovel Mortimer muß mir zwei oder drei Fragen beantworten, ehe ich dieses Haus verlasse.«

Der Wirth erschrak schon bei dem Gedanken, diesen wichtigen Gast auf irgend eine Weise zu stören.

»Sir Lovel empfängt, wenn er hier ist, gewöhnlich keine Gesellschaft,« sagte er; »aber wenn Ihr ein Freund von ihm seid —«

»Ich habe bis zum heutigen Abend seinen Namen nicht gehört,« antwortete Darrell; »aber wenn ein Mann eines andern Mannes Pferd reitet, so muß er darauf gefaßt sein, einige Fragen zu beantworten.«

»Sir Lovel Mortimer sollte eines andern Mannes Pferd reiten ?« rief der Wirth erstaunt. »Ihr müßt Euch irren, Sir.«

»Ich habe soeben in Eurem Stall ein Pferd gesehen, von dem ich in jedem englischen Gerichtshof schwören kann, daß es mein eigenes ist.«

»Mancher Gentleman hat sich schon in Pferden geirrt,« murmelte der Wirth.

»Nicht« wenn er es sieben Jahre lang geritten hatte,« antwortete Darrell. »Seid so gefällig und überbringt Sir Lovel meinen Namen mit der Meldung, daß ich ihm sehr verbunden wäre, wenn er mir eine kurze Unterredung gewähren wollte.«

Der Wirth gehorchte mit großem Widerstreben. »Sir Lovel sei von der Reise ermüdet und werde es übel nehmen, wenn man ihn störe,« murmelte er; aber als Darrell darauf bestand, ging er mit der Botschaft des jungen Mannes hinauf und kehrte sogleich mit der Nachricht zurück, daß Sir Lovel den Gentleman sprechen wolle.

Darrell verlor keine Zeit, dem Wirth zu folgen, der ihn mit großer Förmlichkeit in Sir Lovels Zimmer einführte. Das von dem Baronet besetzte Gemach war ein großer länglicher Saal, der durch Wachskerzen in Wandleuchtern beleuchtet war. Es hatte die ganze steife Herrlichkeit eines alten Staatszimmers. Ein mächtiges Holzfeuer brannte in dem weiten Kamin und vor demselben in einem bequemen Lehnstuhl streckte sich ein weibisch aussehender junger Mann in einem Brocatschlafröck, seidenen Strümpfen mit gestickten Zwickeln und Schuhen mit rothen Absätzen und diamantenen Schnallen, die in dem Feuerlicht purpurne und regenbogenfarbene Funken sprühten. Er trug eine flachsfarbige Perücke, die so gelockt und aufgekräuselt war, daß sie um sein Gesicht einen blaßgelben Rahmen bildete und mit einem Paar großer, ruheloser schwarzer Augen und den blauen Bartstoppeln auf seinem schmalen Kinn in starkem Contrast stand. Er befand sich ganz allein, und trotz der beiden leeren Punschbowlen und dem Regiment von Flaschen auf dem Tische vor ihm, schien er vollkommen nüchtern.

»Setzt Euch, Mr. Markham,« sagte er, eine Hand schwenken, die so klein wie die eines Weibes war, und über und über von Diamanten und anderen Edelsteinen funkelte, »setzt Euch, und hört Ihr, Mr. William Byers, bringt eine neue Flasche Claret und seht darauf, daß er ein wenig besser ist, als der letzte. Meine zwei würdigen Freunde sind in's Bett getaumelt, Mr. Markham, etwas angestoßen von dem Abendgelage; aber, wie Ihr seht, habe ich mein Hirn von Spinnweben frei gehalten und stehe ganz zu Eurem Befehl.«

Sir Lovel Mortimer war ebenso weibisch im Benehmen wie in Person. Er hatte eine helle Discantstimme und sprach in der matten, gedehnten Weise, wie sie den damaligen Stutzern eigen war.

Darrell Markham erzählte mit kurzen Worten die Geschichte der Wiedererkennung seines Pferdes.

»Und Ihr habt das Thier verloren?« fragte Sir Lovel.

»Im vorigen Monat war's ein Jahr.«

»Seltsam!« lispelte der Baronet. »Ich habe auf dem Markt zu Barnstaple im vorigen Juli fünfzig Guineen für das Pferd gegeben.«

»Könnt Ihr Euch der Person erinnern, von der Ihr es gekauft habt?«

»Ja« vollkommen. Es war ein ältlicher Mann mit weißem Haar. Er gab sich für einen Farmer von Dorsetshire aus.«

»Dann ist die Spur des Spitzbuben, der mich beraubt hat, verloren,« sagte Darrell. »Ich hätte viel darum gegeben, wenn Ihr das Pferd aus erster Hand von dem Schurken, der mir im October vorigen Jahres meine Börse, meine Uhr und meine Papiere geraubt hat, die nicht mir gehörten, gekauft hättet.«

Sir Lovels rastlose schwarze Augen leuchteten, als er den Sprecher anblickte. Diese stets ruhelosen Augen bildeten einen auffallenden Gegensatz zu der gedehnten Discantstimme und dem matten, schmachttenden Benehmen des jungen Baronets. Es hatte den Anschein, als ob das weibische Wesen des Mannes nur eine Verstellung sei, deren Falschheit die lebhaften, brennenden Augen unwillkürlich verriethen.

»Wollt Ihr mir die Geschichte Eurer Begegnung mit dem Ritter der Heerstraße erzählen?« fragte er.

Darrell gab eine kurze Beschreibung seines Zusammentreffens mit dem Räuber, indem er Alles verschwieg, was sich auf Millicent und den Capitän George Duke bezog.

»Ich erwarte nicht, daß Ihr Alles dies glaubt,« sagte Darrell am Schlusse, »oder daß Ihr meine Ansprüche auf das Pferd anerkennen werdet; wenn Ihr Euch aber in den Stall bemühen wolltet, so würdet Ihr wenigstens sehen, daß das treue Thier sich seines alten Herrn erinnert.«

»Ich habe nicht nöthig, zur Bestätigung Eures Worts in den Stall zu geben, Mr. Markham,« sagte der Baronet. »Ich würde der Letzte sein, an der Wahrheit des Wortes eines Gentlemans zu zweifeln.«

Der Wirth brachte die Flasche Claret und ein paar reine Gläser, während die beiden Männer mit einander sprachen, und Sir Lovel forderte seinen Gast auf, ihm Bescheid zu thun.

Der Baronet schien sehr zu wünschen, sich Darrells Gesellschaft für den Abend zu sichern.

Er sprach von der Hauptstadt, rühmte sich seiner Eroberungen unter dem schönen Geschlecht und begann endlich, von einem Gegenstand zum andern übergehend, über Politik zu sprechen.

»Ihr scheint für beide Parteien nur wenig Interesse zu hegen, Mr. Markham,« sagte endlich Sir Lovel, nachdem er vergebens versucht hatte, Darrells politische Ansichten zu entdecken.

»Nicht besonders viel,« antwortete der junge Mann. »Ich bin auf dem Lande erzogen worden, wo all der Antheil, den wir an der Politik nehmen, darin bestand, an des Königs Geburtstage die Glocken läuten zu lassen und in der Kirche an den Sonn- und Feiertagen für Se. Majestät zu beten. Wir erhielten unsere politischen Ansichten, wie wir unsere Moden erhielten, nachdem sie in London zwölf Monate veraltet waren.«

Sir Lovel zuckte die Achseln.

»Ihr habt, wie ich sehe, keine Lust, Mr. Markham, Eure wahren Gesinnungen vor Fremden zu offenbaren, und ich zweier nicht, daß Ihr klug daran thut,« bemerkte er in vollkommen guter Laune. »Was sagt Ihr zu dem Vorschlag, einen gebratenen Kapaun mit einander zu essen?« fragte er darauf. »Meine Freunde haben des Guten zu viel gethan, um bis zum Abendessen aushalten zu können, und Ihr würdet mich sehr verbinden, wenn Ihr mir bei einer Bowle Punsch Gesellschaft leisten wolltet.«

Darrell entschuldigte sich. Er müsse, sagte er, am andern Morgen zeitig auf dem Wege sein und bedürfe nach der Anstrengung des Tages der Nachtruhe; aber der Baronet wollte keine

abschlägige Antwort annehmen. Er zog die Glocke, beschied Mr. William Byers, den Wirth, welcher in Person diesem wichtigen Gast aufwartete, und bestellte den Kapaun und den Punsch.

»Wir können bei unserem Mahl ein freundschaftliches Abkommen wegen des Pferdes treffen, Mr. Markham,« sagte Sir Lovel.

Darrell verbeugte sich. Das freundschaftliche Abkommen der beiden Männer bestand darin, daß Markham dem Baronet zwanzig Guineen zahlen und als Tausch das graue Pferd, das ebenfalls zwanzig Guineen werth war, überlassen solltet zehn Pfund war der Baronet bei dem Handel zu verlieren gewillt. So schieden Darrell und Sir Lovel als die besten Freunde von einander und am folgenden Morgen wurde Balmerino für seinen alten Herrn gesattelt und gezäumt vor die Thür des Gasthauses gebracht.

Das Thier befand sich in trefflichem Zustande und Darrell fühlte kein geringes Vergnügen, als er in den Sattel sprang. Es schien, als ob das Pferd die leichte Hand seines befreundeten Reiters erkannte. Das Pflaster von Reading dröhnte unter seinen Hufen und in zehn Minuten befand sich der Reisende auf der Straße von Bath, während die Stadt in der Ferne allmählig verschwand.

Darrell aß in Marlborough zu Mittag, wo er Balmerino zwei oder drei Stunden Ruhe gönnte. Es begann bereits zu dämmern, als er das Gasthaus verließ, und ein dicker weißer Nebel versperrte die Aussicht auf beiden Seiten der Straße. Die Dunkelheit war bereits eingetreten, als Darrell an den einsamsten Theil der Straße zwischen Marlborough und Bath gelangte.

Er besaß eine wohlgefüllte Börse, schwer genug, um für dieselbe vor den damals so zahlreichen Wegelagerern Besorgnisse zu hegen, aber er hatte ein paar gute Pistolen und fühlte sich jedem Angriff gewachsen. Allein zum zweiten Male in seinem Leben hatte er Ursache, seine Unvorsichtigkeit zu bereuen; denn bei einer Biegung der Straße hörte er plötzlich ganz nahe hinter sich den Hufschlag mehrerer Pferde und kaum hatte er seine Pistolen in Bereitschaft gesetzt, als er von drei Männern umzingelt war, von denen einer, der ihn im Rücken anfiel, in dem Augenblicke, wo er im Begriff war, zu feuern, seinen Arm in die Höhe stieß, während ihm der dritte einen Schlag auf den Kopf versetzte, ähnlich dem, der ihn vor einem Jahre auf dem Moorland von Compton vom Pferde geworfen hatte.

Als Darrell Markham wieder zur Besinnung kam, lag er in dem trockenen Straßengraben. Der Nebel hatte sich verzogen und die Sterne blinkten mit blassem Licht am winterlichen Himmel. Die Taschen des jungen Mannes waren geplündert und seine Pistolen geraubt; aber in seiner Nähe, an der Hecke angebunden, stand das graue Pferd, das er Sir Lovel Mortimer im Tausche überlassen hatte.

Betäubt durch den Schlag, der ihn niedergeworfen hatte, und vom vier- bis fünfstündigen Liegen auf dem kalten feuchten Boden steif in allen Gliedern, war Darrell gerade noch im Stande, in den Sattel zu steigen und eine halbe Stunde bis zum nächsten Wirthshaus zu reiten.

Die Leute daselbst waren sehr erschrocken, als sie das bleiche, blutige Gesicht des Reisenden sahen; aber jede Geschichte von Gewaltthätigkeit auf der Landstraße fand begierige Zuhörer und bereitwillige Theilnahme.

Der Wirth stand mit offenem Munde da, als Darrell sein Abenteuer vom vorigen Abend und

den Pferdetausch erzählte.

»War der Baronet ein feiner weibischer Kunde mit schwarzen Augen und kleinen weißen Händen?« fragte er eifrig.

»Ja.«

Der Mann sah die Umstehenden triumphirend an.«

»Ich habe mir's doch gedacht,« sagte er.

»Es ist Capitän Fanny?«

»Capitän Fanny?«

»Ja, ja, einer der verwegenen Schurken des Westens von England, der stets wie ein Aal wieder entschlüpft, wenn man denkt, man hätte ihn erwischt. Wegen seiner kleinen Hände und Füße und seines weibischen Wesens ist er Capitän Fanny getauft worden.«

Während der Wirth dies sagte, trat der Stallknecht herein.

»Ich weiß nicht, ob Ihr davon etwas wißt, Sir,« sagte er, Darrell ein zusammengefaltetes Papier überreichend, »es war an den Zügel gebunden.«

Der junge Mann entfaltete das Papier und las folgende Worte:

»Mit Sir Lovel's Empfehlungen an Mr. Markham und in strenger Uebereinstimmung mit dem alten Sprichwort, daß Tausch kein Diebstahl ist.«

[Capitän Fanny war übrigens eine geschichtliche Person, ein kecker Wegelagerer, der mehrere Jahre lang viel von sich reden machte und selbst in Romanen und Schauspielen der damaligen Zeit figurirte. A. d. Uebers.]

Achtes Capitel.

Wie ein fremder Hausirer eine große Veränderung
in der Gesinnung und dem Benehmen von
Sally Pecker hervorbrachte.

Darrell Markham wartete in dem Wirthshause an der Landstraße, bis ihm die langsame Post jener Zeit ein Packet mit Geld von seinem Freunde und Gönner, Lord C., brachte. Dieses Zusammentreffen mit Capitän Fanny ärgerte und demüthigte ihn. Zum zweiten Mal in seinem Leben war er geschlagen worden und zum zweiten Male sah er sich seiner Rache beraubt. Der ländliche Constabel, dem er die Geschichte des Raubes erzählte, zuckte bloß die Achseln und erbot sich, ihm ein Dutzend ähnlicher Abenteuer zu erzählen, die sich im Laufe der letzten Wochen zugetragen. So blieb Darrell nichts Anderes übrig, als den Verlust seines Pferdes und seines Geldes ruhig zu ertragen und weiter zu reiten, um seine Aufträge in Somersetshire auszuführen — Aufträge, von denen Übrigens niemals etwas Gutes kam, denn an eine Wiedereinsetzung des Hauses Stuart war bald nicht mehr zu denken.

Im Verlaufe dieser ganzen Zeit, während Darrell vom Westen langsam nach der Hauptstadt zurückkreiste, während Sally Pecker im Schwarzen Bären und Jedermann in Compton mit Vorbereitungen für das bevorstehende Christfest beschäftigt war, wartete Millicent Duke Tag für Tag auf die Rückkehr ihres Gatten. Ganz Compton mochte ihn fast für todt halten; aber Millicent konnte diesen Glauben nicht theilen. Sie schien die feste Ueberzeugung zu hegen, daß alle Stürme, die das Meer aufregten, den Tod, von George Duke nicht bewirken könnten. Sie erwartete mit einer scheuen Furcht, daß ihn jeder Tag zurückbringen werde. Sie stand des Morgens mit dem Gedanken aus, daß er, ehe es Abend würde, am Kamin sitzen werde. Sie hörte niemals den Ton einer Thürklinke, ohne zu fürchten, daß seine Hand daraus sein möchte, und jeder männliche Tritt aus der Hauptstraße des Städtchens machte sie zittern, weil sie den seinigen zuerkennen glaubte. Ihre Begegnung mit George Duke auf dem mondbeschiedenen Steindamm von Marley hatte ihrer alten Furcht und ihrer Abneigung vor ihrem Gatten einen neuen Schrecken zugefügt. Sie hielt ihn jetzt für ein Wesen, das mit unheiligen Vorrechten begabt sei. Er mochte vielleicht unsichtbar in ihrer Nähe verweilen. Er mochte sich vielleicht in den schattigen Winkeln des dunkeln Getäfels verbergen oder draußen vor dem Fenster im Schnee stehen. Er mochte ihre geheimsten Gedanken erspähen und, ihr Mißtrauen und ihre Abneigung kennend, Jahre lang fern bleiben, nur um sie durch seine Rückkehr, wenn sie ihn nicht mehr erwartete und selbst gelernt hatte, glücklich zu sein, noch mehr zu peinigen.

Wie man sieht, muß man ihrem einsamen Leben, ihrer beschränkten Erziehung und ihrem poetischen Gemüth, von dem der Schatten des Aberglaubens oft unzertrennlich ist, Vieles zu Gut halten.

Von ihrem Bruder Ringwood erhielt sie nie eine direkte Mittheilung, und die wenigen Nachrichten, die sie aus fremden Quellen vernahm, sprachen nur von seinem ausschweifenden Leben. Sie wußte, daß er unter schlechten Menschen seine Gesundheit zu Grunde richtete; aber es kam ihr nie ein Gedanke, daß der Tod ihres Bruders sie zur Gebieterin des stattlichen alten Schlosses, in welchem sie geboren war, sammt des dazu gehörigen ausgedehnten Arealen an

Feldern, Wiesen und Wäldern erheben würde.

Sally Pecker befand sich in der vollen Fluth ihrer Weihnachtsvorbereitungen. Fette Gänse, Kapaune und Truthähne hingen in der Speisekammer neben dem mächtigen Rinderbraten, welcher das Hauptgericht beim Weihnachtsschmause bildete. Ueberall in der Küche, in der Speisekammer und im Keller waren reichliche Vorräthe guter Dinge für das bevorstehende Fest aufgehäuft. Samuel erhielt die Erlaubniß, das alte Wirthshaus mit Guirlanden von Stechpalme und Mistel auszuschnücken, wobei er in Gefahr kam, von der wackeligen Leiter zu fallen und den Hals zu brechen; aber sämtliche wichtigere Vorbereitungen fielen Sarah zu. In der Küche wie in der Speisekammer war Sally die vorsitzende Göttin. Betty, die Küchenmagd, rupfte die Gänse, während ihre Gebieterin die Weihnachtspasteten bereitete und das Zubehör für den großen Pudding herrichtete, welcher am folgenden Tage als ein wahres Schaustück die Tafel schmücken sollte. So wichtig waren diese Vorbereitungen, daß am 24. December 9 Uhr Abends die Magd und ihre Gebieterin in der großen Küche des Schwarzen Bären noch immer vollauf beschäftigt waren. Diese Küche lag an der Rückseite des Hauses und war von dem Hauptzimmer und der großen Hauptthür durch einen langen Gang getrennt, welcher das Klappern der Schüsseln und Teller und den Geruch der in der Zubereitung begriffenen Speisen von den Ohren und Nasen der Gäste fern hielt.

Sally Pecker und ihre Magd befand sich allein in der Küche, denn Samuel und die beiden Zimmermädchen hatten genug zu thun, um den zahlreichen Kunden aufzuwarten. Der harte Frost, welcher seit einigen Tagen zur großen Freude der guten Leute von Compton geherrscht hatte, war diesen Nachmittag in Regen umgeschlagen und hatte die Hoffnung auf trockene Festtage zu Nichte gemacht.

»Regen und nichts als Regen,« sagte Mrs. Pecker, mit einer Miene des Verdrusses die hintere Thür zuschlagend, nachdem sie einige Minuten in die Nacht hinausgeblickt hatte. »Weihnachten erscheint bei solchem Wetter wie dieses kaum wie Weihnachten. Wir könnten morgen eben so gut junge Hühner und grüne Erbsen und Kirschenpasteten haben, denn es ist so schwül, daß ich es kaum am Feuer auszuhalten vermag.«

Die Dienstboten im Schwarzen Bären wußten den Werth eines guten Platzes und eines ruhigen Lebens zu wohl zu schätzen, als daß sie ihrer Gebieterin widersprochen hätten. So stimmte Betty, die Küchenmagd, sogleich mit Mrs. Pecker überein, und erklärte, daß das Wetter unangenehm warm sei.

Die hintere Thüre, welche von der Küche aus den Hof führte, war der Eingang, dessen sich gewöhnlich die Handelsleute des Städtchens bedienten, welche der Mrs. Pecker ihre Waaren brachten; ebenso Bettler und Vagabunden, die gewöhnlich von Sarah und ihren Dienstboten mit scharfen Worten fortgewiesen wurden.

An diesem Christabend erwartete Mrs. Pecker ein Packet mit Waaren von der nächsten Marktstadt, das ihr der gewöhnliche Bote mitbringen sollte.

»Purvis kommt heute spät, Betty,« sagte sie, als die Uhr neun schlug, »und ich brauche doch die Rosinen für meinen Pudding so nothwendig. Das ist sehr ärgerlich; ich wollte wetten, daß der Mann überall, wo er hinkommt, schwatzt und trinkt.«

Betty murmelte etwas von Weihnachten und von einem freundschaftlichen Glas aus Anlaß des Wetters; aber Mrs. Pecker schnitt die Entschuldigung ihrer Dienerin für den säumigen Boten kurz ab und sagte scharf:

»Weihnachten oder nicht, die Leute sollten die Geschäfte, von denen sie leben, pünktlich besorgen, und was die freundschaftlichen Gläser aus Anlaß des Wetters betrifft, so gibt es kaum ein Wetter, das den Männern nicht einen Vorwand zum Trinken darbietet, denn jeder Wind, der geht, dient ihnen zur Entschuldigung für ein frisches Glas.«

Es schien fast, als ob der Bote den Schimpf, der auf sein schuldiges Haupt gehäuft wurde, gemerkt hätte, denn in diesem Augenblicke hemmte ein scharfes Klopfen am Fensterladen den vollen Strom von Mrs. Peckers Beredsamkeit.

»Das ist Purvis, ich möchte darauf wetten,« rief sie; »der Narr kann das Fenster nicht mehr von der Thüre unterscheiden, wahrscheinlich weil es Weihnachten ist. Lauf, Betty, und hol das Packet. Greif« in meine Tasche und nimm den Sixpence heraus, der ihm zu bezahlen ist, denn ich kann meine Hände nicht aus dem Teig nehmen.«

Das Mädchen beeilte sich die Thüre zu öffnen und trat in den Hof hinaus, kehrte aber sogleich mit der Meldung zurück, daß nicht Purvis, sondern ein Hausirer draußen sei, welcher der Mrs. Pecker einige Seidenzeuge und Spitzen zu zeigen wünsche.

»Seiden und Spitzen!« rief Sally, »ich brauche keinen solchen Tand. Sage dem Mann, er soll sogleich seines Weges gehen. Ich dulde es nicht, daß sich solche Landstreicher des Nachts in's Haus eindrängen.«

Das Mädchen ging wieder an die Thüre und suchte den Mann abzuweisen, der sehr wenig sagte und mit einer gedämpften Stimme sprach, welche kaum das Ohr der Mrs. Becker erreichte; was er aber sagte, ging darauf hinaus, daß er sich nicht entfernen wolle, bis er die Gebieterin des Schwarzen Bären gesprochen habe.

Betty kam zurück, um dies der Mrs. Pecker zu berichten.

»So, er will nicht?« rief die furchtbare Sarah aus, ihre Stimme erhebend, daß es der Hausirer hören konnte, »das wollen wir doch sehen. Sage ihm, daß wir Constabel in Compton haben und daß unsere Polizei mit Landstreichern und Vagabunden keinen Spaß versteht, sondern, wie sich's gebührt, hübsch hart mit ihnen verfährt.«

»Aber Ihr werdet doch nicht hart, gegen mich sein wollen, Mrs. Pecker? Ich denke, Ihr werdet es nicht über das Herz bringen können, hart gegen mich zu sein,« sagte der Mann, seinen Kopf in die Küche steckend.

Er war ein starker breitschultriger Mensch mit einer großen gebogenen Nase, blitzenden schwarzen Augen und einer Gesichtsfarbe, die in Folge der Witterungseinflüsse eine fast kupferbraune Farbe angenommen hatte. Er trug einen dreieckigen Hut, der mit beschmutzten Borten besetzt und sorglos auf die eine Seite des Kopfes gestülpt war. Sein glattes Haar hatte eine bläuliche Schwärze und auf seinem fetten Doppelkinn stand ein dicker schwarzer Bart. Goldene Ringe glänzten in seinen Ohren und etwas wie ein Diamant schmückte seine

schmutzige Krawatte. Seine bronzefarbene Hand, welche die offene Kiste hielt, während er Mrs. Pecker anredete, war ebenfalls mit Ringen besetzt, welche entweder Kupfer oder reiches barbarisches Gold sein mochten.

»Ihr werdet Euch nicht weigern, die Seidenstoffe anzusehen, Mrs. Sally,« sagte er in schmeichelndem Tone, »oder einem armen müden Wanderer ein Glas Punsch zu geben an diesem fröhlichen Weihnachtsabend ?«

Mrs. Pecker zog die Hände aus dem Teig, aber so weiß sie waren, so waren sie doch um keinen Schatten weißer als ihr gewöhnlich geröthetes Gesicht. Zum ersten Mal schien die Wirthin des Schwarzen Bären um eine scharfe Antwort verlegen.

»Ihr könnt herein kommen,« sagte sie halb leise, in den nächsten Stuhl sinkend. »Betty, geh' hinauf, Mädchen. Ich will doch hören, was der Mann wünscht.«

Aber die Küchenmagd war keineswegs geneigt, die Unterhaltung zwischen ihrer Gebieterin und dem Hausirer, worin sie auch bestehen mochte, zu verlieren, und so sehr sie auch gewöhnt war, derselben zu gehorchen, so wagte sie es doch, diesmal zu zögern.

»Wenn es Seidenzeuge oder Spitzen sind, die Ihr ansehen wollt, Madame,« sagte sie, »so verstehe ich auch etwas davon, denn in meinem letzten Platz hat die Frau immer solche von Juden und Hausirern gekauft!«

»Du bist ohne Zweifel sehr klug, meine Dirne,« antwortete der Hausirer, »aber Deine Frau wird wohl ein seidenes Kleid auch ohne Deinen Rath kaufen können. Verlasse die Küche; hörst Du, Mädchen?«

Betty warf den Kopf empor, rührte sich aber nicht von ihrem Posten neben Mrs. Pecker.

»Hörst Du, Mädchen,« sagte der Hausirer wüthend. »Gehe!«

»Nicht auf Euren Befehl!« antwortete Betty. »Ich habe keine Lust, Euch mit Einem wie er ist, allein zu lassen, Madam,« sagte sie zu ihrer Gebieterin und dann setzte sie flüsternd hinzu: »An der Wand dort hängt Eure silberne Uhr und auf der Anrichte liegen drei Theelöffel.

»Geh' Betty,« sagte Mrs. Pecker fast in demselben schwachen — halblauten Tone, mit dem sie vorher gesprochen hatte. Geh, Mädchen, ich werde zur Auswahl eines Kleides nicht über zehn Minuten brauchen, und wenn der Mann mit mir zu sprechen wünscht, so muß es ihm gestattet werden.«

Sie erhob sich mit Mühe von dem Stuhle, auf den sie gesunken war, als der Hausirer seinen Kopf zuerst zur Thüre hereingesteckt hatte. Sie folgte Betty durch den Gang in den Hausflur, sich davon überzeugend, daß sie sich wirklich entfernt hatte, und dann schloß sie die Thüre, durch welche die Küche mit dem übrigen Theil des Hauses in Verbindung stand.

Der Hausirer saß vor dem Feuer, seine Pfeife rauchend, als Mrs. Pecker zurückkehrte. Er hatte den Hut abgenommen und sein langes schwarzes Haar fiel unordentlich auf den Nacken nieder. Er trug einen burgunderfarbigen beschmutzten Rock und hohe Stiefel, die seit langer Zeit keine

Bürste gesehen hatten.

»Ist Alles sicher?« fragte er, als Mrs. Pecker wieder in die Küche trat.

»Ja.«

»Keine herumschleichenden Horcher, keine Augen oder Ohren am Schlüsselloch?«

»Nein«

»Das ist angenehm. Nun, Sarah Pecker, hört mich an.«

Was aber auch der Hausirer zu sagen hatte, Niemand als die Wirthin des Schwarzen Bären hätte etwas davon erzählen können. Betty, die Küchenmagd, die bald ihr Auge, bald ihr Ohr an das Schlüsselloch der Thüre am Ende des Ganges legte, konnte mit Hilfe des ersten Organs nur den schwachen Schimmer des Heerdfeuers wahrnehmen, während sie mit aller Anstrengung des zweiten nur das Murmeln der rauhen Stimme des Hausirers vernahm.

Kurz darnach hörte dieses Murmeln ganz auf und Betty begann zu denken, daß der Mann fort sein müsse, noch aber immer erschien Mrs. Pecker nicht, um die Thüre aufzuschließen.

Fast eine Viertelstunde horchte Betty, jeden Augenblick über dieses sonderbare Schweigen mehr in Verwirrung gerathend.

»Der Mann muß fort sein,« dachte sie, »und die Frau hat vergessen, mich in die Küche zurückzurufen.«

Sie klopfte und rüttelte an der Thüre.

»Bitte, bringt den Schlüssel, Madame!« rief sie. »Das letzte Gebäck Pasteten verbrennt, wenn es nicht umgewandt wird.«

Aber es kam noch immer keine Antwort.

Jetzt rief das Mädchen seine Gebieterin aus vollem Halse; aber kein Laut ließ sich aus der Küche vernehmen.

Das Mädchen stand einige Augenblicke mit klopfendem Herzen still, während sie darüber nachsann, was wohl dieses verhängnißvolle Schweigen bedeuten könne. Dann ergriff sie ein plötzlicher Schrecken und einen scharfen schrillen Schrei ausstoßend, eilte sie, so schnell sie die Füße tragen konnten, davon, um Mr. Samuel Pecker aufzusuchen.

Sie fürchtete, daß dieser fremde Hausirer mit den großen Ringen in den Ohren wegen der silbernen Löffel und der großen Taschenuhr ihre gewichtige Gebieterin davon geschleppt habe.

Samuel saß in dem kleinen Nebenzimmer der Wirthsstube und unterhielt sich mit einigen Gästen aus dem Städtchen, welche etwas zu viel von dem dampfenden Punsch zu sich genommen hatten.

»Herr! Herr!« rief Betty« ihr blasses Gesicht zur Thüre hereinsteckend und die Unterhaltung durch ihr plötzliches und beunruhigendes Erscheinen störend.

»Was giebt es, Betty?« fragte Samuel.

Er hatte vielleicht die Gelegenheit des bevorstehenden Festes benutzt, um sich ebenfalls ein wenig zu erheitern, was bei ihm so viel hieß, daß er einen Schatten weniger traurig war.

»Betty, was giebt es?« wiederholte er, sich erhebend und das Mädchen trotzig ansehend, als wollte er sagen:

»Wer sagt, daß ich getrunken habe ?«

Das Mädchen stand unter der Thüre, die Versammlung schweigend anblickend und schwer athmend.

»Was giebt es, Betty?«

»Die Frau, Sir.«

»Unwohl geworden, Betty?«

»Nein, Sir; aber ein Hausirer, Sir — ein fremder Mann, schwarz und von wildem Aussehen — verlangte die Frau zu sprechen und erhielt zur Antwort, sich fortzupacken, denn es gebe Constabels; er wollte aber nicht und bot der Frau seidene Kleider an und sie jagte mich aus der Küche und Verschoß die Gangthüre, was wenigstens eine Stunde her ist und — entschuldigt Sir — ich denke, er muß die Frau fortgeschleppt haben.«

Ein schwacher Strahl der Freude erhellte das Gesicht des Wirths, als Betty den letzten dieser halb zusammenhängenden Sätze hervorstammelte.

»Meine Frau ist sehr schwer,« murmelte er gedankenvoll, »ist der Hausirer ein großer Mann?«

»Man könnte Zwei von Euch aus ihm machen, Sir,« antwortete das Mädchen.

»Das ist möglich, Betty; aber Zwei von mir würden noch nicht viel gegen Sarah ausrichten.«

Er schien so sehr geneigt, sich wieder niederzusetzen und die Sache philosophisch zu besprechen, daß das Mädchen fast die Geduld verlor.

»Die Gangthüre ist verschlossen, Sir, und ich kann sie nicht aufsprengen; würden wir nicht gut daran thun, wenn wir eine Laterne nähmen und außen herum nach der Küche gingen?«

Samuel nickte.

»Du hast Recht, Betty,« sagte er, »hole die Laterne und ich will mit Dir außen herum gehen. Aber wenn der Mann wirklich mit Deiner Frau davon gegangen ist, so giebt es um Compton so viele Wege und Nebenwege, daß es wenig nutzen würde, ihnen nachzugehen.«

Betty wartete nicht, um diesen wichtigen Punkt in Erwägung zu ziehen, sondern zündete ein Licht in einer alten Hornlaterne an und ging nach dem Hofe voraus.

Auf dem Weg gesellte sich Purvis der Bote, zu ihnen.

Betty öffnete die Küchenthüre und eilte hinein, gefolgt von Samuel und dem Boten.

Von dem fremden Hausirer war nichts mehr zu sehen; aber im Stuhl am Kamin ausgestreckt lag Mrs. Pecker in einer todtenähnlichen Ohnmacht.

Sie hoben sie auf und spritzten ihr Essig und kaltes Wasser in's Gesicht. Es lagen noch Federn umher, welche Betty vor einer Stunde aus einer fetten Gans gerupft hatte. Einige davon, unter Sarahs Nase verbrannt, brachten sie zum Bewußtsein zurück.

»Ich will eine Krone wetten, daß die Uhr und die silbernen Löffel fort sind,« sagte Betty.

Mrs. Pecker kam sehr langsam zu sich; aber als sie endlich ihre Augen öffnete und den sanftmüthigen Samuel sah, welcher geduldig ihre Wiederherstellung abwartete, brach sie in eine Fluth von Thränen aus, und ihre kräftigen Arme um seinen Nacken schlingend, rief sie, unbekümmert um die Anwesenheit Betty's und des Boten, leidenschaftlich aus:

»Du bist mir ein guter Gatte gewesen, Samuel, und ich war Dir keine nachsichtige Frau; aber die Leute werden in dieser wie in jener Welt für ihre Sünden gestraft und ich will suchen, Dich in Zukunft besser zu behandeln, denn ich liebe Dich aufrichtig — ja ich liebe Dich wirklich.«

Dieser ungewohnte Gefühlsausbruch war für Samuel fast ein Gegenstand des Schreckens. Seine schwachen blauen Augen öffneten sich, so weit sie konnten, während er verblüfft seine weinende Eehälfte anblickte.

»Sarah,« sagte er endlich, »um's Himmels willen weine nicht. Ich wünsche nicht, daß Du besser gegen mich seist: ich bin vollkommen glücklich, so wie wir sind. Du magst zuweilen ein wenig scharf sprechen; aber ich bin jetzt daran gewöhnt, Sally, und ich würde mich für halb unglücklich halten, wenn ich eine Frau hätte, die mir nicht widerspräche.«

»Die Uhr und die Löffel sind fort,« rief Betty, die sich mittlerweile in der Küche umgesehen hatte, »und die Börse der Frau wahrscheinlich auch. Ich wußte es ja, daß dieser Hausirer in schlimmer Absicht hierher kam.«

»Ja, in sehr schlimmer,« rief Sarah Pecker.

Man fand es in Compton sehr seltsam, daß die bloße Thatsache einer Beraubung durch einen schurkischen Hausirer eine solche Veränderung in dem Charakter und Benehmen der Mrs. Sarah Pecker in Bezug auf Samuel, ihren Mann hervorgebracht hatte; aber es war doch so. Die Wintermonate gingen langsam vorüber, die Erde schmückte sich mit jungem Grün und an den Hecken erschienen die weißen Schlehenblüthen und noch immer war Sarah in Reden und Benehmen mild und nachsichtig gegen ihren erstaunten Gatten.

Der sanftmüthige Wirth des Schwarzen Bären ging wie in einem seltsamen, aber köstlichen

Traum herum. Er hatte die Schlüssel zum Keller in seinem eigenen Besitz und es war ihm erlaubt, von seinen Getränken zu genießen, was ihm anstand; aber Samuel trieb keinen Mißbrauch mit diesem ungewohnten Vorrecht, denn er war von Natur ein nüchterner Mann. Er wurde nicht mehr in Gegenwart seiner Gäste angefahren und gedemüthigt. Sein Geschmack wurde zu Rathe gezogen und seinen Wünschen willfahrt. Mr. Pecker war fast Herr in seinem eigenen Hause. Zuweilen schien dieser Zustand der Dinge sogar zu viel für ihn zu sein und einmal ging er zu seiner Frau und sagte zu ihr in bittendem Tone:

»Sarah, wenn Du mich lieb hast, sprich scharf zu mir, denn es kommt mir vor, als ob ich nicht recht im Kopfe wäre.«

Neuntes Capitel.

Sir Lovel Mortimers betrunkenener Diener.

Es wurde früher erwähnt, daß Ringwood Markham ein Feigling war. In jenen Tagen, wo die Schwerter beim geringsten Anlaß aus den Scheiden fuhren, vermochte der junge Squire unter den Prahlern und Aufschneidern, die seine Kameraden in den Spielhäusern und Kneipen bildeten, sich keine besondere Achtung zu verschaffen, ausgenommen durch die Verschwendung jener goldenen Fische, die sein Vater während des ruhigen sparsamen Lebens, das er in Compton Hall geführt, aufgehäuft hatte. Das nicht unbedeutende unbewegliche Familienvermögen war durch die Hausverträge so gebunden und gesichert, daß Ringwood es weder verkaufen noch verpfänden konnte, und als er die Ersparnisse seines Vaters immer mehr hinschwinden sah, fühlte er, daß die Zeit nicht fern war, wo er entweder nach Compton zurückkehren und als Landedelmann auf seinem Gute leben oder zur Stellung eines mittellosen Abenteurers herabsinken mußte.

Ringwood Markham hatte sich niemals verliebt. Er war einer von den Männern, welche unberührt von den Stürmen der Leidenschaft, die kräftigere Naturen ergreift, in den verächtlichen Flugsand der Thorheit versinken. Ohne besondere Neigung zur Ausschweifung, ließ er sich durch seine Eitelkeit verleiten, die ausschweifendsten unter seinen Genossen in ihren Lastern überbieten zu wollen. Mit einem entschiedenen Widerwillen gegen starke Getränke, hatte er gelernt, ein Trunkenbold zu werden; ohne eine wirkliche Leidenschaft für das Spiel hatte er sich am Spieltisch halb ruinirt; er mochte aber thun, was er wollte, er blieb stets ein mädchenhafter Geck, der von den Männern wegen seines Milchgesichts, seines seidenen goldenen Haars und seiner schlanken Taille verspottet wurde.

Darrell Markham und sein Cousin Ringwood hatten sich ein- oder zweimal in London gesehen, aber der Groll über den früheren Streit kochte noch immer in dein Herzen des jungen Squires, und die Kälte zwischen den beiden Männern hatte sich nur wenig vermindert. Darrell fühlte eine Verachtung vor Millicents Bruder, die er nie ganz zu verhehlen vermochte, und Ringwood selbst wurde nur durch die Furcht vor seinem Cousin abgehalten, seinen Haß gegen diesen offen zu zeigen. Darrells Lebenssphäre lag auch weit ab von den Kneipen und Kaffeehäusern, in denen Ringwood seine nutzlose Existenz hinbrachte. Er hatte ehrgeizige Träume, die ihm in den einsamen Stunden, in denen das kummervolle Gesicht seiner Cousine Millicent vor seine Seele trat, einigen Trost gewährten.

In dem Sommer, welcher jenem Weihnachtsfest folgte, an dessen Vorabend Mrs. Sally Pecker von dem fremden Hausirer ihrer Uhr, dreier silberner Löffel, siebzehn Pfund in Geld und ihres Bewußtseins beraubt wurde, hatte Ringwood Markham eine ziemlich ärmliche Wohnung in der Nachbarschaft von Belfort Street, Covent-Garden, inne. Die Börse des jungen Squires wurde mit jedem Tage leichter; aber obgleich er genöthigt gewesen, seine frühere glänzende Wohnung auszugeben und den Mann, der ihm seit zwei Jahren als Lakai gedient hatte, zu entlassen, obgleich er nicht mehr im Stande war, eine Zwanzig-Pfundnote auf ein Wirthshausdiner zu verwenden, oder sein Weinglas, wenn er einen Toast getrunken, hinter sich an die Wand zu werfen, so trug er doch noch immer einen pfirsichfarbenen Rock mit glänzenden Silberborten

besetzt und zeigte seine elegante Person und sein hübsches Mädchengesicht noch immer an seinen alten Lieblingsvergnügungsplätzen.

Er brachte den halben Tag im Bette zu und stand eine Stunde oder zwei nach zwölf Uhr auf, um in einem schmutzigen seidenen Schlafrocke bis zum Eintritt der Dunkelheit die Zeit zu vertrödeln. Sein Diner wurde aus einem benachbarten Wirthshause geholt, zugleich mit einem bierbefleckten Exemplar der Fliegenden Post, in der er geduldig die Neuigkeiten buchstabirte, um am Abend-im Kreise seiner Zechgenossen mit seiner politischen Weisheit prahlen zu können. Es war zur Zeit, wo der junge Müßiggänger über diesem Journal brütete, während die Junisonne in sein ärmliches Zimmer strömte, als er in dieser Beschäftigung durch die Meldung unterbrochen wurde, daß ein Gentleman, der sich Darrell Markham nenne, unten sei und mit ihm zu sprechen wünschte.

Ringwood blickte instinctmäßig nach dem Platze über dem Kamin, wo ein ganzes Arsenal von Pistolen, Rappieren und andern Kriegswaffen angebracht war, und sagte dann dem Mädchen mit ziemlich unsicherer Stimme, es solle den Gentleman heraufweisen.

Aber ehe noch der dienstbare Geist das Zimmer verlassen konnte, wurde Darrells rascher Schritt vor der Thür vernommen.

»Es ist jetzt keine Zeit für Ceremonien, Ringwood,« sagte er, in's Zimmer tretend, »noch für irgend ein altes Gefühl von Unwillen: ich komme, um mit Dir über Deine Schwester zu sprechen.«

»Ueber Millicent?«

Mr. Ringwood Markhams Gesicht verrieth ein mächtiges Gefühl der Erleichterung, als Darrell den Gegenstand seines Besuchs erklärte.

»Ja, wegen Mrs. George Duke. Wenn Deine Schwester todt und begraben wäre, so würdest Du wahrscheinlich auch nichts davon wissen, Ringwood Markham.«

»Millicent war immer eine schlechte Briefschreiberin,« entschuldigte sich der Squire, der selbst einen halben Tag dazu brauchte, um einige fehlerhafte Zeilen auf's Papier zu kritzeln; »doch um was handelt es sich? Ist etwas Schlimmes vorgefallen?«

»Ich weiß nicht, ob das, was sich zugetragen hat, gut oder schlimm für meine arme Cousine ist,« antwortete Darrell«

»Capitän Duke ist seit anderthalb Jahren abwesend, ohne daß eine Kunde von ihm und seinem Schiffe nach Compton gelangt ist.«

Mr. Ringwood öffnete seine Augen und machte einen Versuch, seine Theilnahme auszudrücken. Er war so durchaus selbstüchtig, daß er nur wenig Gewandtheit in der Verstellungskunst an den Tag legte. Er war stets so gleichgültig gegen seine Mitmenschen gewesen, daß er sich niemals daran gewöhnt hatte, ein Interesse für ihre Angelegenheiten zu heucheln.

Darrell Markham ging mit so raschen Schritten im Zimmer auf und ab, daß seine Sporen auf den wurmstichigen Brettern erklangen.

»Ich habe erst heute in einem Briefe von Sally Pecker diese Nachricht erhalten,« fuhr er fort. »Ich hatte seit acht Monaten nichts von Compton gehört, auch keine Kunde von dort zu erhalten gesucht, denn es frommt mir nicht, wenn mir der alte Platz in Erinnerung gebracht wird, und erst heute bekam ich diesen Brief von Sally, welcher sagt, daß man in Compton an der Rückkehr des Capitäns längst verzweifelt habe, mit Ausnahme von Millicent, welche ihn noch immer erwarte.«

»Und was denkst Du von all diesem?« fragte Ringwood.

»Was ich davon denke? Nun, daß Capitän George Duke und sein Schiff, der Vultur, endlich das Schicksal gefunden haben, das alle Diejenigen verdienen, die unter falschen Farben segeln. Ich kenne Leute, die von einem Schiffe sprechen können, das an der afrikanischen Küste eine Ladung Schwarze einnahm, um sie als Sklaven nach den westindischen Inseln zu verkaufen. Dieses Schiff trug an seinem Vordertheil den Namen »Vultur« angeschrieben. Ich kenne Leute, die von Plätzen sprechen, wo die Ankunft des Capitän Duke mehr gefürchtet ist, als das gelbe Fieber. Gott im Himmel, ist es möglich, daß diesen Mann wirklich sein Schicksal ereilt hat und daß Millicent frei ist?«

»Frei?«

»Ja, frei, um einen ehrlichen Mann zu heirathen,« rief Darrell, während sein Gesicht vor Aufregung glühte.

Ringwood Markham besaß gerade genug Verstand, um boshaft zu sein.

Er gedachte des Zusammentreffens vor dem Hause des Farmers Morrison und sagte hämisch:

»Millicent wird nicht eher frei, als bis sie bestimmte Nachricht von dem Tode ihres Mannes erhält, und wer weiß, ob die Nachricht von seinem Tode sie jemals erreichen wird? Wenn George Duke ein solcher herumschweifender Kunde ist, wie Du ihn schilderst, so kann seine Leiche an irgend einer fremden Küste verfaulen, ohne daß sie etwas davon erfährt.«

»Er ist jetzt ein und ein halbes Jahr abwesend,« antwortete Darrell, »und wenn er nicht in sieben Jahren, von dem Tage an gerechnet, wo er abgesehelt ist, zurückkehrt, so darf Millicent wieder heirathen.«

»Ist das gesetzlich?«

»So habe ich von Jugend auf gehört. Ein Jahr und ein halbes abwesend; also noch fünf und ein halbes Jahr zu warten. Meine kleine Millicent, meine arme Millicent, mit einem solchen Stern der Hoffnung wird uns die Zeit wie ein Tag, wie eine Stunde vorkommen.«

Darrell wandte sich, beschämt über seinen Gefühlsausbruch, von seinem Cousin ab.

Er setzte sich auf einen Stuhl am offenen Fenster und begrub sein Gesicht in die Hände.

Ringwood Markham vermochte dem Vergnügen nicht zu widerstehen, eine neue Wunde zu schlagen.

»Ich würde mich gar nicht wundern, wenn der Capitän, noch ehe der Sommer vorüber ist, zurück wäre,« sagte er. »So weit ich George Duke kenne, halte ich ihn nicht für den Mann, der zur See oder aus dem Lande so leicht sein Leben verliert.«

Darrell achtete nicht auf diese Rede. Es ist selbst zweifelhaft, ob er sie überhaupt hörte. Seine Gedanken waren in diesem Augenblicke weit entfernt von seiner Umgebung, sie verweilten in den geheimnißvollen Regionen der Zukunft.

»Höre, Ringwood,« sagte er, endlich sich erhebend und der Thür zuschreitend, »ich bin nicht hierher gekommen, um von Liebe zu sprechen. Wenn George Duke nicht zurückkehrt, so wird Millicent in den bevorstehenden sechs Jahren eine alleinstehende und hilflose Frau sein, die zu ihrem Unterhalt nur die Interessen von den zweitausend Pfund hat, die ihr der Squire bei ihrer Heirath gab. Ich bin selbst arm, aber ich nehme das Recht eines Cousins in Anspruch, ihr Beistand zu leisten. Du wirst indeß leicht begreifen, daß ich ihr jede Kenntniß, woher die Hilfe kommt, zu verbergen wünsche. Du, als ihr Bruder, bist verpflichtet, sie zu schützen. Sorge dafür, daß ihr nichts mangelt, was ihr einsames Leben aufheitern kann.«

Wenn Ringwood seinen Cousin nicht gefürchtet hätte, so würde er irgend eine Entschuldigung von seiner eigenen Armuth gestammelt haben; so aber sagte er mit einem sehr langen Gesichte:

»Ich werde Alles thun, was ich kann,« Darrell.

Darrell tauschte zum ersten Male seit seinem Streit einen Händedruck mit ihm aus und überließ ihn seiner Toilette und seiner zweideutigen Abendunterhaltung.

Ringwood zog seinen pfirsichfarbenen, silbergestickten Rock an und setzte seinen dreieckigen Tressenhut auf seine wallenden Locken. In einer Zeit, wo Perücken und Puder die Mode waren, bildete sich der junge Squire nicht wenig auf sein reiches natürliches Haar ein. An diesem Abend aber war er besonders sorgfältig in seiner Toilette, denn er hatte versprochen, einer Gesellschaft in Ranelagh beizuwohnen, deren vornehmstes Mitglied ein Baronet aus dem westlichen England Namens Sir Lovel Mortimer war, besser bekannt in gewissen Londoner Wirthshäusern, als in den Kreisen der Aristokratie.

Der Baronet stach Ringwood Markham sowohl durch die Eleganz seines Anzugs, als durch sein geziertes schmachtendes Benehmen aus. Damen mit Titeln betrachteten beifällig Sir Lovels schlanke Gestalt, während er sich leicht und gewandt in einem Menuet drehte, und manches glänzende Auge antwortete mit freundlichem Funkeln den flammenden Blicken des jungen Baronets. Die ungemeine Ruhelosigkeit von Sir Lovels schwarzen Augen, welche Darrell selbst in dem Zimmer des Gasthauses zu Reading bemerkt hatte, trat noch auffallender in einer zahlreichen Gesellschaft hervor, wie diejenige, die in dem glänzenden Tanzsaal zu Ranelagh versammelt war.

Der Baronet schien überall zu sein. Sein weißer Sammetrock, auf welchem Rosenknospen mit Seide und kleinen Steinchen gestickt waren, der mit Diamanten besetzte Griff seines kurzen Schwerts, seine diamantenen Schuhschnallen, seine flachsfarbige Perücke und seine schwarzen,

brennenden Augen wurden in allen Richtungen wahrgenommen. Diese unausgesetzte Bewegung von Platz zu Platz machte es jedem Andern, als dem schärfsten Beobachter, unmöglich, zu entdecken, daß Sir Lovel Mortimer nur sehr wenig Bekanntschaften unter der aristokratischen Gesellschaft besaß und daß die einzigen Personen, die er vertraulich anredete, die vier oder fünf jungen Männer waren, welche ihn begleiteten, Ringwood Markham mit eingeschlossen.

Der junge Squire war erfreut darüber, daß er eine so ausgezeichnete Bekanntschaft gemacht hatte. Für den auf dem Lande erzogenen Cumberländer war es eine schwierige Sache, die feinen und zarten Schattirungen zu entdecken, wodurch sich Sir Lovel von den eigentlichen aristokratischen Stutzern unterschied. Ringwood folgte Sir Lovel mit Blicken der Achtung und Bewunderung, und als sich die Gesellschaft nach und nach zerstreute und der Baronet seinen Begleitern den Vorschlag machte, sich in seine Wohnung zu Cheyne Wall zu begeben, wo er ihnen ein Stückchen Braten vorsetzen könne, war der Squire der Erste, der seine Zustimmung gab.

Die jungen Leute gingen zusammen nach dem Hause, wo der Baronet wohnte. Es lag indeß nicht in dem mehr aristokratischen Cheyne Wall, obschon Sir Lovel so gesagt hatte, sondern in einer obsuren, nach dem Flusse führenden Straße — einer Straße, wo die Häuser klein und düster waren.

Sir Lovel hielt vor einem Hause an, dessen Fenster sämtlich dunkel waren, und klopfte leise mit seinem Rohr an der Thüre.

Ringwood, der bereits einen guten Theil getrunken hatte, ergriff den messingenen Klopfer und machte damit einen höllischen Lärm.

»Ihr braucht nicht die ganze Nachbarschaft aufzuwecken,« sagte der Baronet ärgerlich. »Ich zweifle nicht, daß mein Diener auf uns wartet.«

Aber hierin war Sir Lovel, wie es schien, im Irrthum, denn es dauerte ziemlich lange, bis die Thüre geöffnet wurde, und als endlich die Riegel zurückgeschoben wurden und die Gesellschaft eintrat, befanden sie sich im Finstern.

»Was ist das für eine Art? Wie kommt dies, Du fauler Hund? rief Sir Lovel; »hast Du geschlafen?«

»Ja,« antwortete eine tiefe, unstäte Stimme, »es kann sein, daß ich geschlafen habe.«

»Was, Du bist ja betrunken, Du Schurke,« rief der Baronet. »Schaffe ein Licht.«

»Ich bringe schon ein Licht,« antwortete die Stimme, »ich suche nur die Zunderbüchse.

Endlich nach längerem Bemühen gelang es, Feuer zu schlagen und ein Wachlicht anzuzünden.

Sir Lovels Diener war betrunken. Seine ganze äußere Erscheinung bewies es. Er vermochte sich nur mit Mühe aufrecht zu erhalten und schwankte hin und her, während er dastand und mit leerem Blicke seinen Herrn und dessen Gäste anstarrte.

Es war aber nicht der bloße Anblick der Trunkenheit des Mannes, der Ringwood Markham in Erstaunen setzte.

Sir Lovel Mortimers Diener war Capitän George Duke.

Als Ringwood Markham am folgenden Abend um vier Uhr von seinem langen, trunkenen Schlaf erwachte, war sein erstes Geschäft, daß er ein Stück Papier suchte, auf das er ein Dutzend Worte kritzelte und es folgendermaßen adressirte:

»Darrell Markham.
Beim Grafen von C—
St. James Square.«

Die wenigen Worte, welche Ringwood kritzelte, waren folgende:

»Lieber Darrell! George Duke ist nicht todt. Ich habe ihn am vorigen Abend in einem Hause in Chelsea gesehen. Der Deinige.

R. Markham.«

Zehntes Capitel.

Das Haus in Chelsea.

Darrell Markham hatte in Geschäften für seinen Gönner London verlassen, als Ringwoods Bote die wenigen Zeilen überlieferte, in denen der junge Mann sein Zusammentreffen mit Capitän George Duke meldete.

Es dauerte eine volle Woche, bis Darrell nach St. James Square zurückkehrte, wo er das Billet seines Cousins vorfand. Ein rascher Blick auf den Inhalt des Briefes war genug. Er ergriff seinen Hut und eilte ohne Verzug nach der Wohnung Ringwoods in Belfort Street.

Er fand den Squire im Bette. Trinkkannen und zerbrochene Gläser waren auf dem Tisch zerstreut, leere Flaschen lagen auf dem Boden, die Knochen von Geflügel und die Ueberreste eines Laib Brods schmückten das beschmutzte Tischtuch. Master Ringwood hatte am vorigen Abend einige Freunde bewirthet.

»Ringwood Markham,« sagte sein Cousin, indem er das Billet des jungen Mannes vorwies, »was soll dies heißen?«

»Was?« fragte der Squire mit stupidem Blick. Die Wein- und Punschdünste der letzten Nacht umnebelten noch seinen nie sehr klaren Verstand.

»Dieser Brief hier, in welchem Du, mir, wie ich glaube, die ärgste Lüge erzählst, die je ein Mann dem andern gesagt hat. George Duke in England — George Duke in Chelsea — was soll das heißen? Sprich, Mann!«

»Uebereile Dich nicht,« sagte Ringwood, seine Augen reibend und Darrell mit einer Art halbbetrunkener Ernsthaftigkeit anblickend, die sich sehr lächerlich ausnahm. »Kannst Du denn Einem keine Zeit gönnen, um seine Ideen zu sammeln?« rief er. »Und was die Lügen anlangt, so würdest Du besser daran thun, einem Manne meines Rufs gegenüber vorsichtig zu sein. Frage sie Alle in Covent-Garden, ob ich einem Seecapitän, der mich beleidigt hatte, nicht einen Spucknapf an den Kopf zu werfen gedroht habe, und ich hätte es auch gethan, wenn mich der Schurke nicht zuerst niedergeschlagen hätte. Was meinen Brief betrifft, so bin ich bereit, das, was ich darin gesagt habe, aufrecht zu erhalten. Und nun, was hab ich darin gesagt?«

»Da, sieh Deine eigene Schrift,« antwortete Darrell, ihm den Brief reichend.

Ringwood buchstabirte sein eigenes Schreiben mit derselben Sorgfalt, als ob es irgend eine geheimnißvolle griechisch oder hebräisch geschriebene Mittheilung gewesen wäre und dann, dasselbe seinem Cousin zurückgebend, sagte er, seine blaßgelben Locken schüttelnd:

»Was diesen Brief anlangt, Cousin Darrell Markham, so ist er noch gar nichts. Was sagst Du dazu, daß ich Capitän George Duke als Lakai im Dienste meines ehrenwerthen Freundes von Devonshire, Sir Lovel Mortimer, Baronet, gefunden habe? Was sagst Du dazu, daß er Sir Lovels

Befehle ganz wie der gemeinste Schelm hinnahm? Was sagst Du dazu, daß er sich in so betrunkenem Zustande befand, daß ihn sein Herr mit einem scharfen Verweis zu Bett schickte, ehe ich Gelegenheit hatte, ein Wort mit ihm zu sprechen?«

»Was ich dazu sage?« rief Darrell, in seiner Aufregung im Zimmer auf- und abschreitend, »daß es nicht wahr sein kann. Es ist irgend ein einfältiges Mißverständniß von Dir.«

»Es kann nichts wahr sein? Es ist ein einfältiges Mißverständniß von mir? Auf mein Wort, Mr. Darrell Markham, Ihr seid eine sehr manierliche Person, daß Ihr in das Zimmer eines Gentlemans kommt und ihm, den Umstand benutzend, daß er sein Schwert nicht an der Seite hat, in's Gesicht sagt, daß er ein Lügner und Dummkopf ist. Ich sage Dir, Cousin, ich sah George Duke betrunken und bei meinem Freunde, Sir Lovel Mortimer, die Stelle eines Bedienten einnehmen.«

»Hat Dich George Duke erkannt?«

»Habe ich Dir nicht gesagt, daß er bis zur Bewußtlosigkeit betrunken war,« rief der Squire gereizt, »wie sollte er mich erkennen, wenn er vor Trunkenheit kaum aus den Augen zu sehen vermochte? Ich würde mit ihm gesprochen haben; aber ehe ich mich darüber besinnen konnte, ob ich ihn anreden sollte oder nicht, hatte ihm Sir Lovel mit einem Fußtritt geheißen, sich fortzuschereen, und bei weiterem Nachdenken mußte ich mir sagen, daß es kein großer Gewinn sein würde, Familienangelegenheiten vor dem Baronet aufzudecken und ihn wissen zu lassen, daß mein Schwager ihm als Lakai diene.«

»Aber hast Du denn keine Erkundigungen über diesen Schurken eingezogen?«

»Freilich habe ich es gethan. Ich sagte Sir Lovel, daß ich mir einbildete, das Gesicht des Mannes zu kennen, und fragte, wer er sei, aber der Baronet schien nichts weiter von ihm zu wissen, als daß sich derselbe seit zwölf Monaten in seinem Dienste befand; und er ist ein so treuer Bursche als nur je einer geathmet hat, sagte Sir Lovel, aber dein Trunk sehr ergebend.«

Es trat eine kurze Pause des Schweigens ein, während welcher Darrell nachdenklich im Zimmer auf- und abging.

»Ringwood Markham,« sagte er endlich, vordem Bette stehen bleibend, »in dieser Sache liegt ein Geheimniß, das wir Beide nicht zu durchschauen vermögen. Ich kenne diesen Lovel Mortimer, diesen Baronet aus dem Westen.«

»Dann kennst Du meinen sehr guten Freund,« sagte Ringwood, sich in die Brust werfend.

»Ich kenne einen der verwegenen Straßenräuber, denen es jemals gelingen ist, längere Zeit dem Gefängniß zu entgehen.«

»Ein Straßenräuber! Der Baronet — der feinste und eleganteste Modemann, der jemals zu Ranelagh getantz hat, der Eigenthümer eines der schönsten Güter in Devonshire! Du würdest gut daran thun, Darrell, mit mehr Vorsicht von meinen Freunden zu sprechen.«

»Es würde besser sein, wenn Du mehr Vorsicht in der Wahl derselben beobachten wolltest,«

antwortete Darrell ruhig. »Mein armer thörichter Ringwood, ich hoffe, Du hast Dir von diesem Menschen beim Spiel die Taschen nicht leeren lassen.«

»Ich habe zu verschiedenen Zeiten ein paar Guineen an ihn verloren,« murmelte Ringwood mit einem sehr langen Gesicht.

Der junge Squire hatte seine Liebhaberei für fashionable Gesellschaft theuer genug bezahlt und seine Verluste ohne Murren ertragen; aber zu finden, daß er die ganze Zeit über zum Narren gehalten worden, war ein bitterer Schlag für seine Eitelkeit, der dadurch noch bitterer wurde, daß die Enttäuschung gerade von Darrell ausgehen mußte.

»Du behauptest also,« sagte er kläglich, »daß dieser Sir Lovel —«

»Ebenso wenig Sir Lovel ist, als Du es bist,« antwortete Darrell« »all die modische Bildung, auf die er Anspruch macht, hat er auf der Landstraße aufgelesen und all sein Vermögen, das er in Devonshire oder anderwärts besitzt, wird in dem Holz bestehen, auf dem sein Galgen gezimmert wird, wenn seine Laufbahn ihr plötzliches Ende finden wird. Er ist den Rittern der Landstraße und, der Polizei unter dem Spitznamen Capitän Fanny bekannt und es läßt sich kaum bezweifeln, daß das Haus in Chelsea, wohin er Dich geführt hat, ein Räubernest war.«

Ringwood hatte darauf kein Wort zu sagen. Er saß mit seiner Nachtmütze in der Hand da, kratzte sich den Kopf und sah seinen Cousin hoffnungslos an.

»Aber das ist noch nicht Alles,« fuhr Darrell fort, »es besteht auch ein Geheimniß in Bezug auf die Verbindung dieses Mannes mit George Duke. Sie mögen ein Dutzend Alibis vorbringen und beschwören, was sie wollen, ich bleibe bei der Erklärung, daß George Duke der Mann war, der mich auf dem Moor von Compton beraubt, der mein Pferd gestohlen hat. Sieben Monate später fand ich dasselbe Pferd, das mir George Duke gestohlen hatte, im Besitz dieses Mannes, Deines Freundes, des Baronets, bekannt unter dem Namen Capitän Fanny. Das Resultat davon ist, daß George Duke, während wir ihn auf der See wähten, im Lande umhergezogen ist, um ehrliche Leute zu berauben. Das Schiff Vultur ist eine Erdichtung und George Duke nichts weiter als ein Straßenräuber und ein Dieb.«

»Ich weiß nur, daß ich ihn in voriger Woche eines Abends in einem Hause in Chelsea gesehen habe,« murmelte Ringwood, dessen schwacher Verstand mit der Aufregung Darrells nicht Schritt zu halten vermochte,

»Steh' auf und kleide Dich an, Ringwood, während ich zur nächsten obrigkeitlichen Person eile. Dieser Bursche, Capitän Fanny, hat auf der Straße von Bath mein Pferd gestohlen und meine Taschen geleert. Ich will mir einen Verhaftsbefehl verschaffen und ein paar Constabler mitnehmen, und Du sollst uns den Weg nach dem Hause zeigen, wo Du George Duke getroffen hast. Verliere die Zeit nicht damit, daß Du mich so anstarrst, sondern rühre Dich, damit Du bereit bist, wenn ich komme, um Dich abzuholen. Wir wollen die Schurken in ihrer Höhle aufjagen und, ehe es Abend wird, einen Schlüssel zu diesem Geheimniß erlangen.«

»Zwei Constabler sind nicht viel,« murmelte Ringwood zweifelhaft. »Sir Lovel hat stets seine Freunde um sich und es kann ein kleines Regiment im Hause sein.«

Darrell sah seinen Cousin mit unverhohlener Verachtung an.

»Du brauchst der Bande nicht gegenüber zu treten,« sagte er, »wir verlangen bloß von Dir« daß Du uns den Weg und das Haus zeigst.

Du kannst Dich entfernen und Dich hinter der Straßenecke verbergen, während ich mit den Constablern eindringe.«

»Das Haus will ich Euch gerne zeigen,« erwiderte der Squire; »aber ein Mann kann so muthig wie ein Löwe sein und doch keine Lust haben, sich hinter einer Thüre hervor niederschießen zu lassen.«

Die Ausstellung eines Verhaftsbefehls war indeß eine langwierige Geschichte, welche die Geduld Darrells auf eine harte Probe stellte. Es war bereits dunkel, als der junge Mann mit den beiden Constablern und dem officiellen Document, das die elegante Person des Capitän Fanny in Sicherheit bringen sollte, nach Ringwoods Wohnung zurückkehrte.

Darrell fand seinen Cousin für den Feldzug gerüstet und mit einer Sammlung von Pistolen bis an die Zähne bewaffnet. Ein gewaltiges Schwert hing an seiner Seite und kam ihm bei jeder Gelegenheit zwischen die Füße, während die Mündungen von zwei furchtbaren Sattelpistolen derart aus seiner Rocktasche hervorsahen, daß sie, wenn sie zufällig losgegangen wären, unfehlbar die Ellbogen des Squires getroffen hätten.

Darrell brachte die kriegerische Toilette seines Cousins ein wenig in Ordnung, indem Ringwood mit Widerstreben darein willigte, sich mit einem Paar Pistolen zu begnügen und statt des ungeheuren Säbels ein kleines Rappier zu nehmen.

»Es ist nicht die Größe Deiner Waffen, sondern der Gebrauch, den Du davon zu machen verstehst, ist es, was den Ausschlag giebt, Ringwood,« sagte Darrell. »Komm mein Junge, Du darfst darauf bauen, daß wir Dich im dichten Gefecht nicht im Stich lassen werden.«

Ringwood blickte ängstlich die beiden Constabler an, um sich zu überzeugen, ob sich in ihren gleichgültigen Gesichtern irgend eine Neigung zum Davonlaufen ausdrückte, und nachdem er sich in dieser Beziehung beruhigt hatte, entschloß er sich, mit seinen drei Gefährten in die Miethkutsche zu steigen.

Ringwood Markham war keineswegs der beste Führer und der Kutscher hatte einen schlimmen Stand mit ihm. Zuvörderst kannte der junge Mann den Namen der Straße nicht, in die ihn sein Freund geführt hatte, und dann war er von Ranelagh und nicht von London dahin gekommen, was einen großen Unterschied machte. Man sah sich genöthigt, den Wagen zu verlassen und die Nachforschung zu Fuß fortzusetzen. Endlich nach langem Suchen, als man bereits daran war, die Sache als hoffnungslos auszugeben, blieb Ringwood plötzlich vor der Thüre eines ziemlich ansehnlichen Hauses stehen und rief triumphirend aus:

»Das ist der Klopfer!«

»Du bist doch dessen gewiß, daß es das Haus ist, Ringwood?« fragte Darrell.

»Gewiß! Habe ich Dir nicht schon gesagt, daß ich den Klopfer kenne? Ist es wahrscheinlich, daß ich mich da irren kann?« fragte der Squire entrüstet, dabei ganz vergessend, daß er sich seit einer Stunde wenigstens zwanzigmal geirrt hatte. »Ich kenne ihn, weil ich damals tüchtig geklopft habe und Sir Lov — er — der Capitän — gesagt hat, ich sei ein Dummkopf, weil ich die Nachbarschaft aufweckte. Es ist ein Klopfer mit einem Drachenkopf in Messing. Ich kenne ihn recht wohl.«

»Ein Drachenkopf ist ein ganz gewöhnliches Modell für einen Klopfer,« sagte Darrell hoffnungslos.

»Ja, aber nicht alle Drachenköpfe sind auf der einen Seite glatt geschlagen wie dieser,« rief Ringwood. »Ich erinnere mich genau dieses Merkmals. Ich sage Dir, Cousin, das ist das Haus, und wenn Du George Duke sehen willst, so brauchst Du nur zu klopfen. Da ich ein Freund von Sir Lovel war und Höflichkeiten von ihm empfangen habe, so möchte ich mich lieber bei dieser unangenehmen Geschichte nicht sehen lassen und will deshalb dort an der Ecke Eure Rückkehr erwarten.«

Mit diesem Ausdruck seines Zartgefühls zog sich Ringwood Markham zurück, seinen Cousin und die Constabler auf der Haustreppe zurücklassend. Es war lange schon finster, die Nacht trüb und mondlos, ein schwerer Nebel erhob sich aus den Flächen.

Darrell Markham wies die beiden Männer an, sich in einiger Entfernung hinter einem Thorvorsprung zu verbergen, während er den Platz recognosciren wollte. Auf sein Klopfen erschien eine Magd mit einem Licht in der Hand, die ihm sagte, daß Sir Lovel Mortimer mit seinem Diener und zwei oder drei Freunden wirklich einen Theil des Hauses bewohnt habe, daß er aber vor drei Tagen abgereist sei.

Darrell fragte, ob das Mädchen nicht wisse, wohin Sir Lovel sich begeben habe.

Sie glaubte, er sei nach Devonshire zurückgekehrt; sie wollte aber ihre Gebieterin darüber befragen, wenn es der Gentleman wünsche.

Aber der Gentleman erklärte, er wünsche ihre Gebieterin nicht zu stören. Das Benehmen des Mädchens überzeugte ihn, daß es die Wahrheit spreche, und daß Capitän Fanny wirklich die Miethwohnung zu Chelsea verlassen habe. Er war so verstimmt über die Vereitelung seiner Expedition, daß er kaum daran dachte, den Versuch zu machen, einen untergeordneten Nutzen daraus zu ziehen.

Aber als er im Begriff war, sich umzuwenden, um die Treppe zu verlassen, blieb er stehen, um noch eine Frage an das Mädchen zu richten.

»Wollt Ihr mir sagen, was der Bediente von Sir Lovel für eine Person war ?«

»Ein schmutzigen brummiger, widerwärtiger Mensch,« antwortete das Mädchen mit Entschiedenheit.

»Kanntet Ihr seinen Namen ?«

»Sein Herr nannte ihn stets Jeremiah und einige von den andern Gentleman nannten ihn nur den mürrischen Jeremiah, weil er immer murrte und brummte, ausgenommen wenn er betrunken war.«

»Könnt Ihr mir sagen, wie er aussah?« fragte Darrell. »War er ein hübscher Mensch ?«

»Was das betrifft, so war sein Aussehen gut genug,« antwortete das Mädchen, »aber eine anständige Gesellschaft konnte wegen seiner Grämlichkeit und Grobheit nicht mit ihm umgehen.«

Darrell drückte dem Mädchen ein Silberstück in die Hand und wünschte ihr gute Nacht. Die Constabler kamen aus ihrem Versteck hervor, als der junge Mann die Haustreppe verließ.

»Ist es das rechte Haus, Sir?« fragte einer von ihnen.

»Ja,« erwiderte Darrell, »wir haben das Nest gefunden, das ist nicht zu bezweifeln, aber die Vögel sind ausgeflogen. Wir können nichts Anderes thun, als nach Hause zu gehen, denn unser Verhaftsbefehl ist für diesen Abend nutzlos.«

Sie fanden Ringwood Markham an der Ecke der nächsten Straße, wo er geduldig wartete. Er lächelte boshaft, als er hörte, daß das Vorhaben seines Cousins mißlungen sei.

»Da Du gefunden hast, daß es das rechte Haus ist,« sagte er, »so wirst Du doch meiner Aussage nunmehr vollen Glauben schenken?«

»Ja, es war das rechte Haus,« antwortete Darrell verdrießlich, »aber damit ist wenig gewonnen. Wie kann ich mich überzeugen, ob dieser mürrische Diener des Straßenräubers wirklich George Duke ist und ob Du nicht durch eine eingebildete Aehnlichkeit getäuscht wurdest?«

Elftes Capitel.

Nach sieben Jahren.

Der Stern des jungen Squire Ringwood Markham schimmerte nur noch kurze Zeit in den Kreisen der Hauptstadt. Seine Börse war leer, sein Credit erschöpft, seine Gesundheit untergraben und seine gute Laune dahin, so daß er nichts Besseres zu thun wußte, als ruhig nach Compton zurückzukehren und seine Wohnung in der Halle zu nehmen mit einer alten Frau als Haushälterin und einigen Farmarbeitern für die übrigen Geschäfte. Diese alte Frau hatte die ganze Zeit über in Compton Hall gewohnt, während die Läden der Hauptfenster geschlossen waren, und in dem alten Hause ein sehr bequemes und angenehmes Leben geführt. Sie fühlte sich deshalb auch nicht besonders angenehm berührt, als an einem nebligen Octoberabend der junge Squire die Allee herauftritt, vor dem Hause abstieg und ihr sehr mürrisch erklärte, daß er gekommen sei, um in der Halle zu leben.

Seine Ankunft brachte indeß keine großen Veränderungen in den Verhältnissen des Herrenhauses hervor. Er richtete sich in dem eichengetäfelten Zimmer ein, in welchem sein Vater geraucht und getrunken hatte, und gab den strengen Befehl, daß nur die Läden an den beiden Gemächern, die er selbst bewohnte, geöffnet werden sollten. Die Leute in Compton nahmen Anstoß an seinem knappen, zurückgezogenen Leben und, da sie nicht wußten, daß er jede Guinee, die er ausgeben durfte, durchgebracht hatte, so hielten sie ihn für einen Geizhals.

Zuweilen in der Abenddämmerung schlich sich der Squire aus den Thoren der Halle und begab sich, die lange Straße des Städtchens durchschreitend, nach dem gastlichen Hause der ehrlichen Sally Pecker, wo er in dem besten Zimmer sein Glas Punsch trank und sich der dort versammelten Gesellschaft leidlich angenehm machte. Die redlichen Leute von Compton waren erfreut, den zurückgekehrten Verschwender zu bewillkommen, und zollten ihm ihre Huldigung, wie sie es seinem Vater gethan hätten, als dieser eigensinnige und heftige alte Herr sich herabgelassen hatte, seinen Hof im Schwarzen Bären abzuhalten. Im Ganzen fühlte sich Ringwood glücklicher in Compton, als in seiner Wohnung zu London, oder unter seinen früheren Zechgenossen, die seine Börse geleert hatten und in deren Gesellschaft er zuweilen von dem vagen Gedanken gequält worden war, daß man ihn im Grunde genommen doch nur zum Besten halte. Da er von Jugend auf daran gewöhnt war, ein beschränktes Leben zu führen, so hatte die langweilige Einförmigkeit dieser neuen Existenz nichts Schmerzliches für ihn.

Millicent sah sehr wenig von ihrem Bruder. Wenn er zuweilen des Abends auf seinem Wege zum Schwarzen Bären bei ihr einsprach, so geschah es nur auf wenige Minuten. Ihre einfache Gesellschaft langweilte ihn nur, er kürzte deshalb unter dem einen oder andern Vorwande seine Besuche immer möglichst ab, obschon er im Uebrigen mit ihr stets auf dem besten Fuße stand. Darrell und Ringwood waren mit einander übereingekommen, daß Millicent von dem geheimnißvollen Zusammentreffen des jungen Squires mit George Duke in dem Hause zu Chelsea nichts erfahren sollte.

Die Leute in Compton, welche Darrells Abenteuer mit dem Räuber auf dem Moor und die Erscheinung kannten, welche Mrs. Duke auf dem Steindamm in Marley Water gehabt hatte,

behaupteten, der Capitän des Vultur werde von einem Schatten, seinem Doppelgänger, verfolgt, der zuweilen seinen Angehörigen erscheine, was für den Capitän selbst nur Unheil bedeuten könne.

Die ruhigen Jahre rollten langsam dahin, ohne eine merkliche Veränderung, weder in der Halle, noch im Schwarzen Bären, noch in dem kleinen Hause hervorzubringen, in welchem Millicent ihre ruhigen Tage zubrachte. Keine Kunde von dem Vultur oder dem Capitän gelangte nach Compton, und obschon Millicent sich weigerte, Wittwenkleider zu tragen, so beschlich sie nach und nach doch das Gefühl, daß sie wirklich eine Wittve sei und daß die Fessel, die von Andern für sie geknüpft und so schwer zu tragen war, durch die mächtige Hand des Todes gelöst worden sei.

In den ersten Jahren nach Ringwood Markhams Rückkehr glaubte man allgemein, er werde heirathen und seinen Platz im Städtchen einnehmen, wie es sein Vater vor ihm gethan. Das zur Halle gehörige Gut galt in der Umgegend von Compton für eine sehr werthvolle Besetzung, und manche reiche Farmerstochter machte sich Hoffnung, durch ihre Reize den jungen Squire gewinnen zu können. Aber Ringwoods Herz war eine Festung, die sich nicht so leicht erstürmen ließ. Die Selbstsucht hielt ihren Hof in demselben, während andererseits eine vollständige Gleichgültigkeit gegen alle einfachen Vergnügungen und ein gewisser Lebensüberdruß der kurzen verschwenderischen Laufbahn des jungen Mannes gefolgt war.

Als in Folge seines neuen und soliden Lebens seine Vermögensverhältnisse sich nach und nach wieder besserten, nahm ein anderes Gefühl, das dem Geize nahe verwandt war, von seiner kalten Natur Besitz. Er hatte früher sein Geld an undankbare Zechgenossen weggeworfen, die sich über ihn lustig gemacht und ihm, als seine Börse leer war, das Darlehen einer Guinee verweigert hatten. Er wollte sich, dachte er, die Vergangenheit zur Warnung dienen lassen und für die Zukunft klüger sein. Die kleinen Pächter, welche Grundstücke von dem zur Halle gehörigen Gute inne hatten, begannen einander zuzuflüstern, daß Ringwood Markham ein harter Eigenthümer, weit härter als der alte Squire sei, und diese armen Leute sprachen nur die Wahrheit. In dem Maße, als sich Ringwoods leere Börse wieder füllte, steigerte sich auch die Begierde des jungen Mannes, Geld zurückzulegen; für welchen Zweck? — Darüber nachzudenken, gab er sich kaum die Mühe. Vielleicht, wenn er ernstlich nachdachte, beschlich ihn eine gewisse Furcht, daß seine untergrabene Gesundheit nicht so leicht wiederhergestellt werden könne, daß selbst die heilsame Luft des Nordens, die über das breite Moorland und in das offene Fenster seines Wohnzimmers wehte, nicht im Stande sei, eine gesunde Röthe auf seine Wangen zurückzurufen, und daß er mit dem zarten Gesicht seiner Mutter etwas von der Schwäche ihrer Constitution geerbt haben müßte. Aber es geschah sehr selten, daß er sich solchen Gedanken hingab, und da ihm die Wahrnehmung seiner Interessen hinlängliche Beschäftigung gewährte, so blieb ihm auch wenig Zeit. Er war sein eigener Verwalter und ritt auf einem grauen Pony in der Form umher, die Leute bei ihrer Arbeit überwachend, die Fortschritte der Ernte beobachtend und ihre Resultate berechnend.

Es war im siebenten Herbst nach dem letzten Auslaufen des guten Schiffs Vultur aus dem Hafen von Marley Water. Der September war naß und kalt gewesen und der October hatte mit düstern Aussichten begonnen. In den nördlichen Gegenden treten die Ernten im Allgemeinen spät ein: in diesem ungünstigen Jahr aber war man in den ersten Octobertagen immer noch mit Einbringung des Getreides beschäftigt. Die Arbeit ging wegen des feuchten Wetters nur langsam

von Statten und Ringwood ritt auf seinem grauen Pony von Feld zu Feld, um die Leute anzutreiben und über ihre Trägheit zu zanken. Der junge Squire war vorsichtig und mißtrauisch und glaubte selten daran, daß die Arbeit gehörig gethan sei, wenn er Denjenigen, die sie thaten, nicht auf den Fersen war.

Er hatte aber seinen Mangel an Vertrauen gegen Diejenigen, die ihm dienten, schwer zu büßen, denn auf einem dieser Ritte zog er sich eine Erkältung zu, welche die Lunge ergriff und ihn auf's Krankenbett warf.

Sobald Millicent von seiner Krankheit hörte, eilte sie an seine Seite, sich geduldig und liebevoll ganz seiner Pflege widmend. Wie alle Menschen seines Schlags, gleich schwach an Körper und Geist, empfand der junge Mann aufs tiefste die Hilflosigkeit seines Zustandes. Er klammerte sich an seine Schwester, als wäre er ein krankes Kind und sie seine Mutter gewesen. In der Stille der Nacht, mit den kalten Felsweißtropfen auf der Stirn erwachend, rief er laut, sie solle zu ihm kommen, und wenn er sie dann an seiner Seite wachend fand, war er getröstet und beruhigt und schlief wieder ein.

Der Arzt von Compton schüttelte verhängnißvoll den Kopf, als er die hektischen Wangen des jungen Squires sah und seine schmale Brust untersuchte. Ein zweiter Arzt, den Millicent aus Marley Water kommen ließ, bestätigte ganz den Ausspruch seines Collegen. Es gab keine Hoffnung für Ringwood. Seine Krankheit war dieselbe, an der seine Mutter gestorben war — die Schwindsucht.

In der schrecklichen Stille dieser langen Winternächte, in denen der Kranke so oft erwachte, um stets Millicents sanftes, theilnehmendes Gesicht an seinem Lager zu sehen, begann Ringwood über sein vergangenes Leben nachzudenken — ein kurzes Leben, das ohne jeden nützlichen Zweck vergeudet worden war, ein selbstsüchtiges Leben, das für das Wohl Anderer keinen Sinn und keinen Gedanken gehabt — vielleicht wegen dieser gänzlichen Nutzlosigkeit fast ein schlechtes Leben.

Einige Nächte vor derjenigen, in welcher der junge Squire starb, lag er lange Zeit machend da, die Viertelstunden zählend, welche von dem Kirchthurm von Compton ertönten, dem Fallen der Asche in dem Kamin und dem Anschlagen der Epheuzweige an die Fensterscheiben lauschend. Dann fielen seine Augen auf das Gesicht seiner Schwester, welche in einem niederen Stuhl am Kamin saß und sinnend in's Feuer blickte.

Wie hübsch sie war, dachte er, aber Welch eine gedankenvolle Schönheit! Wie wenig Freude hatte seit den Tagen, wo sie und Darrell Freunde gewesen, und ehe Capitän George Duke sein hübsches Gesicht in der Halle gezeigt hatte, aus diesen melancholischen Augen gestrahlt! Indem er dies dachte, war es nur natürlich, daß sich der Kranke seines eigenen Antheils zur Herbeiführung dieser gezwungenen Heirath erinnerte; wie er seinen Vater überreden nicht auf ihre Bitten, Klagen und Thränen zu hören. Indem er sich dessen erinnerte, mußte er sich auch der niedrigen Beweggründe erinnern, die ihn zu diesem Verfahren bestimmt hatten, des verächtlichen Hasses gegen seinen Cousin Darrell, dem er selbst das Glück seiner Schwester aufgeopfert, nur damit ihr Geliebter darunter leiden mußte. Er lag jetzt im Sterben und die Welt mit Allem, was sie enthielt, hatte so wenig Werth für ihn, daß er vollkommen bereit war, jedem alten Groll gegen seinen Cousin zu entsagen.

»Millicent,« sagte er nach kurzem Nachsinnen.

»Ja, lieber Ringwood,« antwortete seine Schwester, an sein Bett tretend. »Ich dachte, Du schliefest. Bist Du schon lange wach?«

»Ja, seit langer Zeit.«

»Seit langer Zeit! mein armer Junge!«

»Es ist vielleicht besser, zuweilen zu wachen,« murmelte der Kranke, »Ich wünsche nicht, in einem langen Schlaf aus dem Leben zu schlüpfen. Ich habe nachgedacht, Millicent.«

»Nachgedacht, Lieber?«

»Ja, ich habe darüber nachgedacht, was für ein schlimmer Bruder ich Dir gewesen bin.«

»Ein schlimmer Bruder, Ringwood? Nein, nein, nein!«

Sie fiel am Bette nieder, ergriff seine abgemagerte Hand und drückte sie an ihr Herz.

»Ja, Millicent, ein schlimmer Bruder. Ich war dazu behilflich, Deine Heirath mit einem Manne zu Stande zu bringen, den Du haßttest. Ich war dazu behilflich, Dich von dem Manne zu trennen, den Du liebtest, und Dein Leben elend zu machen. Du weißt das und doch pflegst Du mich Tag und Nacht mit einer Zärtlichkeit, als ob ich nie an etwas Anderes als an Dein Glück gedacht hätte.«

»Die Vergangenheit ist längst vergeben, lieber Ringwood,« sagte seine Schwester mit Nachdruck. »Es wäre schlimm für Bruder und Schwester, wenn die Liebe zwischen ihnen nicht alle Unbilden überleben und schöner und reiner aus der Prüfung hervorgehen würde. Du hast nicht gewußt, welches schwere Leid Du mir zufügtest, als Du zu dieser unglücklichen Heirath riethest. Ich habe die Erinnerung an mein Elend längst überstanden. Lieber Ringwood, ich habe seit Jahren ein ruhiges Leben geführt und es scheint, als ob es Gott gefallen habe, mich von den Banden zu erlösen, welche so schwer zu tragen waren.«

»Du wirst nach meinem Tode fast eine reiche Frau sein, Milly,« sagte ihr Bruder in heiterem Tone. »Ich habe in den letzten fünf Jahren sehr viel gethan, um das Gut zu verbessern, und Du wirst in dem messingbeschlagenen Schreibtisch, wo ich alle meine Papiere und Rechnungen aufhebe, einen Sack voll Guineen finden. Ich denke, Du kannst John Martin, dem Aufseher, vertrauen, daß er Deine Interessen auf der Farm wahren wird. Du wirst eine Geschäftsfrau werden, Milly, wenn ich fort bin, und Deine Versetzung von dem kleinen Hause in die Halle wird keine üble Veränderung für Dich sein.«

»Ringwood, Ringwood, sprich nicht davon!«

»Aber ich muß, Milly. Es ist Zeit, von diesen Dingen zu sprechen, wenn ein Mann fühlt, daß er auf dieser Seite des Grabes keine Stunde mehr hat, die er sein nennen kann. Ich wünsche, daß Du mir etwas versprichst, bevor ich sterbe, denn ein Versprechen, das einem Sterbenden gegeben wird, ist immer bindend.«

»Giebt es etwas, lieber Ringwood, was ich nicht für Dich thun würde?«

»Ich wußte es, daß Du mir's nicht verweigern würdest. Jetzt höre mich an. Wie lange ist Capitän Duke schon abwesend?«

»Im nächsten Januar wird es sieben Jahr.«

»Ich habe mir's gedacht. Nun merke auf. Wenn der Monat Januar zu Ende geht, wünsche ich, daß Du eine Reife nach London unternimmst und einen Brief von mir an Darrell Markham überbringst.«

»Ich will es thun, lieber Ringwood, und ich würde mehr als das thun, wenn Du es wünschtest.

Aber warum gerade im Januar, warum nicht früher?«

»Weil es ein Einfall von mir ist, vielleicht der Einfall eines Kranken. Der Brief ist noch nicht geschrieben, aber ich will ihn schreiben, ehe ich wieder einschlafe.«

»Morgen, theurer Ringwood, nicht heute Nacht,« bat sie, »Du hast Dich bereits durch zu vieles Sprechen angestrengt Schreibe den Brief morgen.«

»Nein, heute Nacht,« sagte er ungeduldig, »jetzt, sogleich. Ich würde keine Ruhe haben, wenn ich nicht sogleich schrieb. Es sind nur wenige Zeilen.«

Seine sorgsame Wärterin hielt es für besser, seinem Wunsche nachzugeben, als ihn durch eine Weigerung aufzuregen. Sie brachte die nöthigen Schreibmaterialien und legte sie aus den kleinen Tisch an seinem Bette zurecht. Sie unterstützte ihn mit Kissen, um es ihm so bequem als möglich zu machen, und zog sich dann auf ihren alten Sitz am Kamin zurück.

Der Leser weiß, wie schwer Ringwood Markham das Schreiben ankam, selbst wenn er sich bei vollkommener Gesundheit befand. In dieser Nacht aber war, es für ihn eine sehr harte Aufgabe. Er brauchte auch eine ziemlich lange Zeit dazu, um einige wenige Zeilen zu Stande zu bringen. Diese las er und überlas sie wieder mit offenbarer Genugthuung. Dann faltete er das Papier und, nachdem er es adressirt hatte, bat er Millicent, es mit dem Wappen der Markhams zu versiegeln. Die Aufschrift lautete:

»An Darrell Markham, Esq., ihm zu Ende Januar 17— durch Millicent Duke zu überliefern.«

»Ich habe Darrell manches Unrecht zugefügt,« sagte er, »aber ich denke, daß dieser Brief Alles wieder gut machen wird. Es ist mein letzter Wille und mein Testament, Milly, ich werde kein anderes machen, denn außer Dir hat Niemand einen Anspruch auf meinen Nachlaß.«

»Und Du hast also Darrell etwas vermacht?« fragte sie.

»Nichts als diesen Brief. Ich bin überzeugt, daß Du ihn getreu überliefern wirst, und ich weiß, daß Darrell zufrieden sein wird.«

*

*

*

Mrs. Sarah Pecker kam, so oft sie einen Augenblick Zeit hatte, nach der Halle, um Millicent bei der Pflege des Kranken zu unterstützen. Sie war auch bei ihr in den letzten entscheidenden Augenblicken, als die schwachen Strohhalme des Lebens, an denen sich der junge Squire noch hielt, einer nach dem andern seiner matten Hand entglitten und er in den unbekanntem Tiefen des erbarmungslosen Ozeans des Todes versank.

Zwölftes Capitel.

Capitän Fanny.

Sechs Jahre waren vergangen seit jenem Weihnachtsabend, wo der fremde Hausirer Mrs. Sarah Pecker beraubt und eine so wundervolle Veränderung zum Bessern in der Lage ihres Gatten Samuel bewirkt hatte. Sechs Jahre waren vergangen und wieder war die Weihnachtszeit da. Wieder war Betty, die Küchenmagd, damit beschäftigt, Gänse und Truthähne zu rupfen, und wieder stand Mrs. Sarah Pecker vor ihrem geräumigen Anrichttisch und bereitete den Teig für die Weihnachtspasten. Wieder wurde der zögernde Bote mit Specereiwaaren von der Marktstadt erwartet, und wieder strömten die würzigen Düfte von Rumpunsch aus der halboffenen Thüre des Schenkzimmers hervor.

Aber obschon diese Weihnachtsvorbereitungen sich in keiner Weise von jenen vor sechs Jahren unterschieden, so waren doch im Schwarzen Bären wichtige Veränderungen eingetreten — Veränderungen, welche dem Leser bereits mitgetheilt worden sind. Mrs. Pecker war in Sprache und Benehmen wundervoll zahm geworden. Etwas, was fast an Furchtsamkeit grenzte, mischte sich mit diesem neuen Wesen der stattlichen Sarah, etwas von einer beständigen Unruhe, einer Furcht, deren Ursache Niemand kannte. Die mit ihr vorgegangene Veränderung war in der That so groß, daß sie Samuel zuweilen sogar trösten und aufrichten mußte.

Während die Dinge auf diese Weise mit Sarah standen, hatte sich der Zustand ihres würdigen Gatten unter dieser neuen Behandlung seiner bessern Hälfte sehr wesentlich verbessert.

Er fürchtete sich nicht mehr vor seinen Gästen, noch vor seiner eigenen Stimme. Er zitterte oder erröthete nicht mehr, wenn er plötzlich angeredet wurde. Er durfte es wagen, sich eine Kanne Bier aus dem Keller zu holen, ohne sich dabei furchtsam umzusehen, wie ein unredlicher Aufwärter, der im Begriff ist, seinen Herrn zu betrügen. Samuel Pecker war ein neuer Mensch, freilich noch immer an Gespenster glaubend und nicht ganz ohne Furcht, wenn er sich allein im Finstern befand; aber ein Löwe an Muth und Kühnheit im Vergleich zu dem, was er früher gewesen, ehe der fremde Hausirer Mrs. Sarah Pecker in eine Ohnmacht versetzt hatte.

Der Schwarze Bär war an diesem Weihnachtsabend ganz besonders belebt, denn eine Gesellschaft von Gentlemen war von York herübergeritten und speiste in dem weißen Zimmer, einem Staatsgemach im ersten Stock. Die Herren beabsichtigten zu übernachten und den ersten Weihnachtstag im Gasthause zuzubringen. Der Truthahn, welcher hilflos in Betty's Schooß lag, war für sie bestimmt.

»Einer von ihnen ist auch ein schöner Mensch,« fuhr das Mädchen in seinem Zwiegespräch mit Mrs. Sarah fort, »Ihr solltet hinauf gehen und ihn ansehen, Madam. Solche schwarze Augen, die durch und durch gehen, wie ein Blitzstrahl! und kleine weiße Hände gerade wie Mrs. Duke, und dabei über und über mit Gold und Edelsteinen bedeckt! Er kann aber auch trotzig und schlimm sein und die Andern fürchten sich vor ihm. Diese zwei wollten nach dem Essen fort von hier und als er sagte, er wolle bleiben, fragte einer von ihnen, ob der Platz — wäre — ich habe das Wort nicht verstanden; aber der schwarzäugige Gentleman brach in ein Gelächter aus und

nannte den andern einen feigen Schurken, der nicht werth sei, mit Gentlemen umzugehen, und der Dritte stieß sein Glas aus den Tisch und sagte unter furchtbarem Fluchen, der Capitän habe Recht.«

Während das Mädchen seine Gebieterin mit diesen Einzelheiten unterhielt, trat Samuel in die Küche.

»Die in dem weißen Zimmer sind ein sehr lärmendes Volk,« sagte er, »sie verlangen jetzt ein halbes Dutzend Flaschen alten Portwein, obschon ihrer nur drei sind und obschon sie bereits Madeira und Claret gehabt haben. Ich wünsche, Du gingst hinauf und gäbest ihnen einen Wink, daß sie sich ein wenig ruhiger verhalten möchten. Während ich den Wein hole, kannst Du Dich in Bereitschaft setzen.«

Sarah willigte ein, reinigte ihre Hände von Mehl, strich die Bänder an ihrer Haube glatt und band eine frische Schürze um. Unterdeß kam Samuel mit zwei schwarzen, spinnwebenbedeckten Flaschen unter jedem Arm ans dem Keller zurück.

»Ich habe einstweilen vier gebracht,« Sally,« sagte er, indem er sie auf den Küchentisch stellte. »Ich will sie selbst hinauftragen und Du kannst die Gläser dazu bringen.«

Das Kleeblatt in dem weißen Zimmer war wirklich sehr tumultuarisch. Ein paar dicke Wachskerzen brannten in massiven silbernen Leuchtern auf dem polirten eichenen Tisch, der mit Nuß- und Orangeschalen, mit Gläsern und leeren Flaschen bedeckt war. Einer von der Gesellschaft hatte sich in seinem Stuhl zurückgelehnt und seine Füße auf den Desserttisch gepflanzt, während er eine Orange schälte und die Schalen nach seinem gegenüberstehenden Nachbar warf, welcher mehr als halb betrunken, die Ellbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hände gestützt, seinen Quälgeist mit leeren Blicken anstarrte. Das dritte Mitglied der kleinen Gesellschaft und derjenige, der am nüchternsten zu sein schien, lehnte, den einen Arm auf den Kamin stützend, mit dem Rücken gegen das Feuer und brach mitten in einer Anekdote ab, als Mrs. Pecker in's Zimmer trat. Seine blitzenden schwarzen Augen und seine kleinen weißen Zähne erhellten sein Gesicht, welches trotz seiner offenbaren Jugend abgezehrt und blaß war — das Gesicht eines Mannes, der in Folge von Aufregung und Ausschweifungen gealtert war, denn die Hand der Zeit hatte während der letzten sechs Jahre um die ruhelosen Augen und den entschlossenen Mund von Sir Lovel Mortimer, Baronet, auch Capitän Fanny genannt, manche Runzeln und Falten gezogen.

Der Himmel weiß, was in dem Aussehen des Einen oder Andern von der Gesellschaft im weißen Zimmer Besonderes lag, wodurch die Gebieterin vom Schwarzen Bären so erschreckt und aufgeregt wurde, denn es war gewiß, daß eine aschfarbige Blässe das Gesicht von Sarah Pecker überzog, während sie die Weingläser aus den Tisch setzte. Sie schien sich unter den Blicken des Capitäns Fanny unbehaglich und unruhig zu fühlen. Man sagte, seine Augen seien nicht gewöhnlicher Art und es lag wirklich etwas darin, was sich schwer bezeichnen ließ. Es war dies nicht ihre Ruhelosigkeit allein. Es lag auch der Ausdruck eines Schreckens darin — eines Schreckens nicht von heute oder gestern, sondern von irgend einer entfernten Zeit, wohin das Gedächtniß nicht mehr zurückreichte — die Folge irgend einer Erschütterung des Nervensystems, welche ihren bleibenden Eindruck zurückgelassen hatte.

Sarah Pecker ließ unter dem Einfluß dieser ruhelosen Augen eines ihrer besten Weingläser fallen. Sie zogen ihren Blick an als ob sie irgend eine magnetische Kraft an sich hätten. Sie folgte forschend jeder Bewegung derselben, bis der Räuber sie anredete.

»Nicht wahr, wir haben die Ehre, von der Gebieterin des Schwarzen Bären in ihrer eigenen liebenswürdigen Person bedient zu werden?« fragte er höflich, während er seine weiße, mit Edelsteinen geschmückte Hand bewunderte. Dieser kecke Capitän war nur ein kleiner schwächtiger Mensch, und nur seine außerordentliche Lebhaftigkeit vermochte ihn vor der Unbedeutendheit zu bewahren.

Zu jeder andern Zeit würde Sarah Pecker einen Knix gemacht und ihre Gäste gefragt haben, ob das Diner nach ihrem Geschmack gewesen, ob der Wein ihren Beifall habe, und Aehnliches mehr; aber an diesem Abend schien ihre Zunge gefesselt zu sein, als ob die ruhelosen Augen des Capitäns sie zum Schweigen magnetisirt hätten.

»Ja,« murmelte sie, »ich bin Sarah Pecker.«

»Und wie eine sehr behäbige und freundliche Dame seht Ihr aus, Mrs. Pecker,« sagte der Capitän mit hoher Gönnermiene, »in Eurer eigenen Person eine Empfehlung für das gastliche Dach des Schwarzen Bären. Und wahrlich, Madam, Compton auf dem Moore bedarf eines angenehmen Platzes zur Bewirthung des unglücklichen Reisenden, der sich zufällig in seiner traurigen Umgebung befindet. Hat es jemals einen solchen Ort gegeben, Jungen?« setzte er zu seinen zwei Gefährten gewendet hinzu.

Aber Mrs. Sarah Pecker war in Compton geboren und keineswegs geneigt, ihren Geburtsort ohne Einsprache herabsetzen zu lassen. Ihr Gesicht ein wenig von dem kecken Ritter der Landstraße abwendend, als ob es leichter für sie wäre, wenn sie sich außer dem Radius dieser unruhigen Augen befände, sagte sie mit einer gewissen Würde:

»Compton auf dem Moor mag ein abgelegener Ort sein, da es fast sieben Tagereisen von London entfernt ist, aber im Sommer ist es doch ein angenehmer Platz und in der Gegend wohnen viele vornehme Familien.«

»Ah, da fällt mir bei,« erwiderte der Capitän, »daß wir vor dem Städtchen ein großes Haus aus rothen Backsteinen bemerkt haben, das zwischen schönen alten Bäumen auf einem Hügel steht. Mit seinen geschlossenen Fensterläden sieht es gerade nicht besonders einladend aus. Wem gehört es?«

»Es heißt Compton Hall, Sir,« antwortete Sarah« »und gehörte dem jungen Squire Ringwood Markham.«

»Ringwood Markham! Ein junger Mann mit weißem Gesicht, blauen Augen und schwächtiger Taille?«

»Derselbe, Sir.«

»Ich habe ihn vor sechs Jahren in London gekannt.«

»Seht wahrscheinlich, Sir. Ringwood Markham hat seinen Antheil am Londoner Leben gehabt und leider hat ihm dasselbe wenig gefrommt. Der arme Junge! Er ist jetzt todt, Sir, erst vor drei Wochen begraben worden.«

»Todt!« murmelte Capitän Fanny. »Armer Markham! Ich hätte nicht erwartet, solche Nachrichten von ihm zu hören. Aber er hatte, wie so viele von uns, die Gewohnheit, die Kerze an beiden Enden zugleich anzuzünden, und so haben wir, wie ich glaube, kein Recht, uns darüber zu beklagen, wenn sie zu schnell verbrennt.«

Der junge Mann sagte dies in nachdenklichem Tone, der nicht ohne Beimischung von Melancholie war. Aber diese Stimmung schien nur von sehr kurzer Dauer zu sein, denn nach wenigen Augenblicken redete er Mrs. Pecker wieder mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit an. »Und Compton Hall gehörte also Ringwood Markham?« sagte er.

»Ja, Sir, und das Gut von Compton Hall, das ein jährliches Einkommen von sechs- bis siebenhundert Pfund abwirft.«

»Und wem gehört die Besetzung jetzt?« fragte Capitän Fanny.

»Seiner Schwester, Mrs. Millicent Duke.«

»Mrs. Duke! Der Frau eines Seemanns, eines gewissen George Duke?«

»Der Wittwe von Capitän George Duke, Sir.«

»Der Wittwe! Was, ist George Duke todt?«

»Darüber ist kaum ein Zweifel. Der Capitän ist vor sieben Jahren von Marley Water abgesegelt und seitdem hat man weder von ihm, noch von seinem Schiff, dem Vultur, etwas gehört.«

»Und die Wittwe von George Duke ist die Eigenthümerin eines Landguts geworden, das jährlich sechs- bis siebenhundert Pfund einträgt?«

»Ja, Sir; so viel wirst das Gut im geringsten Falle ab.«

»Und der einzige Beweis, den sie von dem Tode des Capitäns Duke hat, ist seine siebenjährige Abwesenheit von Compton?«

»Ich sollte kaum glauben, daß sie eines stärkern Beweises bedarf.«

»Wirklich!« rief der junge Mann lachend. »Ei, Mrs. Sarah Pecker, ich habe so viel von den seltsamen Verhältnissen und Wechsellern dieser Welt gesehen, daß ich selten daran glaube, daß ein Mann todt ist, wenn ich ihn nicht in seinen Sarg legen und die Erde in sein Grab schaufeln sehe, und selbst da giebt es Menschen, die so schlüpfrige Kunden sind, daß ich kaum überrascht wäre, wenn ich ihnen an der Kirchhofsthüre begegnete, und Euer Seemann ist ein herumschweifender Bursche, dem es ganz gleich sieht, seinem Vergnügen auswärts nachzugehen und Derjenigen zu vergessen, die zu Hause auf ihn warten; wer weiß, ob Capitän Duke nicht morgen zurückkommt,

um seine Frau und deren Vermögen zu reclamiren.«

»Der Himmel verhüte es!« sagte Mrs. Pecker mit Nachdruck. »Ich wünsche Niemand etwas Schlimmes; aber ehe die arme Millicent ihn zurückkommen sieht, um ihr Herz zu brechen und ihr Vermögen zu vergeuden, wollte ich doch lieber darum beten, daß der Capitän des Vultur auf dem Grunde eines fremden Meeres liegen möchte.«

»Ein frommer Wunsch!« rief Capitän Fanny lachend. »Da ich aber den Gentleman nicht kenne, Mrs. Pecker, so kann ich Amen dazu sagen. Aber ein Irrthum ist es, Mrs. Sarah, daß eine siebenjährige Abwesenheit einen genügenden Beweis bietet, um eine Frau zur Wittve zu machen. Ich hätte kaum erwartet, von einer verständigen Frau wie Ihr so etwas zu hören. Sieben Jahre — ei, Männer sind nach siebzehn zurückgekommen!«

Mrs. Pecker antwortete nichts darauf. Wenn ihr Gesicht noch etwas bleicher wurde als zuvor, so war es wenigstens vor Beobachtung geschützt, indem sie sich, die leeren Gläser abräumend, über den Desserttisch beugte.

Als sie das Zimmer verlassen hatte und die drei Männer wieder allein waren, brach Capitän Fanny in ein lautes Gelächter aus.

»Das sind Neuigkeiten!« rief er, »das giebt einen Capitalspaß. George Duke todt und seine Wittve im Besitz eines Landguts, das jährlich siebenhundert Pfund abwirft! Wenn dieser Narr, der mürrische Jeremiah, sich nicht mit seinen besten Freunden überworfen hätte und uns entlaufen wäre, so würde sich hier eine prächtige Aussicht für ihn aufthun.«

Dreizehntes Capitel.

Die Reise nach London.

Capitän Fanny verließ den Schwarzen Bären erst am Morgen nach dem Weihnachtstage, wo er mit seinen zwei Gefährten durch das frostige Decembersonnenlicht fröhlich davonritt, nachdem er seine volle Zufriedenheit mit der guten Bewirthung der Mrs. Pecker ausgedrückt, die Rechnung, ohne auch nur einen Blick auf die einzelnen Posten derselben zu werfen, bezahlt und die Dienerschaft des Hauses auf die freigestigste Weise mit Trinkgeldern bedacht hatte.

»Ein edler Gentleman,« sagten sie in der Küche des Schwarzen Bären, »schön und offenherzig und so freigebig wie ein Prinz mit seinen goldenen Guineen und seinen Silberkronen. Ein vollendeter Gentleman mit liebenswürdigen und ohne Zweifel vornehmen Manieren, wie sie nur der Adel besitzt. Und dann seine Augen, diese großen glänzendem ruhelosen Augen, schwarz wie die Mitternacht!«

Ueber die Augen des Capitäns wurde ein gutes Theil mehr gesprochen und Betty, die Köchin, machte eine Bemerkung, welche ihr den Tadel und den Spott der übrigen Dienstleute zuzog. Diese thörichte Person erklärte nämlich, daß die Augen von Sir Lovel Mortimer sie an die Nacht erinnerten wo der fremde Hausirer die Löffel gestohlen habe. Sie vermochte aus Befragen nicht zu sagen, ob die Augen des Baronets sie an die Löffel oder an den Hausirer erinnerten, sie behauptete blos, daß ihr dabei jene Nacht und der Hausirer wieder einfalle.

So gänzlich waren die Dienstboten des Schwarzen Bären mit der Besprechung über ihren letzten ausgezeichneten Gast beschäftigt, daß die Nachricht von einem verwegenen Raubanfälle, welcher in der Nähe von Carlisle am Abend des 23. December stattgefunden hatte, kaum einen Eindruck auf sie machte. Dasselbe war der Fall mit einem Angriffe auf die Yorker Post, wovon die Nachricht zwei Tage nach der Abreise Sir Lovels und seiner Gefährten in Compton eintraf.

Die zweitägige Einkehr eines schönen jungen Baronets im Schwarzen Bären war ein so seltenes Ereigniß, daß man wenigstens zwölf Monate davon sprach, während Raub und Mord auf des Königs Heerstraße tägliche Vorgänge waren, die wenig Aufsehen mehr erregten. London hatte damals jeden Montag Hängetag und jeden Montag strömte die Bevölkerung der Hauptstadt nach Tyburn hinaus, um dem traurigen Schauspiele von Hinrichtungen beizuwohnen.

So brachten die Dienstleute der Mrs. Pecker die wenigen noch übrigen Decemberabende in der Küche des Schwarzen Bären mit Gesprächen über die lustigen jungen Gäste zu, welche vor Kurzem das Haus mit ihrer Gegenwart belebt hatten, während Millicent Duke, in ihren Trauerkleidern bleicher und schöner aussehend als jemals, allein in dem eichengetäfelten Zimmer zu Compton Hall vor dem messingbeschlagenen Schreibtische saß und einige Rechnungen ihres Farmaufsehers zu entziffern suchte.

Sie fand an Mrs. Sarah Pecker eine treue Rathgeberin und Helferin in ihren Nöthen. Die Erbschaft war für die arme unerfahrene Millicent eine Quelle vielfacher Verlegenheit; aber die kluge Gebieterin des Schwarzen Bären wußte überall Auskunft und sorgte für Alles.

Als die ganze Angelegenheit geordnet war, durfte Millicent Duke sich, wenn nicht für eine reiche, so doch für eine sehr wohlhabende Frau halten. Sie war die alleinige Eigenthümerin des großen alten Herrenhauses mit seiner Umgebung und des ausgedehnten Landgutes, das dazu gehörte, — die alleinige Eigenthümerin, sofern nämlich Capitän George Duke von dem guten Schiff Vultur nicht zurückkehrte, um einen Antheil an dem neuerlangten Vermögen seiner Frau in Anspruch zu nehmen.

Der Gedanke, daß eine entfernte Möglichkeit, eine schattenhafte Aussicht dazu vorhanden sei, sandte einen kalten Schauer in Millicents Herz und schien seinen Schlag zu hemmen.

Den diamantenen Ohrring, dessen Pendant Capitän Duke sich bei ihrer Trennung in Marley Water von seiner Frau hatte aushändigen lassen, hatte sie sorgfältig aufgehoben. Sie war ein zu einfaches und gewissenhaftes Geschöpf, als daß sie sich hätte träumen lassen, ihrem Gatten ungehorsam zu sein. Sie sah den vereinzelt Schmuckgegenstand zuweilen an; aber niemals ohne zu beten, daß sie seinen Kameraden nie mehr zu sehen bekommen möchte. Sie wünschte George Duke nichts Uebles; ihr einziger Wunsch war nur, daß er und sie einander nie mehr treffen möchten. Sie würde willig ihre neu ererbte Besitzung verkauft und ihm jeden Pfennig des Erlöses gesandt haben, wenn sie gewußt hätte, wo er sich aufhielt, unter der Bedingung, daß er nicht mehr zu ihr zurückkehre.

Millicent war die einzige Person in Comptom die noch Zweifel über den Tod des Capitäns Duke hegte. Die sieben Jahre, die seit seiner Abreise ohne alle Kunde von ihm verflossen waren, die gewöhnlichen Vorkommnisse von Schiffbrüchen und Unglücksfällen zur See, der von Vielen gehegte Verdacht des ungesetzlichen Treibens des Capitäns — alles dies wies auf den Schluß hin, daß er todt sein müsse. Er war entweder mit seinem Schiffe untergegangen, oder durch den Säbel eines Franzosen niedergehauen worden. Die Geschichte von Millicents Zusammentreffen mit dem Schatten ihres Mannes auf dem Steindamme von Marley Water war niemals vergessen worden und die Erinnerung an diese Geschichte bestärkte die Einwohner von Compton in ihrer Ansicht über das Schicksal von George Duke.

Natürlich sagte Millicent ihrer treuen Freundin Sarah Pecker von dem Briefe, welchen Ringwood einige Tage vor seinem Tode mit dem Wunsche, daß er von ihr an Darrell Markham überliefert werden sollte, geschrieben hatte. Die Wünsche von Millicents verstorbenem Bruder waren ihr heilig und zu Anfang des Monats Januar begann sie an ihre schreckliche Reise nach London zu denken.

Sie war niemals weiter von Hause weggekommen, als einmal nach dem eine halbe Tagereise entfernten York, und der Gedanke, ihren Weg nach der großen Hauptstadt zu finden, erfüllte sie fast mit Schrecken; aber ihre muthige Freundin Sarah war bereit, ihr in dieser wie in jeder anderen Krisis des Lebens beizustehen.

»Ihr werdet doch nicht daran denken, Mr. Darrell Markham allein aufzufinden, Miß Millicent?« fragte Sarah, als die Angelegenheit besprochen wurde.

»Je nun, wer sollte denn mit mir gehen, liebe Sally?«

»Ja, wer denn?« antwortete Sarah sarkastisch, »wer sonst als Solln Pecker vom Schwarzen Bären, die Euch gewartet hat, als Ihr noch ein kleines Kind wart; ich möchte wissen, wer sonst?«

»Ihr, Sally?«

»Ja, ich. Ich würde Euch Samuel mitsenden, Miß Millicent — denn es liegt etwas Achtunggebietendes in dem Aussehen eines Mannes und wir könnten ihn in eine der alten Markham-Livreen stecken und ihn für Euren Bedienten ausgeben — aber der Himmel sei uns gnädig! was für ein armes hilfloses Kind würde mein guter Mann in der großen Stadt sein! Ich kann ihn nicht nach der Marktstadt schicken, ohne daß er mir Alles verkehrt besorgt, oder ohne daß ihm die Taschen geleert werden, während er dasteht und nach irgend einem Gaukler gafft. Nein, Miß Millicent, Samuel Pecker ist der beste Mann, aber der beste Mann kann, was Geschäfte betrifft, nichts als ein bloßes Kind sein und ein Kind könnt Ihr in London nicht brauchen. Deshalb müßt Ihr mich mitnehmen und gute Miene zum bösen Spiele machen.«

»Meine liebe treue Sally! Aber was werden sie ohne Euch im Bären anfangen? Die Reise nach London und zurück wird fast vierzehn Tage in Anspruch nehmen, den Aufenthalt in der Stadt nicht gerechnet. Was werden sie ohne Euch beginnen, Sally.«

»Je nun, sie müssen eben ihr Bestes thun, Miß Millicent, und in einem schönen Zustande werde ich den Platz finden, wenn ich zurückkomme. Aber laßt Euch durch den Gedanken daran nicht stören, Miß Milly, ich mache mir gar nichts daraus.«

Sarah Pecker war so fest entschlossen, Millicent zu begleiten, daß diese keine weiteren Einwendungen erhob und ihre Vorbereitungen für die Reise traf. Auf Sally's Antrag wurde in York ein neues Trauerkleid und ein netter Hut dazu bestellt.

»Es ist nicht nothwendig, daß Euch Darrell seit den letzten sieben Jahren zu Eurem Nachtheil verändert findet, Miß Milly,« bemerkte Sarah, während sie eine schwarze Krause um Millicents schlanken Hals befestigte. »Diese schwarzen Gewänder stehen sehr gut zu Eurer weißen Haut, und ich glaube kaum, daß unser Darrell sich seiner Cousine vom Lande zu schämen hat, trotz der schönen Londoner Madams,« die er, seit er Compton verlassen, gesehen haben mag.«

Mrs. Sarah Pecker hatte eine natürliche und fast heilige Scheu vor dem schönen Geschlecht der Hauptstadt, das sie mit dem allgemeinen Namen der Londoner Madams bezeichnete. Sie glaubte fest, daß der weibliche Theil dieser unbekanntten Stadt ohne Ausnahme frivol und verschwenderisch, putz- und vergnügungssüchtig sei und daß die einzige Beschäftigung dieser Damen darin bestehe, junge Squires vom Lande in ihre Netze zu locken.

Es war ein unfreundlicher und nebeliger Morgen, an dem Millicent und ihre muthige Beschützerin in der großen Hauptstadt anlangten. Als Mrs. Pecker in dem Dorfe Islington ihren Kopf zur Kutsche herausstreckte, sah sie in einem Thale vor sich eine dicke schwarze Masse und eine große Wolke, und ein Mitreisender sagte ihr, daß es London sei. An einem großen alten Wirthshause im Herzen der City wurden Millicent, Duke und Sarah mit dem einzigen Koffer, der all ihr Gepäck bildete, abgesetzt. Mrs. Pecker ließ sich mit einer schmucken Aufwärterin, welche das Frühstück brachte, in ein Gespräch ein. Sie stellte einige Fragen über die Stadt, während Millicent, ermüdet von der Anstrengung der nächtlichen Reise, auf einem harten Sopha einschlief. Im Laufe der Unterhaltung trug die Wirthin des Schwarzen Bären Sorge, die Aufwärterin davon zu unterrichten, daß die schöne Dame mit dem zarten blassen Gesichte, die so mädchenhaft und unschuldig in ihrem Schlafe aussah, eine der reichsten Frauen in ganz

Cumberland sei, und wenn sie geneigt gewesen wäre, ihr Geld daran zu wenden, den ganzen Weg von Compton bis London mit Extrapost hätte zurücklegen können. Mrs. Pecker, welche Anfangs an der Aufwärterin als einer einfachen offenherzigen Person Gefallen gefunden hatte, fühlte sich über die Kälte, mit welcher dieselbe diese Mittheilung aufnahm, beleidigt und reihte sie sofort unter die Londoner Madams ein.

»Der Cumbrische Adel scheint wenig bei Euch zu gelten,« bemerkte Sarah mit ironischer Bescheidenheit; »aber es giebt Viele in Cumberland, die Eure feinen Stadtleute aufkaufen könnten, und nachdem sie den Handel abgeschlossen, doch noch genug für sich behielten.«

Nachdem sie der Aufwärterin diese würdige Rüge ertheilt hatte, ließ sich Sarah herab, über den Weg nach St. James Square, den sie offenbar irgendwo in der Nachbarschaft zu finden hoffte, Erkundigungen einzuziehen.

Sie erhielt zur Antwort, daß sie eine Kutsche oder eine Sänfte nehmen müsse, um nach dem gewünschten Orte zu gelangen, da derselbe am andern Ende Londons liege und zu weit entfernt sei, um zu Fuß zu gehen, besonders da sie fremd sei und den Weg dahin nicht leicht finden werde.

Mrs. Pecker sah die Aufwärterin scharf an, gerade als ob sie Lust gehabt hätte, dieselbe zu überführen, daß sie eine falsche Anweisung gegeben habet aber da sie dies nicht vermochte, so ließ sie sich rathen und bestellte eine Kutsche, die in einer Stunde bereit sein sollte.

Die »London Madams,« welche Mrs. Pecker von dem Kutschenfenster aus bemerkte, während sie mit ihrem schönen Schützling von der City nach St. James fuhr, sahen in dem kalten Januarmorgen sehr unbehaglich und blaunäsigt aus. Der Schnee auf dem Pflaster war ein schwarzes Gemisch, das man in Compton nicht kannte, und die Dunkelheit der nebeligen Atmosphäre flößte der würdigen Sarah eine gewisse Unruhe in Bezug auf den baldigen Eintritt eines Erdbebens ein.

Die Wirthin vom Schwarzen Bären hatte den festen Entschluß gefaßt, auf dieser Londoner Reise durch ein ruhiges und unerschütterliches Benehmen ihre ganze Würde zu bewahren. Nichts zu bewundern war die ganze Kunst, die sie kannte. Obschon ihr die Entfernung, zwischen Eastcheap und Pall Mall fast unbegrenzt vorkam, so verlor sie doch keinen Augenblick ihren Gleichmuth und blickte aus ihrem Kutschenfenster auf das Londoner Straßengedränge mit demselben ruhigen und kritischen Auge, mit dem sie in ihrem heimathlichen Cumberland ein Weizenfeld betrachtet haben würde.

Bor Millicent Duke's Augen ging das ganze geschäftige Panorama der Hauptstadt wie ein verschwommenes Nebelbild vorüber, in welchem keine Gestalten deutlich und bestimmt hervortraten. Ein einziger Gedanke und ein einziges Bild erfüllte ihr Herz und ihre Seele und sie hatte weder Augen und Ohren für die geschäftige Welt außerhalb der Kutsche, noch für Sarah Pecker, die ihr gegenüber saß.

Sie war im Begriff, Darrell Markham zu sehen.

Zum ersten Male nach sieben Jahren — zum ersten Male, seit sie an dem Bette gestanden, auf dem er bewußtlos und mit blutbefleckten Haaren gelegen, sollte sie ihn wiedersehen — ihn

sehen und vielleicht verändert finden! — so verändert während dieser langen Zeit, daß es den Anschein hätte, als ob der alte Darrell gestorben und an seiner Statt nur ein Fremder mit einigen Gesichtszügen von ihm zurückgeblieben sei.

Und unter allen den andern Veränderungen, welche die Zeit in diesem lieben Cousin bewirkt, mochte sich auch die befinden, daß die alte hoffnungslose Liebe erloschen wäre und ein neues schöneres Bild Millicents eigenes blasses Gesicht in Darrell Markhams Herzen ersetzt hätte. Er war noch immer unverheirathet. Sie wußte dies aus seinen Briefen an Sarah Pecker, welche stets in Zwischenräumen von drei Monaten eingetroffen waren, um seinen Aufenthalt anzuzeigen und Nachrichten von Compton zu verlangen. Vielleicht war es nur seine Armuth, die ihn so lange abgehalten hatte, zu heirathen! Eine plötzliche Röthe überzog Mrs. Duke's Gesicht, als ihr dieser Gedanke kam. Wenn sich dies so verhielt, würde es nicht ihre Pflicht sein, ihr eigenes, bedeutendes Vermögen mit ihrem theuersten Freunde und nächsten Verwandten zu theilen und ihn zu bitten, die Frau seiner Wahl zu heirathen und glücklich zu sein?

Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten sie, als die Kutsche vor der großen Stadwohnnng des schottischen Gönners von Darrell Markham anhielt. Ihr Herz schien still zu stehen, als das Klopfen des Kutschers an der Thüre des Hauses durch die Straße wiederhallte. Die Läden waren sämtlich geschlossen und lose Strohhalme lagen vor der Hausthüre zerstreut umher.

»Mylord ist vielleicht auf dem Lande und Mr. Darrell bei ihm. O, Miß Milly, wenn wir diese Reise umsonst gemacht hätten!«

Millicent Duke hatte nicht die Kraft zu antworten. Der Zweifel der Mrs. Pecker war ihr unaussprechlich schmerzhaft. Sie war auf einen plötzlichen Tod, aber nicht auf langsame Qual gefaßt. Sieben Jahre hatte sie verhältnißmäßig zufrieden gelebt, ohne Darrell Markham zu sehen, und jetzt war es ihr, als ob sie kaum sieben Minuten leben könnte, ohne Darrell Markhams vertrautes Gesicht zu sehen.

Eine alte Frau öffnete die Thüre. Mylord befand sich offenbar nicht in der Stadt. Mrs. Pecker wies den Kutscher an, nach Mr. Darrell Markham zu fragen. Das große Haus, die Thüre, die Gestalt der Frau, die auf der Schwelle stand — Alles schwamm vor Millicents Augen. Sie wußte bloß, daß der Kutschenschlag geöffnet wurde und daß ihr Sarah Pecker sagte, sie solle aussteigen, daß sie die Treppe hinauf über die Thürschwelle und in eine große mit Steinen gepflasterte Halle schwankte, an deren einem Ende in einem mächtigen Kamine ein kleines Kohlenfeuer brannte.

Ein großer, kräftig gebauter Mann, bis an's Kinn in einen Pelzrock gehüllt und hohe mit Koth bespritzte Stiefeln tragend, stand vor diesem Feuer, mit dem Lesen eines Briefes beschäftigt. Sein Hut, seine Handschuhe, seine Reitpeitsche und ein halbes Dutzend uneröffnete Briefe lagen auf einem Tische neben ihm.

Millicent Duke sah bloß die unbestimmte Gestalt eines Mannes, der eine hin- und herwogende Masse von Rock und Stiefeln zu sein schien, und ein Feuer, das sich in einen rothen Kreis auflöste, wie das glänzende Auge eines Dämons. Sarah Pecker war nicht ausgestiegen, sie schien ihre eigenen Gründe dazu zu haben. Die zum Hause gehörige alte Frau stand knixend vor Mrs. Duke und deutete auf den Gentleman am Kamin. Millicent hatte eine verworrene Idee, daß sie

diesen Gentleman bitten sollte, sie zu Darrell Markham zu führen. Sein Haupt war auf den Brief niedergebeugt, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien, und Millicent scheute sich fast, ihn in dieser Beschäftigung zu unterbrechen.

Während sie so einen Augenblick unschlüssig dastand, bei sich überlegend, wie sie ihn anreden sollte, steckte er den Brief in die Tasche und einen Augenblick darauf stand er, sich plötzlich umwendend, ihr von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Der große starke Gentleman war Darrell Markham.

Vierzehntes Capitel.

Ringwood's Vermächtniß.

Darrell Markham war in den letzten sieben Jahren stärker geworden, was ihm gar nicht übel anstand.

Aus einem schwächtigen jungen Menschen hatte sich ein breitbrüstiger, soldatisch aussehender Mann entwickelt, dessen bloße Gegenwart die arme hilflose Millicent mit einem Gefühle von Sicherheit erfüllte. Er drückte seine kleine zitternde Cousine an seine Brust und bedeckte ihre kalte Stirne mit Küssen.

Es war eine brüderliche Umarmung, welche Millicents schlanke — Gestalt an dieses männliche Herz zog. Millicents Augen waren jetzt thränenlos, aber vor Darrells Blicken schwamm ein solcher Nebel, daß er kaum das glückliche Gesicht zu unterscheiden vermochte, das unter ihrem zerdrückten Morgenhute zu ihm aufblickte.

»Der Himmel segne Dich, meine liebe theure Milly,« waren die einzigen Worte, die er vorbrachte.

Auch Mrs. George Duke entwickelte bei dieser Gelegenheit keine besondere Beredtsamkeit, denn nach vielem Erröthen und Zittern konnte sie nur scheu zu ihrem Cousin emporblickend und sagen:

»Aber, Darrell, wie stark Du geworden bist!«

Einen Augenblick vorher hatte Mr. Markham große Neigung gezeigt zu weinen; aber als diese halbgestammelten Worte von den Lippen seiner Cousine fielen, lachte er laut und führte sie, eine Thüre in der Nähe öffnend, in Mylord C—'s Bibliothek, wo der Staub dick auf Möbeln und Büchern lag und die eichenen Fensterläden nur halb offen waren.

»Meine Millicent!« sagte er, »mein theuerstes Mädchen! Welch ein glücklicher Zufall war es, daß ich heute an diesem schneeigen Morgen in die Stadt geritten bin, um einige Briefe zu holen, die von zu großer Wichtigkeit sind, um sie einem gewöhnlichen Boten anzuvertrauen! Ich habe die Weihnachten bei Mylord in Buckinghamshire zugebracht und es ist, wie gesagt, nur ein Glücksfall, daß ich heute hierher gekommen bin.«

Er nahm den Trauerhut von Millicents Haupt und warf ihn auf einen Tisch. Dann glättete er mit sanfter liebkosender Hand ihre goldenen Locken und blickte ihr lange und ernst in's Gesicht.

»Meine Liebe,« sagte er, »alle diese langen Jahre haben keine Veränderung an Dir hervorgebracht.«

»Und an Dir, Darrell — «

»An mir! Du sagst ja, ich sei stärker geworden, Milly.«

»Ja, ja, ein wenig stärker; aber das meinte ich nicht!«

Sie zögerte und stand mit gesenktem Haupte da, einen Knopf seines mit Pelz besetzten Rockes mit ihren schlanken Fingern rund herum drehend, während das schwache Licht von den halbgeöffneten Läden auf ihr glänzendes goldenes Haar fiel. Unschuldig und vertrauensvoll, das blasse Gesicht wie mit einem Heiligenschein umgeben, sah sie fast wie ein überirdisches Wesen aus.

»Nun, was meinst Du denn, Millicent?«

»Ich meine, daß Du in andern Dingen verändert sein mußt — verändert in Dir selbst. Ich habe mein ruhiges Leben zu Compton zugebracht ohne ein Ereigniß, welches diese sieben Jahre unterbrochen hätte, mit Ausnahme des Todes meines armen Bruders: aber Du, Darrell, hast in der Welt gelebt, in der fröhlichen großen Welt, wo, wie ich immer gelesen habe, Alles Thätigkeit ist und die Leiden oder Vergnügen eines ganzen Lebens oft in den kurzen Raum weniger Monate zusammengedrängt sind. Du mußt so viele Veränderungen gesehen haben, daß Du Dich selbst verändert haben wirst. Ich bilde mir ein, daß wir Landleute die Gewohnheit hätten, die Natur um uns nachzuahmen. Unsere Seelen thun es dem langsamen Wachsthum der Bäume nach, die uns ihre Früchte und ihren Schatten spenden, und unsere Herzen sind so unwandelbar, wie die ruhigen Bäche, die an unseren Dörfern vorüberfließen. Dies muß die Ursache sein, weshalb wir uns so wenig verändern. Aber Du in diesem geschäftigen, unruhigen London — Du, der so viele Bekanntschaften gemacht haben mußt, so viele Freunde — edle und glänzende Männer — liebenswürdige und schöne Frauen — «

Wie in einem weiblichen Briefe wenige kurze Worte in der Nachschrift gewöhnlich die Hauptsache des ganzen Schreibens enthalten, so lag wahrscheinlich die Absicht und die Bedeutung dieser langen Rede in den letzten Worten.

Jedenfalls waren es gerade diese Worte, auf welche Darrell Markham antwortete:

»Das reizendste Weib in ganz London hat wenig Anziehungskraft für mich, Millicent; es giebt nur ein liebliches Gesicht in der ganzen Welt, das jemals einen Zauber auf Darrell Markham auszuüben vermochte, und dieses sieht er heute nach sieben Jahren zum ersten Mal wieder.«

»Darrell, Darrell!«

Dies Freude, die in ihrem Herzen aufstieg, leuchtete selbst unter ihren niedergeschlagenen Augenlidern hervor. Er war also unverändert und keine von den dunkeln Schönheiten der Hauptstadt konnte ein Recht auf ihren früheren Geliebten in Anspruch nehmen. Sie war zwar eine verheirathete Frau und George Duke konnte morgen zurückkehren; aber sie war desohngachtet glücklich darüber, daß sie Darrell für setzt wenigstens noch frei wußte.

»Ich hatte die Absicht, beim Beginn des nächsten Monats nach Compton zu kommen, um Dich zu besuchen, Milly.«

»Um mich zu besuchen?«

»Ja, um Dich an ein früheres Versprechen zu erinnern, das einmal gebrochen, aber nicht

vergessen war — Deine Hand zu verlangen.«

»Meine Hand, Darrell — die Hand einer verheiratheten Frau.«

»Eine verheirathete Frau!« rief er leidenschaftlich, »nein, Millicent, eine Wittve nach allen Begriffen des gesunden Menschenverstandes, nach dem Gesetze des Landes vollkommen frei, wieder zu heirathen. Aber sage mir, Liebste, was Dich in die Stadt geführt hat.«

»Dieses, Darrell.«

Sie zog den Brief ihres verstorbenen Bruders hervor und reichte ihn ihrem Cousin.

»Drei Nächte vor seinem Tode hat mein armer Bruder Ringwood dies geschrieben und mich gebeten, den Brief Dir eigenhändig zu überliefern. Ich hoffe, Darrell, daß er ein Legat enthält, und es würde mich freuen, wenn er Dir den größten Theil des Vermögens hinterließe. Es würde sich besser schicken, wenn Du der Besitzer desselben wärest, als ich.«

Darrell Markham stand mit dem Briefe in der Hand da, gedankenvoll die Adresse betrachtend, die in Ringwoods kitzelnder Hand geschrieben war; aber die Hand, welche die Feder gehalten, war jetzt kalt und die Heiligkeit des Todes ruhte aus dem Briefe des armen Ringwood und verwandelte das Gekritzel in eine geweihte Reliquie.

»Er hat an mich geschrieben, ehe er gestorben ist, Millicent? Er hat also unsern alten Streit ganz vergessen?«

»Ja, er hat sehr freundlich von Dir gesprochen. Ich bin überzeugt, daß Du liebende Worte in dem Briefe des armen Knaben finden wirst, und ich hoffe, daß auch eines Legats darin Erwähnung geschieht.«

»Ein solches bedarf und wünsche ich nicht, Milly; aber es freut mich, daß Ringwood meiner auf seinem Todtenbette freundlich gedacht hat.«

Darrell Markham erbrach das Siegel und las das kurze Schreiben, und während er dies that, erhellte plötzlich ein Freudenstrahl sein schönes Gesicht.

»Millicent, Millicent!« sagte er, »kennst Du den Inhalt dieses Briefes?«

»Kein Wort davon, Darrell.«

»Es war sehr edelmüthig von meinem Cousin Ringwood, daß er so an mich geschrieben hat. O Milly, Milly, er hat mir das kostbarste Legat hinterlassen, das jemals ein Mensch durch den letzten Willen eines andern erhalten hat.«

»Ich bin so erfreut darüber, Darrell. Erfreut, ja, mehr als erfreut, wenn er Dir jeden Morgen Land von dem Compton-Gute vermacht hat. Mein kleines Haus ist groß genug für mich und es würde mich so glücklich machen, Dich als Gebieter der alten Halle zu sehen.«

»Aber es ist nicht das Compton-Gut, liebe Milly. Das Legat ist mir theurer und unschätzbbarer,

als sämtliche Ländereien und Häuser des fröhlichen Englands«

»Nicht das Compton-Gut?«

»Nein« das Legat bist — Du!«

Er umschlang sie mit den Armen und drückte sie wieder an's Herz. Diesmal war es aber kaum eine so brüderliche Umarmung als früher.

»Darrell, Darrell, was willst Du damit sagen?« rief Millicent mit gerötheten Wangen, sobald sie sich aus den Armen ihres Cousins losmachen konnte.

»Was ich damit sagen will? Lies den Brief des armen Ringwood, Milly!«

Mrs. George Duke öffnete verwundert ihre blauen Augen, als sie das Schreiben von der Hand ihres Bruders empfing.

»Lies, Milly lies!«

Es war keine leichte Sache, das Gekritzel des Kranken zu entziffern; aber dem Auge Millicents dünkte es, als ob jede Silbe mit Feuerschrift auf dem Papiere eingegraben wäre.

Folgendes hatte der arme Ringwood geschrieben:

»Cousin Darrell!

Wenn Du dies erhältst, so wird Capitän Duke sieben Jahre abwesend sein. Ich kann Dir kein Vermächtniß, wohl aber meine, Schwester Milly, welche nach meinem Tode reich sein wird, als Deine treue und liebende Frau hinterlassen. Vergiß Alles frühere böse Blut zwischen uns und liebe sie meinetwillen.

Ringwood Markham.«

Ihr blasses Gesicht unnatürlich geröthet und ihre blauen Augen auf den türkischen Teppich niedergeschlagen, stand Mrs. Duke da, den Brief ihres Bruders in ihren zitternden Händen haltend.

Darrell Markham ergriff diese Hände.

»Du kannst mich jetzt nicht abweisen, meine geliebte Milly,« sagte er, »denn selbst wenn Du so grausam sein könntest, würde ich das harte Wort Nein nicht von diesen geliebten Lippen annehmen. Du bist mein für immer, Mrs. Duke, Du bist das Vermächtniß, das mir mein armer Cousin hinterlassen hat.«

»Habe ich denn die Freiheit, zu heirathen, Darrell,« stammelte sie, »bin ich denn wirklich frei?«

»So frei wie Du warst, Millicent, ehe der Schatten von George Duke zum ersten Male Deines Vaters Thüre verdunkelt hat.«

Während Darrell Markham noch immer dastand, die Hände seiner Cousine in den seinigen haltend, während Millicent Duke ihn mit einem Blicke anschaute, in welchem Liebe und Verlegenheit gemischt waren, wurde die Bibliothekthüre ausgerissen und Mrs. Sarah Pecker stürzte herein, das nichts ahnende Paar überraschend.

»So, Mrs. George Duke und Mr. Darrell Markham,« sagte sie, »das ist eine schöne Behandlung bei meinem ersten Besuche in London. Da sitze ich eine ganze Stunde in jener dumpfen Kutsche und Keins von Euch hat so viel Höflichkeit, mich einzuladen, herein zu kommen und meine Fingerspitzen an Eurem elenden Feuer zu wärmen.«

Trotz dieser Aeüßerung von Entrüstung über die Behandlung, die sie erfahren, schien Sarah in sehr guter Laune zu sein.

»Ihr habt sehr lange gebraucht, Miß Milly, um Master Darrell den Brief zu übergeben,« sagte sie schlau.

»Das wird Euch nicht Wunder nehmen, Sally, wenn Ihr den Inhalt des Briefes erfahrt,« antwortete Darrell, und dann pflanzte er Mrs. Pecker in den großen Lehnstuhl am Kamin und erzählte ihr die ganze Geschichte von Ringwoods Brief.

Es ist zweifelhaft, ob Millicent Duke jemals freiwillig ihre Zustimmung zu dem Schritt gegeben hätte, der ein verzweifelter zu sein schien: aber in den Händen von Darrell Markham und Sarah Pecker war sie vollständig machtlos und als ihr Cousin sie zur Kutsche, die so lange gewartet, zurück begleitete, hatte sie das Versprechen gegeben, ohne jeden unnöthigen Aufschub seine Frau zu werden.

»Ich werde alle für die Ceremonie nothwendigen Vorbereitungen treffen,« sagte Darrell, am Kutschenschlage stehend und im Begriff, von seiner Cousine Abschied zu nehmen. »Ist dies geschehen, so muß ich mit Mylords Briefen nach Buckinghamshire reiten und mich für einige Zeit von ihm verabschieden. Ich werde morgen in Eurem Gasthause mit Euch frühstücken und dann Dir und Sally einige der Merkwürdigkeiten der großen Stadt zeigen. Lebe wohl, theuerste Milly; Gott segne Dich!«

Der, blaunasige Kutscher knallte mit der Peitsche und die Kutsche fuhr davon, während Darrell Markham unter der Thüre stand und seiner Cousine nachsah.

»O Sally, Sally, was habe ich gethan?« rief Millicent, sobald die Kutsche St. James Square verlassen hatte.

»Was Ihr gethan habt!« antwortete Sarah Pecker; »ei, nur was recht und schicklich ist und den Wünschen Eures verstorbenen Bruders entspricht. Ihr hättet doch nicht gegen dieselben handeln wollen, Miß, da Ihr wohl wißt, wie gottlos es ist, sich gegen den Willen der Verstorbenen auflehnen zu wollen.«

Für den Rest des Tages ging Millicent wie in einem Traume herum. Sie schien alle Kraft des Willens verloren zu haben und ließ sich von ihrer Begleiterin ohne Widerstreben da- und dorthin führen. Was diese würdige Frau betraf, so war ihre Freude über diesen plötzlichen Heirathsplan zwischen den beiden jungen Leuten, die sie als Kinder gekannt hatte, so lebhaft, daß sie es kaum

in dem engen Raume der Miethkutsche auszuhalten vermochte.

»Soll ich dem Manne sagen« daß er an einem Seidenladen anhält, Miß Milly?« fragte sie, als der Wagen nach der City zurückfuhr.

»Zu was, Sally?«

»Damit Ihr Euch ein Hochzeitskleid auswählt. Ihr könnt doch nicht daran denken, Euch in Trauerkleidern trauen zu lassen?«

»Warum nicht, Sally? Denkt Ihr, daß ich darum weniger für meinen Bruder traure, weil ich im Begriff bin, Darrell Markham zu heirathen? Es würde wenig Achtung vor seinem Andenken verrathen, wenn ich meine schwarzen Kleider ablegen wollte, ehe er noch drei Monate im Grabe liegt.«

»Nur für Euren Hochzeitstag, Miß Millicent. Bedenkt, welche schlimme Vorbedeutung es sein würde, bei Eurer Hochzeit Trauerkleider zu tragen.«

Mrs. Duke lächelte ernst.

»Wenn es dem Himmel gefällt, meine Ehe zu segnen, Sally,« sagte sie, »so glaube ich nicht, daß die Farbe meines Kleides sich zwischen mich und die Vorsehung stellen wird.«

Mrs. Pecker schüttelte verhängnißvoll den Kopf.

»Es giebt Dinge, womit man die Vorsehung versucht und seinem Glück in's Gesicht schlägt, Miß Milly,« sagte sie, und ohne Millicents Erlaubniß abzuwarten, befahl sie dem Kutscher, an einem Seidenladen aus Ludgate Hill anzuhalten. Es war im Vergleich zu den glänzenden Kaufhäusern des heutigen Tages ein kleines schmutziges Gewölbe, aber größer, als irgend etwas, Mrs. Pecker zu Carlisle jemals gesehen hatte.

Mrs. Duke setzte ihrer Beschützerin keinen Widerstand entgegen; als aber der Kaufmann seine Rollen glänzender Seidenzeuge brachte und auf dem Ladentisch entfaltete, suchte Millicent ein lavendelblaues Muster mit schwarzen Blumen aus.

»Ihr scheint entschlossen zu sein, Unglück über Eure Heirath zu bringen, Mrs. Duke,« sagte Sarah scharf, als Millicent diese Wahl traf. »Wer hat jemals von schwarzen Rosen oder Lilien gehört?«

Aber Millicent blieb bei ihrem Entschluß. Sie fuhren dann nach ihrem Gasthaus im Herzen der City zurück, wo Mrs. Pecker unter dem Beistand einer nadelgewandten Gehilfin sogleich daran ging, das Hochzeitskleid zu verfertigen.

Die beiden Wochen, welche hingeben mußten, ehe die Trauung stattfinden konnte, waren für Millicent Duke nur ein einziger verwirrender Traum. Sie überließ sich ganz den Händen von Sarah und Darrell und that was sie verlangten. Es gab Darrell ein besonderes Vergnügen, diesen ersten Besuch in London für seine geliebte Cousine zu einem angenehmen Feiertag zu machen. Er zeigte den beiden Frauen alle Wunder und Merkwürdigkeiten der großen Hauptstadt und

fürte sie in die zwei großen Theater und an die öffentlichen Vergnügungsorte, wo Sarah Pecker reichliche Gelegenheit fand, Bemerkungen über die »Londoner Madams« zu machen. Für Millicent würde diese Zeit wahrhaft köstlich gewesen sein, wenn sie nicht von unbestimmten Zweifeln und schattenhaften Besorgnissen gequält worden wäre. Zwar suchte sie sich dieselben aus dem Sinne zu schlagen« aber es gelang ihr nicht; sie wurden vielmehr immer größer und zahlreicher, je näher der Hochzeitstag heranrückte.

Fünfzehntes Capitel.

Die Trauung.

Von den drei Personen, welche am Morgen des Hochzeittages in einem der Wohnzimmer des alten Gasthofs versammelt waren, wurde nur sehr wenig dem reichlichen Frühstück, wie es zu jener Zeit üblich, zugesprochen. Das Wetter war in den letzten beiden Wochen kalt und regnerisch gewesen; an diesem Tage aber ließen alle Anzeichen darauf schließen, daß ein starker Schneefall bevorstand. Der Schmutz vom vorigen Tage war in den Straßenrinnen gefroren und das Pflaster hart und trocken an dem bitteren frostigen Morgen — einem so kalten Morgen, daß Mrs. Pecker kaum im Stande war, mit ihren erstarrten Fingern das Seidenkleid und die kleinen Schmuckgegenstände, die sie besorgt hatte, beim Anzug der Braut in Ordnung zu bringen. Ein trauriger Hochzeitmorgen für die zweite Heirath von Squire Markhams Tochter!

Sally Pecker war die einzige Person von der kleinen Gesellschaft, welche einigermaßen auf das Wetter achtete. Darrells Wangen glühten vor angenehmer Aufregung, in seinen Augen leuchtete das Licht der Liebe und Hoffnung und wenn Millicent blaß wurde und zitterte, so wußte sie nicht, ob es von der bitteren Kälte draußen, oder von dem eisigen Entsetzen kam, das ihr Herz erfüllte und über das sie keine Herrschaft besaß.

Die Kutsche wartete vor der Thüre und Alles war bereit, als Mrs. Duke vor Darrell auf die Kniee niederfiel und mit aufgehobenen Händen ihn folgendermaßen anflehte:

»O Darrell, Darrell, es ist mir, als ob das, was wir jetzt thun wollen, etwas Gottloses sei! Was für einen Beweis haben wir, daß George Duke todt ist? und welches Recht habe ich, Dir meine Hand zu geben, da ich nicht weiß, ob sie nicht einem Andern noch gehört? Verschiebe diese Heirath. Warte, warte noch und es werden vielleicht bestimmtere Nachrichten eintreffen, denn eine Stimme in meinem Innern sagt mir, daß wir kein Recht zu der Verbindung haben, die wir heute zu schließen beabsichtigen.«

Sie sprach mit solchem feierlichen Eifer, mit solchem Ernst in jedem Wort, mit einem solchen Ausdruck in ihren blauen Augen, der fast einer Eingebung zu entspringen schien, daß ihr Darrell Markham wahrscheinlich Gehör geschenkt hätte, wenn nicht Sarah Pecker in's Mittel getreten wäre. Aber diese entrüstete Matrone ergoß sich sofort in einen unaufhaltsamen Strom unwilliger Ausrufe und, nachdem sie sich auf diese Weise athemlos geredet hatte, trieb sie die Beiden, ehe sie noch Zeit hatten, etwas dagegen einzuwenden, die Treppe hinunter in die Kutsche.

St. Marys-Kirche auf dem Strand war von Darrell zur Vollziehung der Ceremonie gewählt worden und auf dem Wege dahin erging sich Mrs. Pecker in Klagen über die Art und Weise, wie diese Londoner Heirath stattfinden sollte.

»Nicht einmal eine Glocke hört man läuten,« sagte sie, »wäre es dagegen in Compton, so würde der alte Kirchthurm wieder gewackelt haben, um der Tochter des Squires die gebührende Ehre anzuthun.«

Die Fahrt nach der Kirche dauerte nicht lange. Die breiten Steintreppen vor dem heiligen Gebäude waren in Folge des aus den Regen gefolgten harten Frostes spiegelglatt und Darrell mußte alle Vorsicht anwenden, um seine Cousine wohlbehalten von der Kutsche nach der Kirchthüre zu geleiten.

Mrs. Sarah Pecker blieb etwas zurück, um dem Kutscher einige Weisungen zu geben, und als sie im Begriff war, den jungen Leuten zu folgen, wurde sie von einem Packträger unversehens angerannt.

Da das Pflaster glatt war, so würde die würdige Gebieterin des Schwarzen Bären aller Wahrscheinlichkeit nach gefallen sein« wenn sie nicht im entscheidenden Augenblicke ein kräftiger, aber schlanker Arm gehalten hätte, während eine affectirte Stimme den Packträger ausschalt.

Der Arm, der sie auf diese Weise vor dem Fallen bewahrt hatte, war der des Sir Lovel Mortimer, unter anderem Namen als Capitän Fanny bekannt.

Mrs. Sarah würde ihn schwerlich erkannt haben, wenn sie nicht seine Stimme gehört hätte, denn der ganze untere Theil seines Gesichts war in eine große wollene Binde begraben und statt der blonden Perücke mit fliegenden Locken trug er eine solche von brauner Farbe und kurzen Haaren, die ihm keineswegs so gut stand. Aber unter seinem herabgeschlagenen Filzhut und über den vielen Falten seiner wollenen Binde glänzten die ruhelosen schwarzen Augen, die, einmal gesehen, nicht leicht wieder vergessen wurden.

»Sir Lovel Mortimer!« rief Mrs. Pecker, mit ihren breiten Händen den Arm des jungen Mannes umspannend und ihn verblüfft anblickend.

»Still, meine gute Seele, Ihr braucht nicht so freigebig mit meinem Namen zu sein,« sagte er, sich mißtrauisch umsehend. »Aber was hat denn die Frau?« rief er darauf, als Sarah noch immer da stand und ihn mit demselben verwirrten und verwunderten Ausdruck anstarrte, mit dem sie ihn bei seinem Besuch in Compton angeblickt hatte.

»O Sir, verzeiht einer armen kinderlosen Frau, wenn ich Euch scharf ansehe. Ich bin seit den letzten Weihnachten nicht mehr im Stande gewesen, das Gesicht Ew. Ehren aus dem Gedächtniß zu bringen.«

Capitän Fanny schlug ein heiteres Gelächter auf.«

»Ich bin schon daran gewöhnt, einen Eindruck auf das schöne Geschlecht zu machen,« sagte er, »und es giebt Viele, die das Abbild meines Gesichts im Herzen tragen. Aber ich will blind sein, wenn dies nicht die treffliche Wirthin des Cumbrischen Städtchens ist, wo wir neulich ein so herrliches Weihnachtsmahl verzehrt haben. Nun, im Namen alles Dessen, was wundervoll ist, was hat Euch nach London geführt, Madam?«

»Eine Hochzeit, Ew. Ehren.«

»Eine Hochzeit? Vielleicht Eure eigenes Da komme ich ja gerade recht, um die Braut zu beglückwünschen.«

»Die Hochzeit von Mrs. George Duke mit ihrem Cousin Darrell Markham.«

»Mrs. George Duke, deren Mann auf der See abwesend ist?«

»Dieselbe, Sir.«

Capitän Fanny zog die Lippen zusammen und ließ ein leises, langgedehntes Pfeifen vernehmen.

»So, so, Mrs. Pecker, das also ist das Geschäft, das Euch den weiten Weg von Cumberland nach London gebracht hat. Eine seltsame Geschichte, eine sehr seltsame Geschichte, die mich aber, wie Ihr vielleicht sagen werdet, nichts angeht. Ich bitte, der Braut und dem Bräutigam meine besten Glückwünsche darzubringen, und Euch selbst wünsche ich guten Tag.«

Er verneigte sich höflich vor der Frau des Gastwirths und eilte davon, Sarah Pecker sah ihm nach, so weit sie konnte, aber seine schlanke Gestalt verlor sich sehr bald unter der Menge.

Ein fröstelnder Pfarrer in einem zerknitterten Chorrock las den Ehesegen. Das zitternde Mädchen konnte sich nicht enthalten, umzublicken, als der Priester die Stelle las, welche die Aufforderung enthielt, daß Jeder, der eine gerechtfertigte Einsprache gegen die Heirath zu erheben habe, damit hervortreten sollte. Sie blickte sich mit der thörichten Besorgniß um, daß George Duke mit erhobener Hand erscheinen werde, um der Ceremonie Einhalt zu thun.

Der eine Flügel der Kirchthüre stand offen und ein eisiger Wind blies von der Straße herein; aber kein Capitän George Duke war im Schatten des Eingangs oder hinter einem Pfeiler verborgen, um hervorzutreten und gegen die Heirath Verwahrung einzulegen.

Wäre der Capitän wirklich in dieser Absicht dagewesen, hätte er keine Zeit verlieren dürfen, um sie in Ausführung zu bringen, denn der frierende Pfarrer gab wenig Gelegenheit zur Unterbrechung, da er die Trauungsformel mit solcher Eile ableierte, daß Darrell und Millicent Mann und Frau wurden, bevor sich Mrs. Pecker von ihrer Ueberraschung über das unerwartete Zusammentreffen mit Capitän Fanny erholt hatte.

Es begann ernstlich zu schneien, als Millicent, Darrell und Sarah am Abend dieses Tags ihren Sitz im Innern der Yorker Postkutsche einnahmen, und als der kalte winterliche Morgen des nächsten Tags anbrach, waren Felder, Hecken und Hügel, so weit das Auge reichte, in eine weiße Decke gehüllt. Die ganze Luft war während dieser langen Heimreise mit Schneeflocken angefüllt; aber Darrell und Millicent achteten nur wenig darauf, denn die frühere Frau und Wittve von George Duke hatte in dem einen Gedanken, daß sie und Darrell von nun an für immer Seite an Seite durchs Leben wandeln sollten, alle alten Sorgen vergessen. Unter diesen Umständen war es von keiner Bedeutung, ob sie in dem kalten Januar-Wetter nordwärts gingen, oder auf einem mit Rosen bestreuten Wege unter einem glänzend-strahlenden Himmel die Reise vollbrachten.

So gab sich Millicent ganz dem Vergnügen von Darrells Gesellschaft hin. Sie war bei ihm, geschützt und geschirmt durch seine Liebe, und alle die vagen Zweifel und Schrecken des Hochzeitmorgens waren auf ihrer Seele verschwunden. Es schien, als ob sie ihre Furcht in der düsteren Londoner Kirche, aus der sie als Darrell Markhams Frau hervorgegangen war,

zurückgelassen hätte. Da nichts vorgefallen war, um die Trauung zu unterbrechen, so schien es ihr, daß ihre Heirath, weil sie von der Vorsehung zugelassen war, auch glücklich sein müsse.

Die Reisenden erreichten York am dritten Tag nach der Hochzeit und hier wurde beschlossen, daß sie den übrigen Theil des Wegs, anstatt auf die rumpelnde Landkutsche zu warten, welche die Verbindung mit Compton unterhielt, in einer Postchaise zurücklegen wollten.

Die Dämmerung war bereits eingetreten, als das vierspännige Gefährte durch die Hauptstraße von Compton fuhr und vor dem Schwarzen Bären anhielt. Da Mrs. Pecker wußte, daß in dem alten Herrenhaus keine Vorbereitungen zum Empfang des jungen Paares getroffen seien, so hatte sie bei der Ankunft in York einen Boten mit dem Auftrag abgeschickt, daß Samuel zu Ehren von Mr. und Mrs. Darrell Markham das beste Mahl herrichten lassen solle, das jemals im Schwarzen Bären verzehrt worden sei.

In ihrem Eifer, sich zu versichern, ob diese Botschaft gehörig ausgeführt worden sei, war Sarah die Erste, die aus der Postchaise sprang, es Darrell und Millicent überlassend, nach ihrer Bequemlichkeit auszusteigen.

Sie fand Samuel auf der Treppe stehend, nicht den selbstvertrauenden, ungezwungenen, fröhlichen Samuel der letzten Zeit, sondern das blasse, schwachsinnige, zitternde Wesen von früher, das seine bessere Hälfte mit einem bittenden Blick ansah, welcher zu sagen schien: »Sei nicht böse, Sarah, es ist nicht meine Schuld.«

Aber Mrs. Pecker war in zu großer Hast, um diese Veränderung zu bemerken. Sie eilte an ihrem Manne vorüber in den geräumigen Hausflur und öffnete die Thüre eines Zimmers, wo auf einem schneeweißen Tischtuch unter dem Lichte von einem halben Dutzend Wachskerzen das Silber des Hauses in seinem ganzen Glanze strahlte.

»Das Diner ist also bereit, Samuel?« fragte sie.

»Vollkommen bereit,« antwortete er traurig, »Alles wie Du es angeordnet hast. Ich hoffe, es wird den armen Geschöpfen schmecken,« setzte er in einem Leichenbitterton hinzu.

Mrs. Sarah Pecker drehte sich rasch um und sah ihren Mann einigermaßen mit ihrem alten verächtlichen Blick an.

»Ich sollte es meinen, daß es ihnen nach der kalten Fahrt seit heute Morgen schmecken wird,« sagte sie.

»Aber Samuel Pecker, was um's Himmels willen hast Du denn?« setzte sie hinzu, indem sie ihren traurigen Ehemann etwas näher in Augenschein nahm. »Gerade wenn ich Dich am muntersten und heitersten und Alles um mich her fröhlich und lustig zu sehen wünsche, um Miß Millicent und ihrem geliebten Gatten Ehre anzuthun, verfällst Du wieder in Deinen alten Unsinn und siehst aus, als ob Du einen Geist gesehen hättest. Was ist's mit Dir, Mann? Und warum gehst Du nicht hinaus, um Mrs. Markham und ihren Mann zu empfangen und Deine Glückwünsche darzubringen?«

»Warte ein wenig, Sarah,« sagte er mit einer Stimme, die sich kaum über ein Geflüster erhob,

»warte ein wenig! Es wird Alles zur rechten Zeit kommen und vielleicht zum Besten; aber ich wurde Anfangs so sehr davon überrascht. Es war so hart, Sarah, als es so plötzlich über mich kam, und je mehr ich daran denke, desto härter kommt es mir vor.«

»Was kommt Dir hart vor? Was ist es, was ist es?« rief Sarah, von einer unbestimmten Furcht geängstigt. »Was giebt es, Samuels Hast Du die Sprache verloren?«

Einen Augenblick hatte es wirklich den Anschein, als ob er der Fähigkeit zu sprechen beraubt sei. Er schüttelte den Kopf, und stieß einen tiefen Seufzer aus; dann ergriff er Sarah beim Arm und führte sie in ein kleines Gemach, das durch ein Fenster mit dem allgemeinen Gastzimmer in Verbindung stand.

»Sieh dorthin!« sagte er halb flüsternd.

Sarah folgte der Richtung seiner ausgestreckten Hand. Nur ein einziger Gast befand sich in dieser frühen Abendstunde in dem Zimmer.

Dieses einsame Individuum war ein Mann, der einen dunkelblauen, von der Reise beschmutzten Rock und hohe Reitstiefel trug und braunes lockiges Haar hatte, das mit einem Band gebunden war. Er saß an einem Tisch, das Kinn auf die Hand gestützt, und Sarah und ihr Mann konnten sein Gesicht nur von der Seite sehen.

Während Mrs. Pecker wie versteinert da stand und schweigend aus diesen Reisenden blickte, traten Darrell und Millicent in den Hausflur und von da in das eichengetäfelte Zimmer, wo der Tisch für sie gedeckt war.

»O Samuel, Samuel! wie soll ich es ihr mittheilen?« rief Mrs. Pecker sich umdrehend, als ob sie sogleich zu Millicent gehen wollte; aber Samuel ergriff sie beim Arm.

»Laß sie erst essen, Sarah,« sagte er in bittendem Tone. »Es wird immer hart genug sein, wenn es kommt; aber es würde härter erscheinen, wenn es bei leerem Magen käme.«

Sechzehntes Capitel.

Die dritte Erscheinung des Doppelgängers
von Capitän George Duke.

Während das Hochzeitsmahl in dem eichengetäfelten Gemach verzehrt wurde, saßen Mrs. Sarah Pecker und ihr Mann in ihrem Privatzimmer, einander mit blassen ängstlichen Gesichtern anblickend.

Umsonst hatten Millicent und Darrell ihre alte treue Freundin gebeten, an dem Mahle Theil zu nehmen.

»Nein, Miß Milly,« sagte sie, »es schickt sich nicht für mich, an demselben Tische mit Squire Markhams Tochter und — ihrem — Cousin zu sitzen. In Kummer und Noth — und Kummer und Noth scheinen unser Aller Loos zu sein — werde ich Euch bis zum Ende meines Lebens treu zur Seite stehen und wenn ich Euer junges Leben vor einem Schmerz bewahren könnte, so würde ich, wie ich glaube, mein eigenes Leben hingeben, um es zu thun.«

Sie schloß Millicent, während sie dies sprach, in ihre Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Thränen und leidenschaftlichen Küssen.

»O, Miß Milly, Miß Milly,« rief sie, »es mag den Anschein haben, als ob ich stark genug wäre, Euch vor irgend etwas zu schützen, aber ich bin es nicht — ich bin es nicht.«

Es war jetzt an Millicent, die sonst so muthige Sarah auszuschelten und zu trösten.

Die junge Frau hatte alle ihre Besorgnisse und Zweifel vollständig vergessen und diese Rückkehr nach Compton mit dem Geliebten ihrer Jugend machte sie vollkommen glücklich. Die Vergangenheit mit all ihrem Kummer war ihr gleich einem vergessenen Traum entschwunden und der Horizont der Zukunft lachte ihr wie ein wolkenloser Sommermorgen hell und klar entgegen. Sie blickte Sarah mit verwunderten Augen an, erstaunt über die ungewohnte Aufregung der ehrlichen Seele.

»Aber liebe Sally,« sagte sie« »Ihr scheint ja diesen Abend ganz niedergeschlagen zu sein.«

»Ich bin ein wenig ermüdet und matt, Miß Milly; aber kümmert Euch nicht darum, denkt nicht an mich, sondern seid bloß überzeugt, daß ich meins Leben darum geben würde, wenn ich Euch einen Schmerz oder Kummer ersparen könnte.«

Mrs. Pecker eilte aus dem Zimmer, ehe Millicent sie weiter befragen konnte; aber ihre verhängnißvollen Worte hatten in der Brust der jungen Frau ein unbestimmtes Gefühl von Besorgniß zurückgelassen. Der heitere Ausdruck ungetrübten Glücks war aus ihrem Gesichte verschwunden, als sie sich ihrem Gatten an der Tafel gegenüber setzte, welche Samuel derart mit kräftigen Leckerbissen hatte beladen lassen, daß man damit ein Dutzend Landleute mit hungrigen Mägen hätte sättigen können.

*

*

*

Der Reisende, welcher in dem gewöhnlichen Gastzimmer saß, war noch immer allein. Er hatte sich eine Bowle Rumpunsch bringen lassen; aber Samuel hatte ihn nicht selbst bedient.

»Hast Du mit ihm gesprochen, Samuel?« fragte Mrs. Pecker. »Nein, Sarah, nein; er auch nicht mit mir. Ich sah ihn wie einen bösen Geist zur Thüre hereinkommen und ich möchte ihn fast für einen solchen halten. Ich hatte nicht den Muth, ihm gegenüber zu treten, sondern schlich in dieses Zimmer und horchte, während er über Compton Hall und die arme Miß Millicent allerlei Fragen stellte. Anfangs glaubte ich, mein Kopf sei verwirrt, ich befände mich in einem Traum und nicht er sei es, der zurückgekommen; als er aber eine Bowle Rumpunsch bestellte, wußte ich, daß er es war, denn Rumpunsch war stets sein Lieblingsgetränk.«

»Wie lange war er schon da, als wir ankamen?«

»Fast eine Stunde«

»Nur eine Stunde — nur eine Stunde,« stöhnte Sarah; »wenn es doch nur der Vorsehung gefallen hätte, sein Leben vor dieser Stunde zu nehmen, welch' eine glückliche Erlösung wäre es für die zwei armen unglücklichen Menschen in jenem Zimmer gewesen!«

»Ach, welch' eine glückliche Erlösung!« wiederholte Samuel.

Weder Sarah noch ihr Mann bedienten das neuvermählte Paar bei Tisch. Die Kellnerin trug die Speisen auf und brachte sie fast unberührt wieder zurück.

Es schlug acht Uhr auf dem Kirchthurm von Compton, als der einsame Reisende seinen Punsch austrank und nachdem er ihn bezahlt hatte, das Haus verließ.

»Er ist nach der Halle gegangen, Samuel,« sagte Mrs. Pecker, als sich die Hausthür mit einem lauten Schläge schloß. »Wer soll es dem armen Kinde sagen? — wer soll es ihr sagen?«

Samuel schüttelte zweifelhaft den Kopf, zum Zeichen, daß er in dieser kitzlichen Frage keinen Rath wisse.

Sarah saß in tiefem Nachdenken versunken da, nur von Zeit zu Zeit in sich hinein murmelnd:

»Wer soll es ihr sagen? Das arme unschuldige Kind! Sie war von Anfang bis zum Ende gegen die Heirath mit Master Darrell und ich selbst habe Alles gethan, um sie dazu zu treiben.«

Eine halbe Stunde nach der Entfernung des Reisenden öffnete Darrell Markham die Thüre des eichengetäfelten Zimmers und Millicent trat zum Gehen gerüstet in den Hausflur. Darrell rief Mrs. Sarah heraus.

»Liebe Sally, wir wollen gehen; wollt Ihr mir nicht gute Nacht wünschen?« fragte Millicent in zärtlichem Tone.

»O, Miß Milly, Miß Milly,« rief Mrs. Pecker, ich bin diesen Abend etwas matt und niedergeschlagen und ich zittere am ganzen Körper. Ich habe nicht die Kraft zu sprechen. Ich kann nur so viel sagen, vergeßt nicht, wenn Ihr in Noth seid, nach Sally Pecker zu senden, und sie wird Euch bis zu ihrem letzten Athemzug beistehen.«

»Sally, Sally, was giebt es?« fragte Millicent erschrocken. »Ist Euch etwas Schlimmes widerfahren, Sally?«

»Nein, nein, nein, Liebe.«

»Oder irgend Einem der Eurigen?«

»Nein, nein.«

»Aber, was ist es denn, Sally?«

»O, fragt mich nicht, ums Himmels willen fragt mich nicht, Miß Millicent,« und ohne ein weiteres Wort machte sie sich aus den zarten Armen, welche liebend um ihren Hals geschlungen waren, los und eilte in ihr Zimmer zurück.

»Ich konnte es ihr nicht sagen, Samuel,« flüsterte sie, »ich habe es versucht, aber ich konnte nicht. Die Worte waren auf meiner Lippe, aber etwas stieg mir den Hals herauf und erstickte meine Stimme, daß ich sie nicht aussprechen konnte. Nun merke auf, Samuel, was ich Dir zu sagen habe, in der Erwartung, daß Du es genau ausführen wirst.

»Das will ich, Sarah; ich will es gewissenhaft thun und wenn ich durch Feuer und Wasser gehen müßte, obschon es nicht wahrscheinlich ist, daß Wasser und Feuer oft zusammenkommen.«

»Du wirst die Laterne nehmen, Samuel, und mit Mr. Darrell und Miß Millicent gehen, um ihnen nach der Halle zu leuchten und, wenn Du hinkommst, so gehst Du nicht sogleich wieder fort, sondern wartest und siehst, was geschieht, und bringst mir Nachricht zurück, besonders —«

»Besonders, was, Sarah?«

»Wenn sie ihn dort finden.«

»Ich werde es genau befolgen, Sarah. Ich bringe Dir oft unrechte Waaren vom Markt nach Hause, aber dies werde ich gewiß genau besorgen, denn mein Herz ist dabei.«

So traten Millicent und Darrell in die schneeige Nacht hinaus, wie es der Reisende vor ihnen gethan hatte.

Samuel Pecker begleitete sie mit der Laterne, es stets geschickter Weise so austeilend, daß er das Licht auf denjenigen Theil des Wegs fallen ließ, dessen Betretung von Seite Darrells und Millicents am unwahrscheinlichsten war. Samuels Laterne war in der That ein wahres Irrlicht, das seinen Schimmer aus alle Gegenstände rechts und links, nur nicht aus den Weg warf, den seine Gefährten zu gehen hatten. Die gefiederten Schneeflocken, welche in dichten Massen

fielen, schlossen den Anblick des winterlichen Himmels vollständig aus. Der Schnee lag tief auf allen Gegenständen — auf der Straße, auf den Häusern, auf den Hecken und Bäumen, so daß jeder bekannte Ort verändert erschien.

Compton Hall war ohngefähr eine Viertelstunde von der Straße seitwärts gelegen. Der gewundene Fahrweg, der von dem großen hölzernen Eingangsthor nach dem Hause führte, war durch die überhängenden Aeste und Zweige von den auf beiden Seiten wachsenden Sträuchen und Bäumen, die zu den vernachlässigten Gartenanlagen gehörten, halb gesperrt. Es hatte vielleicht seit Jahren kein Wagen mehr diesen Weg befahren.

Am Thore blieb Darrell Markham stehen und nahm die Laterne aus Mr. Peckers Hand.

»Der Weg ist hier etwas unbequem,« sagte er. »es wird vielleicht besser sein, wenn ich selbst leuchte.«

Als in Folge davon das Licht der Laterne gerade vor ihnen auf den Pfad fiel, bemerkte Millicent plötzlich Fußstapfen im Schnee.

Diese Fußstapfen waren die eines Mannes und führten von dem Thore nach dem Hause. Sie mußten noch ganz frisch sein, sonst würde sie der fallende Schnee bereits verwischt haben.

»Wer kann so spät nach der Halle gegangen sein?« rief Millicent.

Sie blickte zufälliger Weise, während sie dies sprach, Samuel Pecker an, welcher wie ein Stock da stand und sie hilflos anstarrte.

Darrell Markham lachte über den Schrecken seiner Frau.

»Aber Milly,« sagte er, »die arme kleine Hand, die auf meinem Arm ruht, zittert ja, als ob Du die Fußstapfen eines Gespenstes gesehen hättest, obschon ich glaube, daß Gespenster keine Spur hinter sich zurücklassen. Komm, Milly, ich sehe das Licht eines Feuers in dem Lieblingszimmer Deines Vaters. Komm, Liebste, diese frostige Nacht durchkältet Dich bis in's Herz.«

Etwas hatte sie in der That bis in's Herz durchkältet, aber es war nicht der äußere Einfluß des Januarwetters. Irgend ein unerklärlicher instinctmäßiger Schrecken hatte sie ergriffen, als sie diese Fußstapfen erblickte. Darrell führte sie nach dem Hause. Eine Terrasse, aus rothen Backsteinen erbaut, lief an der Vorderseite des Gebäudes und den Fenstern des Erdgeschosses hin. Darrell und Millicent, gefolgt von Mr. Pecker stiegen eine kleine Seitentreppe hinaus, die zu dieser Terrasse führte.

Um die vordere Thüre zu erreichen, mußten sie an mehreren Fenstern vorüber, unter andern auch an demjenigen, aus dem das Licht vom Kaminfeuer hervorschimerte, und es war nur natürlich, daß sie im Vorbeigehen einen Blick in das Innere des Gemaches warfen.

Die Flamme des frisch angezündeten Feuers beleuchtete flackernd das dunkle Eichengetäfel, und vor dem Kamin, den Rücken dem Fenster zugekehrt, saß derselbe Reisende, den Samuel Pecker erst kürzlich unter seinem Dache gesehen hatte. Das wechselnde unbestimmte Licht enthüllte nichts als die Umrisse einer männlichen Gestalt und selbst diese nur schwach, aber bei

dem ersten Blick durch das vorhanglose Fenster stieß Millicent Duke einen durchdringenden Schrei aus und fiel laut weinend in den Schnee auf ihre Kniee nieder.

»Mein Mann!« stöhnte sie. »Mein Mann, lebend zurückgekehrt, um mich zum strafbarsten und elendesten Geschöpf zu machen!«

Das Haupt aus den schneebedeckten Boden niedergebeugt und das Gesicht mit den Händen bedeckend, wehklagte sie, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Darrell hob sie auf und führte oder trug sie vielmehr in's Zimmer. Der Reisende hatte den Schrei gehört und stand, den Rücken dem Feuer, das Gesicht der Thüre zugekehrt, vor dem Kamine. Es war wirklich der Capitän des Vultur, dieser Mann, dessen Gegenwart unter allen Personen auf Erden für Darrell und Millicent am schrecklichsten war.

In dem halbschattigen Dunkel des vom Feuer erhellten Gemachs war keine besondere Veränderung in der Person oder dem Gesichte von George Dicke wahrnehmbar. Dieselben Locken von röthlichem Braun, durch ein Band zusammengehalten, fielen auf seine Schulter, dasselbe ruhige Feuer brannte in seinen braunen Augen und ließ wie früher nichts Gutes erwarten. Wenn man ihn in diesem Halblichte sah, so schienen die sieben vergangenen Jahre keinerlei Veränderung an dem Capitän des Vultur hervorgebracht zu haben.

»Was ist das? Was soll Alles das bedeuten?« rief er, als Darrell Markham seine hilflose Bürde in das eichengetäfelte Zimmer brachte. »Was soll das heißen?«

Darrell legte seine Cousine auf ein Sopha neben dem Kamin, an dem der Capitän noch immer stand, ehe er auf diese Frage antwortete.

»Es bedeutet das, George Duke,« sagte er endlich, »es bedeutet, daß, wenn Ihr jemals mitleidig in Eurem Leben wart, Ihr diesen Abend mitleidig gegen dieses arme Mädchen sein solltet.«

Der Capitän des Vultur lachte laut auf.

»Mitleidig!« rief er; »ich habe niemals gehört, daß eine Frau großes Mitleid bedarf, wenn ihr nach einer siebenjährigen Trennung ihr Mann wieder zurückgegeben wird.«

Darrell blickte ihn halb verächtlich, halb mitleidig an.

»Könnt Ihr nichts vermuthen?« sagte er.

»Nein.«

»Könnt Ihr Euch kein verhängnißvolles Resultat Eurer langen Abwesenheit von diesem Orte denken, wo Jedermann Euch für todt hielt?«

»Nein.«

»Könnt Ihr Euch nicht vorstellen, daß sich etwas zugetragen haben könnte« wenn Ihr Euch

erinnert, daß dieses arme Mädchen Euch nur auf das Gebot ihres Vaters und gegen ihre Wünsche geheirathet hat?«

»Nein.«

»Könnt Ihr nichts muthmaßen?«

»Wie, wenn ich aber nichts muthmaßen *mag*, Master Darrell Markham? Wie, wenn ich sage, daß Ihr das, was Ihr wünscht, daß ich es wissen soll, Wort für Wort aussprechen müßtet, so sehr Ihr und Mylady Ursache haben mögt, darüber beschämt zu sein. Ich werde Euch durch keinerlei Muthmaßungen behilflich sein, das kann ich Euch sagen. Sprecht es aus, was es ist.«

Er störte das Feuer auf, die Kohlen zur Flamme anfachend, damit das Licht auf das Gesicht seines Nebenbuhlers scheinen und daß ihm nichts von der Verlegenheit oder Demüthigung desselben entgehen möchte.

»Was ist es?« sagte er heftig.

»Es ist das, George Duke — aber ehe ich ein weiteres Wort sage, will ich daran erinnern, daß Alles, was geschehen ist, mit Widerstreben von Seiten Eurer — Frau geschehen ist.«

Der Schmerz, den es ihn kostete, das Weib, das er liebte, bei diesem Namen zu nennen, war dem Capitän nicht entgangen. Darrell konnte dies in dem boshaften Blitzen dieser grausamen braunen Augen sehen und wappnete sich dagegen, seinem Nebenbuhler einen neuen Triumph zu bereiten.

»Vergeßt nicht,« sagte er, »daß sie in jeder Beziehung untadelhaft ist.«

»Lassen wir sie mit ihrer Untadelhaftigkeit, so wie überhaupt jede Sentimentalität aus dem Spiel, Mr. Markham, bis Ihr mir gesagt habt, was geschehen ist,« antwortete der Capitän,

»Millicent Duke, durch einen von ihrem Bruder auf seinem Todbette geschriebenen Brief dazu überredet, von allen Leuten dieses Orts, die Euch sämtlich für todt hielten, und von mir, der Alles aufbot, sie zu gewinnen, dazu überredet, ist gegen ihren eigenen Wunsch, und im Widerspruch mit ihrem bessern Urtheil vor drei Tagen in London mit mir getraut worden.«

»Ah, das also ist es, was ich errathen sollte?« rief der Capitän. »Beim Himmel, ich hatte mir's gedacht. Jetzt kommt her, und hört mich an, Mistreß Millicent Markham, Mistreß George Duke, Mistreß Darrell Markham, oder wie Ihr Euch sonst noch nennen mögt. Kommt her, sage ich.«

Sie hatte die ganze Zeit über auf dem Sopha gelegen, seinen Augenblick bewußtlos, sondern jedes Wort, das gesprochen wurde, lebhaft empfindend. Ihr Gatte faßte sie mit rauem Griff beim Arm und riß sie vom Sopha empor.

»Höre mich an, mein pflichttreues und untadelhaftes Weib,« sagte er. »Ich beabsichtige, einige Fragen an Dich zu richten. Hörst Du mich?«

»Ja.«

Sie redete ihn weder bei seinem Namen an, noch blickte sie ihn an, während sie sprach. So freundlich, sanft und liebend sie gegen jedes lebende Geschöpf war, legte sie doch keine Freundlichkeit gegen ihn an den Tag, noch suchte sie ihren Abscheu vor ihm zu verhehlen.

»Als Dein Bruder starb, hat er Dich zur Erbin seiner Besitzung eingesetzt, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und er hat Deinem Cousin, Mr. Darrell dort, nichts hinterlassen?«

»Nichts, als seine Liebe.«

»Ich frage nicht nach seiner Liebe. Er hat ihm also keinen Morgen Land, keine Guinee hinterlassen?«

»Nein.«

»Gut! Nun, da ich keine Lust habe, einen Verkehr mit einem Gentleman zu unterhalten, der die Frau eines andern Mannes während dessen Abwesenheit dazu überredet, ihn gegen ihren eigenen Wunsch und im Widerspruch mit ihrem bessern Urtheil — ich gebrauche seine eigenen Worte — zu heirathen, so wirst Du so gut sein, Deinem schönen Cousin, Mr. Darrell Markham, Folgendes zu sagen: Sage ihm, daß ich als Dein Mann einen Antheil an Deinem Vermögen, worin es auch bestehen möge, in Anspruch nehme, und was diese kleine Angelegenheit der Heirath, in der Du so tadellos warst, betrifft, so werde ich wissen, wie ich ohne seine Dazwischenkunft die Rechnung mit Dir auszugleichen habe. Sag' ihm dies und sag' ihm auch, daß es, je eher er dieses Haus verläßt, desto besser für alle Parteien sein wird.«

Millicent stand, während er dies sprach, mit gefalteten Händen da, gerade vor sich hinstarrend, und schien ihn weder zu hören, noch zu verstehen. Als er geendigt hatte, sah sie ihm voll in's Gesicht und rief aus:

»George Duke, bist Du diese sieben Jahre fern geblieben, um mich an Leib und Seele zu Grunde zu richten?«

»Ich bin sieben Jahre fern geblieben, weil ich zehn Monate, nachdem ich von Marley Water abgesegelt, an einer unbewohnten Insel im Stillen Meere Schiffbruch gelitten hatte,« antwortete er s mürrisch.

»Capitän Duke,« sagte Darrell, »da meine Anwesenheit hier Eurer unglücklichen Frau nur Schmerz bereiten kann, so verlasse ich dieses Haus. Ich werde morgen wiederkommen, um Euch für Eure Worte zur Rechenschaft zu ziehen; mittlerweile aber vergeßt nicht, daß ich der einzige noch Übrige Verwandte dieses armen Mädchens bin und, beim Himmel über mir, wenn Ihr ein Haar aus ihrem Haupte krümmt, so wäre es besser gewesen, daß Eure Gebeine aus den Inseln des Stillen Meeres verfaulten, als daß Ihr zurückgekommen seid, um Darrell Markham Rechenschaft zu geben.«

»Ich fürchte Euch nicht« Mr. Markham. Ich weiß, wie ich dieses unschuldige Mädchen dort zu behandeln habe, ohne daß ich von Euch eine Lection darüber zu nehmen brauche. Gute Nacht.«

Er nickte mit einer unverschämten Bewegung in, der Richtung der Thüre.

»Für morgen also,« sagte Darrell.

»Morgen zu Euren Diensten,« antwortete der Capitän.

Halt!« rief Millicent, als ihr Cousin im Begriff war, das Zimmer zu verlassen, »mein Mann hat, als wir uns in Marley trennten, einen Ohrring von mir mit sich genommen und mich gebeten, ihm denselben bei seiner Rückkehr abzuverlangen. Hast Du dieses Kleinod?« fragte sie den Capitän.

Sie sah ihn mit einem ernsten, halb entsetzten Blicke an. Sie erinnerte sich des Doppelgängers von George Duke, den sie im s winterlichen Mondlicht auf dem Steindamme von Marley gesehen hatte.

Der Capitän zog ein kleines Beutelchen von grober Leinwand aus der Westentasche hervor. Dasselbe enthielt einige Gold- und Silberstücke und den Diamantohrring, den Millicent Duke in der Nacht ihres Abschieds ihrem Manne gegeben hatte.

»Wird Dich das zufriedenstellen?« fragte er, indem er ihr das Kleinod überreichte.

»Ja,« antwortete sie mit einem tiefen Seufzen Dann zu ihrem Cousin hintretend, legte sie ihre beiden eisigen Hände in die seinigen und redete ihn folgendermaßen an:

»Lebe wohl, Darrell Markham, wir dürfen uns niemals wiedersehen Der Himmel vergebens uns Beiden unsere Sünde, denn der Himmel weiß, daß wir frei von böser Absicht waren. Ich werde diesem Manne in allen vernünftigen Dingen gehorchen, ich will mein Vermögen mit ihm theilen und meine Pflicht gegen ihn bis zu meinem Tode thun: aber ich kann ihm nicht mehr das sein, was ich ihm war, ehe er vor sieben Jahren diesen Ort verließ; ich kann niemals seine Frau mehr sein.

Sie entfernte sich mit einer feierlichen Gebärde von ihrem Cousin, welche in Verbindung mit den einfachen Worten, die sie gesprochen, ihm wie eine Auslösung ihrer Heirath erschien.

»George Duke, seid barmherzig gegen sie, wenn Ihr Barmherzigkeit von Gott hofft,« sagte er und verließ das Gemach.

In dem Vorplatz draußen fand Darrell Markham Mr. Samuel Pecker der, an die halboffene Thüre geschmiegt, geduldig der vorhergehenden Scene zugehört hatte.

»Ich habe es in Sarahs Auftrag gethan,« sagte er, sich entschuldigend, als Darrell bei seinem Heraustreten aus dem Zimmer den Horcher überraschte. »Ich soll ihr Alles hinterbringen, was sich zugetragen hat. Das arme junge Ding! das arme junge Ding! Es ist so Schade, daß die Vorsehung, wenn sie die Leute an unbewohnte Inseln verschlägt, sie nicht dort läßt. Sie könnten es sich daselbst bequem machen, ohne anderen Leuten lästig zu werden.«

Darrell Markham merkte aber nicht auf Mr. Peckers Reden, sondern eilte, ihn gar nicht beachtend, an ihm vorüber aus die Terrasse und von da aus den Weg, der nach der Landstraße

führte.

Der junge Mann ging so schnell, daß Samuel Mühe hatte, hinter ihm her zu traben.

»Entschuldigt meine Freiheit, Mr. Markham, aber wohin gedenkt Ihr zu gehen?« sagte er, als er endlich Darrell einholte, während dieser in die Landstraße einbog und einen Augenblick anhielt, unentschlossen, welchen Weg er nehmen sollte; »ich bitte Euch um Entschuldigung, Sir, wo gedenkt Ihr hinzugehen?«

»Ja, wohin?« sagte Darrell, auf das erleuchtete Fenster zurückblickend. »Ich wünsche die Nachbarschaft dieses Hauses in dieser Nacht nicht zu verlassen. Ich muß in ihrer Nähe bleiben. Mein armes, armes Mädchen!«

»Aber Ihr seht, Mr. Darrell,« bat Samuel, sich jeden Augenblick unterbrechend, indem er die Laterne bald in die eine, bald in die andere Hand nahm, um die freien Finger anzuhauchen, »da es zufällig nicht besonders mildes Wetter ist, so kann ich nicht begreifen, wie Ihr die Nacht hier herum zubringen könnt, und ich hoffe deshalb, daß Ihr die Güte haben werdet, den Schwarzen Bären, so lange Ihr in Compton bleibt, zu Eurer Heimath zu machen, und je länger Ihr bleibt, desto besser für mich und für Sarah.«

Es lag ein liebevoller Ernst in Samuels Rede, welcher nicht verfehlen konnte, Darrell selbst mitten in seinem grenzenlosen Elend zu rühren.

»Ihr seid ein guter Mensch, Pecker,« sagte er, »und ich will Eurem Rathe folgen. Ich will in dieser Nacht und so lange im Schwarzen Bären bleiben, bis ich sehe, wie dieser Mann meine unglückliche Cousine behandelt.«

Samuel ging mit der Laterne voraus. Es war nahezu elf Uhr und auf die verlassene Straße des Städtchens fiel nur selten ein Lichtschimmer aus einem einsamen Fenster; aber aus dem halben Wege zwischen der Halle und dem Schwarzen Bären begegneten die beiden Fußgänger einem Manne, der einen Reitermantel trug und bis an's Kinn eingehüllt war, während der Schnee dick auf seinem Hute und seinen Schultern lag.

Samuel Pecker wünschte diesem Manne eine freundliche gute Nacht, aber derselbe schien ein sauertöpfiger Patron zu sein, denn er gab keine Antwort. Der Schnee lag so tief auf dem Boden, daß die drei Männer geräuschlos wie Schatten an einander vorübergingen.

»Habt Ihr jemals bemerkt, Mr. Darrell,« sagte Samuel einige Zeit darauf, »daß die Leute, wenn es schneit, Gespenstern ähnlich sehen, still und weiß und feierlich?«

*

*

*

Allein in der Einsamkeit des Büffets zurückgeblieben, gab sich Mrs. Pecker ganz ihren Gedanken hin, vernachlässigte das Feuer und ließ die Lichter ungeputzt.

Es war halb elf Uhr, eine halbe Stunde früher, ehe Darrell Markham und Samuel Pecker die Halle verließen, als man im Schwarzen Bären Anstalt machte, das Haus zu schließen.

Die wenigen Gäste aus dem Städtchen, welche diesen Abend die Wirthschaft besucht hatten, verließen nach zehn Uhr miteinander, um in Gesellschaft zu gehen, das Haus. Der Kellner, der eben im Begriff war, die fordere Thüre zu verriegeln, öffnete sie vorher einen Augenblick, um sich nach dem Wetter anzusehen.

Während er dies that, blies der kalte, winterliche Wind herein und löschte das Licht aus, das auf einem Tische in dem Hausflur stand, ebenso dasjenige, das Mrs. Pecker, die in diesem Augenblick aus dem, Zimmer trat, in der Hand hielt.

»Was treibst Du dort, Joseph,« rief Mrs. Pecker scharf. »Komm herein und schließe zu.«

Joseph war im Begriff zu gehorchen, als ein Reiter heran galoppirte, vor der Thüre hielt und abstieg.

»Ei, Ihr guten Leute scheint ja hier ganz im Finstern zu leben,« sagte er, den Schnee von seinen Schultern schüttelnd. »Was ist denn da los?«

Mrs. Sarah Pecker war mittlerweile wieder in das Büffet zurückgekehrt und bemüht, an dem halberloschenen Kaminfeuer das Licht wieder anzuzünden.

»Könnt Ihr mir den Weg nach Compton Hall sagen, mein guter Freund ?« fragte der Reisende Joseph, den Kellner.

Dieser gab die nöthigen Aufschlüsse, welche einfach genug waren.

»Gut,« sagte der Fremde, »ich werde zu Fuß hingehen. Ruft den Stallknecht und übergebt ihm mein Pferd. Das Thier ist sehr ermüdet und bedarf Ruhe und gutes Futter.«

Joseph ergriff das Pferd am Zügel und führte es fort, während der Reisende in das Haus und das offene Gastzimmer trat, zu dem ihm das Licht, das Mrs. Pecker wieder angezündet hatte, den Weg wies. Vor dem Büffet angelangt, forderte er ein Glas Branntwein.

Es lag etwas in der Stimme des Fremden, was Mrs. Pecker an eine andere Stimme erinnerte, nur daß sie tiefer und rauer war, als jene andere Stimme.

Sarah nahm ein Weinglas, um den Branntwein einzuschenken.

»Ein großes Glas, Madam,« sagte der Fremde, »dies ist kein Wetter, um Branntwein aus einem Fingerhut zu trinken und noch dazu nach einem Ritt von mehr als zwanzig Meilen.«

Das Gesicht des Mannes war so von seinem Klapphut beschattet und durch die dicke Binde verdeckt, welche den unteren Theil des Gesichts einnahm, daß sich dieses bei dem schwachen Talglicht nicht erkennen ließ; als er aber das Glas mit Branntwein aus Sarah Peckers Hand nahm, stülpte er den Hut von der Stirne zurück und zog die Binde, um trinken zu können, herab.

Er beugte den Kopf zurück, während er den letzten Tropfen des feurigen Getränks hinunterschlürfte. Dann warf er Mrs. Pecker den Preis für dasselbe hin, wünschte ihr gute Nacht und verließ das Zimmer und das Haus.

Das leere Glas fiel Sarah aus der Hand und zerschellte auf dem Boden.

Ihr bleiches, entsetztes Gesicht erschreckte den Kellner, als er vom Stalle zurückkehrte.

Der Mann, dem sie den Brantwein eingeschenkt hatte, konnte jedenfalls nicht George Duke sein, denn der Capitän war erst vor einer Stunde nach der Halle gegangen; wenn er aber nicht George Duke selbst war, so mußte dieser Mann nothwendigerweise irgend ein überirdischer Schatten oder der Doppelgänger des Capitäns sein.

Sarah Pecker war eine Frau von gesundem Verstande, aber zugleich ein Mensch und ein Weib, und als sie über ihr bleiches Gesicht und ihre offenbare Aufregung befragt wurde, erzählte sie Joseph, dem Kellner, Betty, der Köchin, und Phöbe, dem Zimmermädchen, die ganze Geschichte von Millicents verhängnißvoller Heirath, von Capitän Duke's Rückkehr und von dem Gespenst, das ihm, nach Compton gefolgt sei.

»Als Miß Millicent vor sieben Jahren von ihrem Gatten Abschied nahm, begegnete sie auf dem Steindamme von Marley demselben Schatten und jetzt, wo der Capitän zurückgekehrt ist, ist auch sein Schatten wiedergekommen. Ihr dürft Euch darauf verlassen, daß mehr als Fleisch und Blut in all Dem liegt.«

Die Leute in dem Haushalte des Schwarzen Bären hatten genug von diesem Abend zu reden. Was war der Besuch eines jungen Baronets, mochte er auch noch so hübsch und freigebig sein, gegen die Aufregung, welche die Einkehr eines Gespenstes hervorrief, das ein großes Glas Brantwein trank und dafür wie ein guter Christ bezahlte?

Samuel und Sarah saßen bis tief in die Nacht in ihrem kleinen Zimmer beisammen, und sprachen von der Erscheinung, aber sie hielten das Geheimniß wohlweislich vor Darrell Markham verborgen, da sie glaubten, daß er auch ohne dessen Kenntniß Sorgen und Verdruß genug habe.



Siebzehntes Capitel.

Capitän Duke zu Hause.

George Duke saß am Feuer, mürrisch in die glühenden Kohlen starrend und keinen Blick auf seine unglückliche Frau werfend, welche die Hand ans's Herz gedrückt und mit weitgeöffneten Augen gerade vor sich hinblickend, noch auf demselben Flecke stand, wo Darrell sie verlassen hatte.

Die einzige Dienerin in der Halle war dieselbe alte Frau, welche auf Sally Masterson als Haushälterin des Squires gefolgt war und seitdem für Ringwood und seine Schwester Haus gehalten hatte. Sie war halb blind und hoffnungslos taub und nahm die Rückkehr des Capitän Duke mit derselben Gleichgültigkeit und Ruhe auf, als ob derselbe keine sieben Wochen abwesend gewesen wäre.

Wie lange Millicent in derselben Stellung dastand, nichts sehend, nichts denkend, in einer Art Betäubung, die fast zu dumpf für Verzweiflung war, wußte sie nicht. Sie wußte nur, daß Capitän Duke sie endlich anredete:

»Ist etwas zu trinken — Wein oder Branntwein, in dieser langweiligen alten Höhle?« fragte er.

Sie antwortete, sie wisse es nicht; aber sie wolle Mrs. Maggis (die taube alte Frau) aufsuchen und darüber befragen.

In dem überreizten Zustande ihres Gehirns gewährte es ihr eine Erleichterung, den Wunsch ihres Mannes zu vollziehen, eine Erleichterung, in den kalten Vorplatz hinauszugehen und eine andere Luft als George Duke zu athmen.

Es dauerte lange, bis sie Mrs. Maggis begreiflich machen konnte, was verlangt wurde, als es aber die alte Frau endlich verstand, nickte sie mehrmals triumphirend, nahm einen Schlüssel von einem großen Bunde, das über dem Anrichttische hing, öffnete eine kleine Thüre in einer Ecke der großen gewölbten Küche und stieg mit einem Lichte in der Hand eine Treppe hinunter, die in den Keller führte.

Nach einer beträchtlichen Zeit kehrte sie mit einer staubigen Flasche unter jedem Arm zurück. Sie hielt eine nach der andern dieser Flaschen vor das Licht, damit Millicent die Flüssigkeit, die sie enthielten, sehen konnte. Die eine war von heller, amethystener, die andere von goldbrauner Farbe. Die erste bestand aus Bordeaux-Wein, die andere aus Rum.

Millicent war im Begriff, die Küche zu verlassen, gefolgt von der alten Frau, welche die Flaschen und ein paar Gläser trug, als sie durch ein Klopfen an der Hausthüre erschreckt wurde. Als Mrs. Maggis davon Kenntniß erhielt, setzte sie die Flaschen und Gläser nieder und holte den Schlüsselbund wieder herbei, denn unmittelbar nach der Entfernung von Darrell und Samuel Pecker war die Thüre für die Nacht verschlossen und verriegelt worden. Es war jetzt elf Uhr vorüber — eine ungewöhnliche Zeit zu Besuchen, zumal in dieser einsam gelegenen

cumberlandschen Behausung. Millicent hatte nur einen Gedanken. Es mußte Darrell Markham sein.

Sie nahm selbst den Präsentirteller mit den Flaschen und folgte der alten Frau, welche das Licht und die Schlüssel trug.

Als sie in den Hausflur kamen, überließ es Millicent der letzteren, die Thüre zu öffnen, während sie selbst in das Zimmer ging, um dem Capitän die verlangten Getränke zu bringen.

»Das ist recht,« sagte er, »meine Kehle brennt wie Feuer — So, so! kein Korkzieher? Der Himmel segne diese hübschen, romanlesenden Weiber, sie verstehen es so gut, für die Bequemlichkeit eines Mannes zu sorgen!«

Er zog ein kleines Pistol aus der Tasche und schlug mit dem Kolben desselben die Hälse der beiden Flaschen ab, den Wein und Branntwein auf den polirten Tisch verschüttend.

Er füllte ein Glas von beiden und leerte das eine nach dem andern.

»Gut,« sagte er, »zuerst den Claret und dann den Branntwein. Wir hatten kein solches Getränk wie dieses im — im Stillen Meere. Was ist das?«

Er blickte während dieser Frage empor, nachdem er sein Glas bereits zum dritten Mal geleert hatte.

Der Ton von Stimmen im Vorplatz draußen hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Es war der schrille, feine Discant der Mrs. Maggis und die tiefe Stimme eines Mannes.

»Was giebt es?« wiederholte George Duke. »Kannst Du nicht gehen und nachsehen?«

Millicent öffnete die Zimmerthüre und blickte hinaus. Mrs. Maggis hielt die schwere Hausthüre in der Hand und verhandelte mit einem fremden Manne, der auf der Schwelle im Schnee stand.

Derselbe bittere Winterwind, der die Lichter im Schwarzen Bären ausgelöscht hatte, blies auch das Talglicht, welches Mrs. Maggis hielt, aus und der Hausflur war vollkommen dunkel.

»Was giebt es?« fragte Millicent.

»Nur das, Madam,« antwortete der Mann auf der Schwelle, »diese gute Frau ist etwas harthörig und nicht besonders verständlich; aber nach dem, was sie mir sagt, scheint es, daß Capitän Duke zurückgekehrt ist. Ist das wahr?«

Der Mann sprach hinter den dicken Falten einer wollenen Binde hervor, welche seine Stimme dämpfte und eben so sehr verstellte, wie sie sein Gesicht verhüllte. Selbst in der Dunkelheit schien er darauf bedacht zu sein, daß er nicht gesehen wurde, denn er zog sich mehr in den Schatten des Portals zurück, während er mit Mrs. Duke sprach.

»Es ist vollkommen wahr,« antwortete Millicent, »Capitän Duke ist zurückgekehrt.«

Der Mann murmelte einen zornigen Fluch.

»Zurückgekehrt,« sagte er, »zurückgekehrt. Dies muß also erst in der letzten Zeit geschehen sein.«

»Er ist diesen Abend zurückgekehrt.«

»Diesen Abend! Diesen Abend! Wahrscheinlich also kein halbes Dutzend Stunden?«

»Keine drei Stunden.«

»So!« murmelte der Mann mit einem neuen Fluche, »das sieht meinem Glücke ähnlich. Wieder unten, immer unten; das ist der Weg der Welt. Gute Nacht, Madam.«

Er verließ ohne ein weiteres Wort die Schwelle und entfernte sich mit geräuschlosen Schritten.

»Wer war es?« fragte George Duke, als Millicent in das Zimmer zurückkam.

»Ein Mann, der zu wissen wünschte, ob Du zurückgekehrt seiest.«

»Wo ist er ?« rief der Capitän aufspringend und nach der Thüre eilend.

»Er ist fortgegangen.«

»Fortgegangen, ohne daß ich ihn gesehen habe.«

»Er hat Dich nicht zu sehen verlangt.«

Der Capitän ballte mit wüthendem Gesicht die Faust, indem er ganz so aussah, als ob er nicht übel Lust hätte, Millicent zu schlagen.

»Die Pest über ihn, wer er auch sein mag!« sagte er, »und noch dazu am Abend meiner Rückkehr!«

Er begann darauf im Zimmer auf- und abzugeben, die Armes über der Brust gefaltet und den Kopf düster zu Boden gesenkt.

»Das Gartenzimmer ist für Dich gerichtet worden, Capitän Duke,« sagte Millicent, indem sie nach der Thüre ging und auf der Schwelle stehen blieb, um mit ihm zu sprechen; »es ist das beste Zimmer im Hause und immer gut ausgelüftet worden, denn es war das Lieblingsgemach des armen Ringwood. Mrs. Maggis hat ein gutes Feuer in demselben angezündet.«

»Ja,« sagte der Capitän, mit boshafem Lachen emporblickend, »es würde unstreitig ein gescheidter Streich sein, mir feuchtes Bettzeug zu geben, damit ich mich in der ersten Nacht nach meiner Rückkehr erkältete. Wenn ich daran stürbe, so könnte es Niemand für einen Mord erklären und es würde sich so leicht ausführen lassen.«

Sie würdigte diese Rede keiner Beachtung.

»Gute Nacht, Capitän Duke,« sagte sie.

»Gute Nacht, mein liebevolles« pflichttreues Weib, gute Nacht. Ich soll also das Gartenzimmer haben? Gut? Darf ich mir die Frage erlauben, in welchem Theile des Hauses Ew. Gnaden zu schlafen geruhen?«

»In dem Zimmer, in welchem meine arme Mutter geschlafen hat,« sagte sie. »Gute Nacht.«

Allein gelassen, zog der Capitän des Vultur den Tisch näher an den Kamin, setzte sich in den großen Lehnstuhl des alten Squire, streckte seine Füße nach dem Feuer aus, füllte sein Glas und machte es sich vollkommen bequem.

Als das volle Licht des Kaminfeuers aus sein Gesicht schien, traten die Veränderungen, die während der sieben Jahre seiner Abwesenheit in demselben stattgefunden hatten, erst deutlich hervor. Runzeln und harte Linien, die vorher unsichtbar gewesen, schienen sich um Augen und Mund zu sammeln, während er dasaß und gedankenvoll in die Kohlen schaute.

Von Zeit zu Zeit blickte er empor nach den Flaschen aus dem Tische, nach den von den Flammen beschienenen eichengetäfelten Wänden, nach dem antiken Schreibtische, nach der eichenen Tafel, die mit Porzellan, massiven silbernen Leuchtern und Trinkgefäßen beladen war — alles Zeichen eines soliden ländlichen Wohlstandes. Als er diese Dinge eine Zeit lang betrachtet hatte, rieb er sich vergnügt die Hände und brach in ein triumphirendes Lachen aus.

»Besser als da drüben,« sagte er mit einer Rückwärtsbewegung des Kopfes, — »jedenfalls besser als da drüben. Donner und Wetter, besser als das, George Duke, Du hast Dein Quartier nicht verschlimmert, seit Du den,alten Kameraden drüben Lebewohl gesagt hast.«

Er füllte sein Glas wieder und stimmte einen französischen Gesang mit einem Chor an.

»Zu denken,« sagte er, »daß dieser Ringwood, ein jüngerer Mann als ich, wenige Monate vor meiner Rückkehr sterben sollte! Man hat nicht umsonst gesagt, daß George Duke einer von den Burschen ist, die immer aus die Füße fallen. Ich habe zwar in den sieben Jahren eine harte Zeit gehabt, aber mein gutes Glück hat mich nicht verlassen — ein schönes Vermögen und eine schüchterne Frau, die nicht Bah zu einer Gans sagen kann, — ein armes, zitterndes, romanlesendes, blasses Kind, das —«

Er brach ab, um sein Glas wieder mit Claret zu füllen. Die Flasche war jetzt so ziemlich leer und seine Stimme begann heiser und unsicher zu werden. Darauf verfiel er in einen Halbschlaf, die Füße auf dem Kamingitter, die Ellbogen auf seinen Knien und den Kopf über die Kohlen gebeugt. Nachdem er eine kurze Zeit so da gesessen, mit dem Kopfe vorwärts nickend, als ob er in's Feuer fallen wollte, fuhr er mit einem plötzlichen Ruck empor.

»Die Kette,« rief er, »die Kette! Die Pest über Dich, Du französischer Dieb! Trag' Dein eigen Theil von dem Gewicht.«

Er sah auf seine Füße nieder. Eines der schweren Feuereisen war ihm auf die Knöchel gefallen. Er schlug ein lautes Gelächter auf und sah sich im Zimmer um, diesmal mit einem halb trunkenen verwirrten Blick.

»Eine Veränderung,« sagte er, »eine Veränderung zum Bessern.«

Die beiden Flaschen waren nahezu leer und das Feuer brannte nur noch schwach. Auf dem entfernten Kirchthurme hatte bereits vor einiger Zeit die Mitternachtsstunde geschlagen. Der Capitän des Vultur rieb sich schläfrig die Augen.

»Mein Kopf ist so leicht wie eine Feder,« murmelte er. »Ich war in der letzten Zeit nicht mehr sonderlich an guten Wein gewöhnt. Ich bin noch von der dreitägigen Fahrt in der Kutsche müde und abgeschlagen. Also jetzt nach dem Gartenzimmer und morgen Abrechnung mit Euch, Mrs. George Duke und Mr. Darrell Markham.«

Er machte eine Faust gegen das niedergebrannte Feuer, als ob er das Bild seiner Frau und ihres Verwandten in den glühenden Kohlen gesehen hätte. Dann sich mit Mühe erhebend, nahm er ein Licht vom Tische, blies das andere aus und taumelte fort, um seinen Weg nach dem Zimmer zu suchen, wo er schlafen sollte.

Das Hans war ihm von der Zeit des alten Squire her so bekannt, daß er, obschon betrunken, sich in den düstern Gängen des obern Stocks nicht wohl verirren konnte.

Das Gartenzimmer war ein großes Gemach, das vor etwa hundert Jahren zum Gebrauche einer launenhaften Dame von Vermögen, die den Großvater des alten Squire geheirathet hatte, an dem Hause angebaut worden war. Die Fenster dieses Zimmers gingen auf einen nach steifer holländischer Art angelegten Blumengarten hinaus, in dessen Mitte sich eine Fontaine befand, die längst trocken war. Eine halbe Glasthüre stand mit einer steinernen Treppe in Verbindung, welche unmittelbar in den Garten hinunterführte. Dieser Vorzug in Verbindung mit der bessern Einrichtung hatte längst das Gartenzimmer zum Staatsgemach von Compton Halt erhoben. Ein großes Himmelbett mit vergoldetem Schnitzwerk stand der halben Glasthüre und den Fenstern gegenüber. Eine zweite Thüre unterhielt die Verbindung mit dem Hause. George Duke setzte sein Licht auf einen Tisch in der Nähe des Kamins und sah sich in dem Zimmer um.

Millicent hatte die Wahrheit gesprochen, als sie sagte, daß Mrs. Maggis ein gutes Feuer angezündet habe, denn Holz und Kohlen brannten hell und lustig auf dem weiten Rost. Der Capitän warf sich in einen bequemen Armstuhl am Kamin und zog nicht ohne Mühe seine nassen Stiefeln aus.

»Es ist kein Fetzen an mir, der noch eine Woche länger ausgehalten hätte,« sagte er, indem er auf seinen fleckigen, abgetragenen blauen Rock blickte, an dem da und dort kleine Stücke von dem Bordenbesatz herabhingen. »So ist es kein übles Glück, das mich hierher zurückgeführt hat, um nach Mrs. Millicent zusehen.

Es giebt Männer, auf deren Natur ein guter Wein einen besänftigenden und erhebenden Einfluß ausübt. Es giebt Trinker, die so freigebig in ihrer Trunkenheit sind, daß sie Königreiche verschenken würden, wenn sie solche wegzugeben hätten; es giebt solche, die so zärtlich sind, daß sie die ganze Schöpfung umarmen möchten, solche, die so gehoben und begeistert werden, daß edle Gefühle und poetische Gedanken wie Wasser von ihren fieberhaften Lippen fließen. An George Duke waren dagegen die feinsten Gewächse des sonnigen Burgund weggeworfen; denn; was den günstigen Einfluß betraf, den der Wein auf ihn ausübte, so hätte er ebensogut Essig trinken können. So fand er denn auch in seiner jetzigen Trunkenheit ein boshafte Vergnügen an

dem Gedanken, daß er durch seine Rückkehr seiner Frau Enttäuschung und Kummer bereite. Er lachte laut und die Augen, welche unter dem Einfluß des starken Getränks trüb geworden waren, leuchteten einen Augenblick wieder in jenem rothen Schimmer, welcher, wie die Feinde des Capitäns behaupteten, dem Glanze in dem Auge eines Teufels glich.

Er zog sich aus, legte ein Paar Pistolen unter das Kopfkissen und warf sich dann in das üppige Bett, in das er sich halb begrub.

»Ich möchte doch wissen, ob jene Glasthüre verriegelt ist,« murmelte er, im Begriff, einzuschlafen; »wahrscheinlich wird sie es sein, obschon wenig daran liegt, wenn sie nicht verschlossen ist. Die ehrlichen Bewohner von Compton auf dem Moor flößen mir keine Besorgniß ein. Auch führen Leute, die von einem Orte kommen, den ich so eben verlassen habe, gewöhnlich nicht viel bei sich, was zu stehlen ist.«

Indeß suchte seine tastende Hand mechanisch den Griff einer der Pistolen und dann verfiel er in Schlaf.

Es ist zweifelhaft, ob George Duke in seinem Leben jemals gebetet hatte; gewiß ist, daß er an diesem Abend ohne einen Gedanken an Gott einschlief.

Achtzehntes Capitel.

Was in dem Gartenzimmer geschah.

Für Millicent Duke gab es keinen Schlaf in dieser unglücklichen hoffnungslosen Nacht. Sie kleidete sich nicht aus, sondern saß still und regungslos mit gefalteten Händen und gerade vor sich hinblickend in Gedanken versunken da. Ueber was dachte sie nach?

Was war sie? Diese Frage war es, die immer wieder in ihrem Gehirn aufstieg und niemals beantwortet wurde. Was war sie und was hatte sie gethan? Welches war der Grad der Schuld in dieser verhängnißvollen Heirath und wie groß war ihr eigener Antheil an der Schuld?

Sie hatte sich allerdings der Heirath widersetzt. Sie hatte zwar gegen alle zärtlichen Erinnerungen und gegen die unvergängliche Liebe ihrer Jugend angekämpft, aber endlich doch nachgegeben. Sie hatte, wie Darrell richtig gesagt, gegen ihr besseres Urtheil nachgegeben, oder vielmehr gegen eine instinctmäßige Furcht, gegen eine unbestimmte Besorgniß und gegen die geheime Stimme, welche ihr zugeflüstert hatte, daß es ihr nicht freistehe, wieder zu heirathen.

Welches war die Größe ihrer Schuld?

Sie war einfach und fromm erzogen, von Leuten, deren redliches Gemüth keine Grade und Abstufungen von Recht und Unrecht kannte, deren Glaube ans strengen unangreifbaren Lehren bestand, in denen Ausflüchte und Hinterthüren keinen Platz fanden.

Was würde der Pfarrer von Compton sagen, wenn sie am folgenden Tage zu ihm ginge und ihm die unglückliche Geschichte erzählte? Sonderbare Schwäche der armen menschlichen Natur! Sie dachte mehr an den Pfarrer von Compton, als an seinen göttlichen Meister. Sie fürchtete, daß der Priester kein Erbarmen haben und die unbegrenzte Liebe, die unerschöpfliche Gnade Desjenigen vergessen werde, dessen Beispiel er zu folgen verpflichtet war. Ihr Verstand war nicht stark genug, sie in dieser schrecklichen Krisis aufrecht zu erhalten. Sie übertrieb die Größe ihrer Sünde. Sie hielt sich für das Opfer irgend eines schrecklichen Verhängnisses. Selbst Oedipus konnte in der Stunde, als sich die Enthüllung seiner unbewußten Schuld in ihrem ganzen Umfange seinem gequälten Geiste aufdrängte, kein tieferes Entsetzen über sein Verbrechen gefühlt haben, als diese arme, schwache Frau, die sich aus den Boden warf und ihr goldenes Haar ausraufte, in einem fort ausrufend, daß sie ein schuldvolles und elendes Geschöpf sei.

Dann, selbst über dem Gedanken ihrer Sünde, noch schrecklicher als dieses Bewußtsein der Schuld, erhob sich der schwarze Schatten ihres zukünftigen Lebens — ihres zukünftigen Lebens, das sie mit *ihm* zubringen sollte, mit diesem verhaßten und gefürchteten Manne, der jetzt für die Ausübung seines früher unterdrückten, aber niemals verhehlten eifersüchtigen Hasses eine gute Entschuldigung hatte. Sie dachte daran, wie ihr Leben beschaffen sein würde, wenn sie stets die zornige Hand der beleidigten Vorsehung fürchten mußte, während George Duke ihre Qualen mit seinen grausamen Augen beobachten und sich darüber freuen würde, bis ihr Elend ihr Leben verzehrte und sie in's Grab stiege, um der ewigen Strafe für ihre Sünden entgegenzugehen.

Der Gedanke an diese Dinge verwirrte ihr den Sinn. Sie trat an einen Schreibtisch und öffnete eine Schublade. Sie befand sich in dem Zimmer, das einst ihr Vater und ihre Mutter bewohnt hatten, und sie erinnerte sich, daß in der Schublade einige Rasirmesser lagen, die dem alten Squire gehört hatten. Sie fand das Etui, das sie enthielt und eines davon ergreifend, betrachtete sie die glänzende Klinge. Einen Augenblick lang hatte sie in ihrer Verzweiflung daran gedacht, sich das elende Leben zu nehmen und so George Duke um sein Opfer zu bringen; aber dieses sanfte, fromme, geduldige Wesen enthielt nicht den Stoff, aus dem Selbstmörder gemacht sind.

»O nein,« rief sie jammernd, »nein, nein, ich kann nicht sterben, ohne meine Sünden bereut zu haben.«

In ihrem Entsetzen vor sich selbst und in ihrem Eifer, der Versuchung zu entgehen, klappte sie das Messer auf so ungeschickte Weise zu, daß sie sich dabei im Innern der Hand verletzte. Es war kein besonders gefährlicher oder tiefer Schnitt, aber doch tief genug, daß das Blut auf das Heft und die Klinge des Rasirmessers, auf den Schreibtisch, auf den Fußboden und auf Millicents Kleider spritzte.

Sie legte das Messer, wie es war, in das Etui und warf dieses in die Schublade. Dann verband sie ihre Hand mit einem weißen Taschentuch und setzte sich wieder an den leeren Kamin.

»O, wenn doch nur Sally hier wäre, meine gute treue Sally, Welch ein Trost würde sie für mich sein!« sagte Mrs. Duke.

Die Stille und Einsamkeit des Hauses wurde ihr drückend.

Sie öffnete das Fenster und blickte auf den schneebedeckten Garten hinunter. Die gefiederten Flocken fielen noch immer dicht vom sternlosen Himmel und die nächste Umgebung des Hauses glich einem großen Leichentuche. Das Eckfenster, an welchem Millicent stand, befand sich an derjenigen Seite des Hauses, welche am entferntesten vom Gartenzimmer war; aber sie konnte am andern Ende der Terrasse den rothen Widerschein des Kaminfeuers sehen, welcher durch ein Fenster ohne Vorhänge auf den Schnee fiel.

Der rothe Schimmer brachte eine beleuchtete Stelle ans dem Boden hervor, welche um so heller erschien, weil sie mit der Dunkelheit der Umgebung in grellem Gegensatz stand.

Während Millicent auf diese beleuchtete Stelle blickte, ging irgend ein dunkler Gegenstand rasch über dieselbe hin, das Licht einen Augenblick ausschließend.

Es war eine solche Nacht des Unglücks und des Elends, daß dieser Umstand, welcher zu einer andern Zeit Mrs. Duke vielleicht beunruhigt hätte, keinen Eindruck auf ihr verwirrtes Gemüth machte. Sie schloß das Fenster und kehrte an den Kamin zurück, wo sie sich wieder niedersetzte und bewegungslos vor sich hinstarrte.

Aber das Schweigen und die Einsamkeit wurden ihr bald ganz unerträglich. Sie nahm das Licht, öffnete die Thüre, trat hinaus auf den Vorplatz und horchte. Warum sie horchte, wußte sie selbst nicht. Vielleicht hoffte sie blos, daß irgend ein Laut die unerträgliche Stille unterbrechen würde.

Sie konnte aber nur das Ticken der großen Uhr in dem unteren Hausflur vernehmen; außerdem gar nichts. Kein Laut, kein Hauch, kein Murmeln, kein Flüstern durch das ganze Haus.

Plötzlich — sie konnte niemals sagen, wie ihr der Gedanke kam — faßte sie den Entschluß, geraden Wegs nach dem Gartenzimmer zu gehen, George Duke aufzuwecken und ihm das Anerbieten zu machen, Alles, was sie von ihrem Bruder ererbt hatte, zu verkaufen und ihm jede Guinee aus dem Erlöse zu übergeben, wenn er sie und Compton für immer verlassen wollte.

Sie wollte ihn um Erbarmen anflehen — nein, sich lieber an seine Habsucht und seinen Eigennutz wenden, denn sie wußte von früher her, wie wenig Erbarmen sie von ihm zu erwarten hatte. Sie bog in den langen Gang ein, der an das andere Ende des Hauses führte, und ging rasch nach dem Zimmer ihres Mannes. Die Thüre desselben war zu, aber nicht verschlossen; indeß kostete es ihr doch einige Mühe, das etwas rostige Schloß zu öffnen, besonders da sie dabei die verbundene rechte Hand gebrauchte. Das Blut von dem Schnitt war durch das Tuch gedrungen und hinterließ aus dem altmodischen Messinggriff seine Spuren.

Als Millicent in's Zimmer trat, war innen Alles still. Das Feuer vom Kamin spielte in wechselvollem Aufflammen auf der verschossenen Tapete und den dunkeln Bildern an der Wand. Leise schlich sie sich an das untere Ende des Bettes, auf das sich Capitän Duke geworfen hatte. Der Schläfer lag mit seinem Gesichte dem Feuer zugewendet, gerade so, wie er vor einer Stunde, als er einschlief, gelegen war.

Millicent erinnerte sich, wie ihr Bruder Ringwood vor drei Monaten in demselben Zimmer still und todt gelegen war. Entsetzt durch die herrschende Stille und erschreckt von dem Gedanken des verzweifelten Vorschlags, den sie zu machen im Begriff war, blieb Millicent zwischen dem Fuße des Bettes und dem Kamin stehen, bei sich überlegend, wie sie ihren Mann aufwecken sollte.

Das Feuerlicht — ihr eigenes Licht hatte sie beim Eintritt in das Zimmer auf einen neben der Thüre befindlichen Tisch gestellt — beleuchtete abwechselnd und launenhaft bald diesen bald jenen Gegenstand, bald die Bettpfosten, bald die Decke, bald die Wand. Millicent folgte dem Lichte, wie ein Reisender, verirrt in dunkler Nacht, einem Irrlichte folgt.

Sie folgte dem Lichte, wohin es sie leitete, von dem vergoldeten Bettpfosten, der Decke und der Wand, tiefer und tiefer herunter bis zu dem eichenen Fußboden neben dem Bette und zu einer schwarzen Lache, die sich dort befand.

Die schwarze Lache war Blut — eine Lache, die jeden Augenblick größer wurde, genährt durch einen Strom, welcher aus einer schrecklichen, breit klaffenden Wunde am Halse des Capitäns hervorkam.

Mit einem langen Schreckensruf wandte sich Millicent und floh.

Selbst in ihrem blinden Entsetzen erinnerte sie sich, daß es leichter war, durch die Glasthüre, die in den Garten führte, als durch die Gänge und die große Stiege aus diesem schrecklichen Hause zu entkommen. Diese halbe Glasthüre befand sich in einer Nische, vor der ein Vorhang hing. Millicent warf diesen zurück, öffnete die unverschlossene Thüre, stürzte die steinerne Treppe hinunter, durch den Gatten, über den vernachlässigten Weg und hinaus auf die

Landstraße.

Der Schnee lag knietief,« während sie durch die Hauptstraße des Städtchens weiter schwankte. Sie konnte sich später nicht erinnern, wie sie ihre müden Glieder auf dem weiten Weg fortgeschleppt hatte; aber das wußte sie noch, daß die Uhren Drei schlugen, als sie an die Thüre des Schwarzen Bären klopfte.

Die Thüre wurde von Samuel Pecker geöffnet, dessen schwacher Verstand durch die Ereignisse des Tages schon einen schweren Stoß erlitten hatte und der nun durch dieses ungewohnte Klopfen, das ihn aus einem verworrenen Traum von unzähligen Capitänen Duke erweckte, noch mehr erschreckt wurde. Leichenblaß und die Kleider in malerischer Unordnung übergeworfen, kam Mr. Pecker, um zu sehen, wer dieser geheimnißvolle Besucher sein möchte. Der Doppelgänger des Capitän Duke schwebte ihm dabei fortwährend vor Augen. Millicent hatte bereits längere Zeit geklopft, als er endlich die Thüre einige Zoll weit öffnete und mit dem Lichte in der Hand durch die Oeffnung hinausschaute.

So hatte er dieselbe Thüre derselben Besucherin in einer Herbstnacht vor mehr als sieben Jahren geöffnet, als Darrell Markham verwundet und bewußtlos oben im blauen Zimmer lag.

»Wer ist das, fragte er, an allen Gliedern zitternd.

»Ich bin es — Millicent. Laßt mich ein, laßt mich ein! Um Gottes willen, laßt mich ein!«

Es lag ein solches Entsetzen in ihrer Stimme, daß Samuel seinen eigenen Schrecken vergaß. Er öffnete die Thüre und ließ sie, ohne eine Frage zu stellen, ein!«

In dem Hausflur war es ganz hell. Darrell Markham, Mrs. Pecker und mehrere von den Dienstleuten waren halb angekleidet und mit Lichtern in der Hand heruntergekommen. Die Aufregung des vorigen Abends hatte Niemand ruhig schlafen lassen und Alle waren durch das Klopfen aufgeweckt worden.

Keine Erscheinung eines Todten, kein Doppelgänger eines Lebenden hätte den Anwesenden mehr Entsetzen einflößen können, als die Gestalt von Millicent Duke, wie sie jetzt in ihrer Mitte stand, das aufgelöste Haar feucht von geschmolzenem Schnee, ihre Kleider in Unordnung, durchnäßt und mit Blut befleckt, ihre Augen mit demselben starren Blick, mit dem sie den Ermordeten angesehen hatte, weit geöffnet und ihre verwundete Hand, von der sich das Tuch abgelöst hatte, von Blut geröthet.

Einige Augenblicke stand sie so, ohne zu sprechen, oder sie anzusehen, in ihrer Mitte, den starren entsetzten Blick in's Leere gerichtet und mit ihrer verwundeten Hand über die Stirne fahrend, bis sie ebenfalls ganz mit Blut bedeckt war.

Darrell Markhams Gesicht erbleichte, als er seine Cousine in diesem Zustand erblickte. Eine vage Furcht, ein unaussprechliches Entsetzen bemächtigte sich seiner und für den Augenblick war er unfähig, sie zu befragen. Sarah Pecker war die Erste, die ihre Geistesgegenwart wieder erlangte.

»Miß Milly,« sagte sie, indem sie das verstörte Mädchen in ihre Arme schloß, »was giebt es?

Was hat sich zugetragen? Erzählt es mir, Theuerste.«

Bei dem Tone dieser bekannten Stimme wendeten sich die starren Blicke der Sprecherin zu und Millicent Duke brach in ein langes krampfhaftes Gelächter aus.

»Mein Gott,« rief Darrell, »dieser Mann hat sie wahnsinnig gemacht.«

»Ja, wahnsinnig antwortete Millicent, »wahnsinnig! Wer kann sich darüber wundern? Er ist ermordet. Ich sah es mit meinen eigenen Augen. Sein Hals von einem Ohr zum andern durchschnitten und das Blut langsam aus der Wunde quellend, um sich mit der schwarzen Lache auf dem Boden zu vereinigen. O Darrell! Sarah! habt Mitleid mit mir und laßt mich niemals mehr dieses schreckliche Hans betreten!«

Sie fiel zu ihren Füßen auf die Kniee, ihre gefalteten Hände emporhebend.

»Beruhigt Euch, Liebe, beruhigt Euch,« sagte Sarah Pecker, sie aufhebend. »Seht nur, Ihr seid bei Denen, die Euch lieben — bei Muster Darrell, bei Eurer alten treuen Sally und bei Solchen, welche Freunde sind. Was ist es, Liebe? Wer ist ermordet?«

»George Duke.«

»Der Capitän ermordet! Aber wer könnte es gethan haben, Miß Milly? Wer könnte eine so schreckliche That gethan haben?«

Sie schüttelte traurig den Kopf, gab aber keine Antwort.

Darrell legte sich jetzt in's Mittel.

»Führt sie hinauf,« sagte er leise zu Mrs. Pecker. »Um Gottes willen, führt sie fort! Stellt keine Fragen an sie und entfernt sie von all diesen Leuten, wenn Ihr sie liebt.«

Sarah gehorchte und Beide führten Millicent hinaus in das Zimmer, in welchem Darrell geschlafen hatte. Einige Kohlen glimmten noch immer aus dem Kaminrost und das Bett war kaum verstört, denn Darrell hatte sich angekleidet aus die Decke desselben geworfen. Aus dieses Bett legte Sarah Pecker Millicent, während Darrell mit eigenen Händen das Feuer wieder anzündete.

Nach ihrem Eintritt in das Zimmer hatte er die Vorsicht gebraucht, die Thüre zu verschließen, so dass sie sicher waren, ungestört zu bleiben; aber sie konnten die lauten und verworrenen Stimmen der aufgeregten Dienstleute und des Wirths unten vernehmen.

Mrs. Pecker beschäftigte sich damit, Millicent die nassen Schuhe abzunehmen und ihre Stirne mit Wasser zu baden.

»Blut auf ihrer Stirne,« sagte sie, »Blut an ihrer Hand, Blut an ihren Kleidern! Armes Kind! Was können sie ihr gethan haben?«

Darrell Markham legte seine Hand aus ihre Schulter und Sarah konnte fühlen, daß der starke

Mann heftig zittert.

»Hört mich, Sarah,« sagte er leise« »etwas Schreckliches hat sich in der Halle zugetragen. Der Himmel allein weiß, was, denn dieses arme verstörte Mädchen kann nur wenig Aufschluß geben. Ich muß mit Samuel hinuntergehen und mich umsehen. Vergeßt nicht, daß Niemand als Ihr dieses Zimmer betreten darf, während ich abwesend bin. Kein anderer Mensch als Ihr darf sich Millicent Duke nähern. Ihr versteht mich doch?«

»Ja, ja.«

»Ihr werdet selbst bei meiner unglücklichen Cousine wachen und nicht gestatten, daß sie sonst Jemand sieht?«

»Ich verspreche es, Muster Darrell.«

»Und Ihr selbst werdet Euch enthalten, sie auszufragen, und wenn sie aus freien Stücken sprechen will, es nicht gestatten, nicht wahr, Sarah?«

»Ja, das will ich,« antwortete Mrs. Pecker, sich zärtlich über die auf dem Bett ausgestreckte Gestalt Millicents niederbeugend.

Darrell Markham verweilte noch einen Augenblick, um auf seine Cousine zu blicken. Es liest sich schwer sagen, ob sie bei Bewußtsein war oder nicht. Ihre Augen waren halb geöffnet, aber sie hatten einen glanz- und ausdruckslosen Blick, welcher keine Theilnahme für das, was sich vor ihnen zutrug, verrieth. Ihr Kopf lag auf dem Kissen, ihre Arme waren kraftlos an ihre Seiten gesunken und sie machte keinen Versuch, sich zu rühren, als sich Darrell von dem Bette wendete um das Zimmer zu verlassen.

»Ihr werdet zurückkommen, wenn Ihr entdeckt habt —«

»Was sich dort zugetragen hat? Ja, Sarah.«

Er ging die-Treppe hinunter und in dem Hausflur fand er einen der Constabler des Städtchens, den der dienstfertige Stallknecht, der sich in der Suche auszeichnen wollte, herbeigeholt hatte.

»Wißt Ihr etwas Näheres von dieser Geschichte, Muster Darrell?« fragte dieser Mann.

»Nichts weiter, als was Euch diese Leute hier sagen können,« antwortete Darrell. »Ich war gerade im Begriff, hinunterzugehen und zu sehen, was sich in der Halle zugetragen hat.«

»So will ich mit Euer Ehren gehen, wenn es Euch nicht unangenehm ist. Hol Jemand eine Laterne.«

Da dieses Geheiß an »Jemand« ganz unbestimmt war, so entsprach ihm Jedermann und alle Laternen, die sich im Hause befanden, wurden in kürzester Zeit dem Constabler zur Verfügung gestellt.

Dieser Bedienstete wählte eine für sich und reichte Darrell eine andere.

»Nun denn, Master Markham,« sagte er, »je eher wir aufbrechen, desto besser.«

Aber der dienstfertige Stallknecht, der den Constabler herbeigeht hatte, und die andern Dienstleute des Schwarzen Bären zeigten keine Lust, sich ihren weiteren Antheil an der Sache nehmen zu lassen. Sie formirten sich in eine Art improvisirte Procession, mit ein Paar rostigen Gewehren und Feuerhaken bewaffnet, in der Absicht, Darrell und den Constabler zu begleiten, als diese letztere Persönlichkeit sich gegen sie umdrehte und sie folgendermaßen anredete:

»Nun paßt auf, Ihr da,« sagte er, »wir brauchen nicht, daß Ihr mit Euren Flinten und Feuerhaken durch den Ort zieht, als hättet Ihr einen Aufruhr vor. Wenn drunten etwas passirt ist, so sind wir, ich und Mr. Markham, Manns genug, es ohne die Hilfe Eines von Euch zu untersuchen.«

Mit dieser unceremoniösen Bemerkung schlug der Constabler die Hausthüre des Schwarzen Bären dessen Gebieter und seinen Dienstleuten vor der Nase zu und schritt, gefolgt von Darrell Markham, in den Schnee hinaus.

Keiner von den beiden Männern sprach auf dein Weg nach der Halle etwas zu dem andern, ausgenommen ein einziges Mal, als der Constabler Darrell wieder fragte, ob er etwas Näheres über die Sache wisse, woraus Darrell dieselbe Antwort wie früher gab, nämlich, das; er nichts wisse. Das Licht, das aus den ladenlosen Fenstern des Gartenzimmers schimmerte, zeigte ihnen das Haus aus der Ferne. Dieses Licht kam von Millicents Kerze, welche noch immer da brannte, wo sie dieselbe vor der Entdeckung des Mordes hingestellt hatte.

»Wir werden Schwierigkeiten genug finden, hinein zu kommen,« sagte Darrell, als sie sich der Terrasse näherten, »denn die einzige Dienerin, die ich in dem Hause sah, war eine taube alte Frau und ich zweifle, ob sie Mrs. Duke aufgeweckt hat.«

»Mrs. Duke ist demnach geraden Wegs aus dem Hause nach dem Schwarzen Bären geeilt?«

»Ich glaube es.«

»Sonderbar, daß sie sich nicht um Beistand an nähere Nachbarn gewendet hat. Der Bär ist über eine Viertelstunde von hier entfernt und es giebt Häuser in der Nähe, die in fünf Minuten zu erreichen sind.«

Darrell Markham antwortete nichts darauf.

»Seht dort hin,« sagte der Constabler, »wir werden keine Schwierigkeit haben, hinein zu kommen; oben auf dieser Treppe hier steht eine Thüre offen.«

Er deutete auf die halbe Glasthüre des Gartenzimmers, welche Millicent bei ihrer Flucht offen gelassen hatte. Das Licht, das durch die Oeffnung strömte, warf einen Zickzack-Streif auf die schneebedeckte Treppe.

Der Schnee, der noch immer, wie die ganze Nacht hindurch ohne Unterbrechung fiel, verwischte sogleich die Fußstapfen.

»Wissen Sie, in welchem Zimmer der Mord begangen worden ist, Master Darrell?« fragte der Constabler, als sie die Treppe hinauf gingen.

»Ich weiß nichts weiter, als was Sie selbst wissen.«

Die beiden Männer traten in das Gartenzimmer.

Das Licht, bis auf die Dille des schweren silbernen Leuchters niedergebrannt, stand noch auf dem Platze, wo es Millicent hingestellt hatte. Der Vorhang vor der Thürnische war noch zurückgeschlagen, wie sie ihn verlassen hatte. Die schreckliche Blutlache zwischen dem Bett und dem Kamin hatte sich erweitert und ausgebreitet; aber das Bett, auf dem George Duke gelegen, war leer.

Es war leer. Das Kissen, auf dem sein Kopf geruht hatte, war da und über und über mit seinem Blut getränkt. Der Griff des Pistols sah noch unter demselben hervor. Das Betttuch war ebenfalls an verschiedenen Stellen blutig, aber weiter ließ sich für den Augenblick nichts Besonderes wahrnehmen.

»Er muß aufgestanden sein und sich in ein anderes Zimmer geschleppt haben, nachdem ihn seine Frau verlassen hatte,« sagte der Constabler, das Licht aus seiner Laterne nehmend und es in den von Millicent zurückgelassenen Leuchter steckend. »Wir müssen das Haus durchsuchen, Mr. Markham.«

Ehe sie das Gartenzimmer verließen, verriegelte der Constabler die halbe Glasthüre und schritt dann, gefolgt von Darrell, hinaus in den Gang.

Sie durchsuchten alle Räumlichkeiten in dem großen düstern Hause, fanden aber keine Spur von Capitän George Duke. Nichts entging dem scharfen Auge des Constablers und unter andern bemerkte er auch die halboffene Schublade des Schreibtisches in dem Zimmer, das Millicent zuletzt bewohnt hatte. In diesem halbgeöffneten Schubfache fand er nichts als das Rasiermesser-Etui, welches er in seine Tasche steckte, nachdem er seinen Inhalt untersucht hatte.

»Was thun Sie damit?« fragte Darrell.

»Auf einem der Messer befinden sich Blutflecken, Mr. Markham. Sie werden vielleicht nöthig sein, wenn diese Suche untersucht wird,« antwortete der Mann ruhig.

In einem der kleinen Zimmer fanden Darrell und der Constabler die alte Frau, Mrs. Maggis, welche in glücklicher Unwissenheit über das, was vorgegangen war, ruhig schnarchte, und, da man sich wenig Vortheil davon versprechen konnte, wenn man sie aufweckte, so ließ man sie schlafen.

Die leeren Flaschen mit gebrochenen Hälsen und die hohen silbernen Leuchter standen noch aus dem Tische im Wohnzimmer, wie sie der Capitän verlassen hatte, als er zu Bette ging. Auch die silbernen Kannen und Trinkbecher standen noch wie zur Lebenszeit des alten Squire auf einem Wandtisch in einer Reihe geordnet da. Die Hausthüre war noch wie am Abend zuvor fest verschlossen und verriegelt. Im ganzen Hause ließ sich kein Zeichen von Raub oder Gewaltthätigkeit wahrnehmen, mit Ausnahme der Blutlache in dem Gartenzimmer.

»Wer auch diese That gethan hat,« sagte der Constabler, sich aufmerksam im Zimmer umsehend und auf das Silbergeschirr deutend, »ein gewöhnlicher Dieb ist es nicht.«

»Ihr meint —«

»Ich meine, daß sie nicht aus Gewinn geschehen ist. Es liegt hier mehr als Raub zu Grunde.«

Sie begaben sich dann noch einmal nach dem Gartenzimmer und der Constabler machte die Runde in dem Gemach, Alles aufmerksam betrachtend.

»Ich möchte nur wissen, was aus den Kleidern des Capitäns geworden ist,« sagte er nachdenklich.

Jedenfalls war es eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß sich keine Spur von der Kleidung des Capitän Duke in dem Gemache entdecken ließ.



Neunzehntes Capitel.

N a c h d e m M o r d.

Der graue Januar-Morgen zog spät und kalt über Compton herauf. Der Schnee, der die ganze Nacht hindurch gefallen war, hatte den alten Ort begraben und einen neuen an dessen Stelle zurückgelassen. Sämmtliche Gegenstände waren so tief in Schnee eingehüllt, daß man sie kaum wieder erkennen konnte.

Die Kutsche, welche aus ihrem Weg nach Marley Water durch Compton kommen sollte, traf an diesem Tage nicht ein, weil sie im Schnee stecken geblieben war. Aller Verkehr nach Außen hatte aufgehört und Compton war an dem klaren kalten Morgen, welcher auf diese Nacht des endlosen Schnees folgte, auf seine eigenen Hilfsquellen angewiesen; aber das Städtchen hatte in seinen eigenen engen Grenzen genug zu reden und genug zu denken.

Ein Mord war in Compton auf dem Moor begangen worden, in diesem einfachen Cumbrischen Orte, dessen Annalen bisher von diesem schrecklichsten aller Verbrechen verschont geblieben waren — ein Mord, so in Geheimnisse gehüllt, daß der Klügste in Compton keine Erklärung dafür aufzufinden vermochte.

Bei Tagesanbruch hatte jedes menschliche Wesen in Compton von der That, die in der verflossenen Nacht geschehen war, Kunde, und jedes menschliche Wesen, das im Stande war, die eigene Schwelle zu verlassen, ging im Laufe des Morgens hinaus, um sich den Schauplatz des Mordes anzusehen, und Viele thaten dies in der Absicht, das Innere des Hauses zu durchsuchen, um die Leiche des Capitän Duke aufzufinden. Es war deshalb keine geringe Enttäuschung, als man fand, daß nicht bloß das Hans, sondern auch die Thore, die zu den Gärten führten, fest verschlossen waren und daß nur einigen amtlichen und halbamtlichen Personen der Zutritt gestattet wurde.

Der Constabler hatte für diesen Tag seine Wohnung in der Halle aufgeschlagen und saß in dem Wohnzimmer des alten Squires, wo er von Zeit zu Zeit Berathungen mit seinen Leuten hielt, welche nach der Leiche suchten. Das Verschwinden dieser bildete den Hauptgegenstand aller Gedanken und Gespräche der Einwohner von Compton und die Frage: »Ist sie gefunden?« bildete im Munde Aller die stehende Redensart.

Der Constabler war an diesem Morgen im Schwarzen Bären erschienen und hatte eine Unterredung mit Mrs. Duke verlangt, um ihre Aussage über den Mord zu vernehmen; aber Sarah hielt scharfe Wache und sie, Darrell und der Arzt des Städtchens protestirten dagegen, daß Millicent befragt wurde, ehe sie sich von dem furchtbaren Schlag, der sie niedergeworfen, wieder einigermaßen erholt hatte. So sah sich der Constabler genöthigt, wieder abzuziehen. Indeß ließ er einen seiner Untergebenen im Schwarzen Bären als Wache zurück.

Millicent befand sich in der That nicht in dem Zustand, um befragt zu werden. Sie lag noch immer in der dumpfen Betäubung, in die sie zwischen drei und vier Uhr diesen Morgen verfallen war. Sarah Pecker und Darrell Markham, die an ihrem Bette wachten, vermochten nicht zu

sagen, ob sie sich ihrer Gegenwart bewußt war. Sie sprach kein Wort, warf aber den Kopf häufig von einer Seite auf die andere und seufzte tief. Es war ein härter und bitterer Tag für Darrell Markham. Er wich keinen Augenblick von seinem Platze an dem Bette. Was auch während dieser traurigen Wache in seinem Innern vorgehen mochte, er äußerte kein Wort darüber und machte nicht einmal die treue Gebieterin des Schwarzen Bären zur Vertrauten seiner Gedanken.

Unten in dem Gasthause war Alles Unordnung und Verwirrung, denn nur die Anwesenheit der verständigen und entschlossenen Mrs. Pecker vermochte in dieser Zeit der allgemeinen Aufregung die Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Das Geschäft aber ging sehr flott und Samuel und sein dienstbares Personal hatten genug zu thun, um die Bedürfnisse der durstigen Comptonianer zu befriedigen, welche kamen, um die Ereignisse der vergangenen Nacht zu besprechen und über den geistigen und körperlichen Zustand der Mrs. Duke, deren sonderbares Benehmen in der vorigen Nacht jetzt allgemein bekannt war, Erkundigungen einzuziehen.

Samuel Pecker, dessen Geistesrichtung stets krankhafter Art gewesen war, befand sich in seinem Element. Die Abwesenheit der Leiche des Ermordeten war für seinen einfachen Verstand eine Quelle nie endender Verwunderung und Verwirrung. Er fragte immer und immer wieder, wie ein Mord möglich sei ohne eine Leiche, da doch die Leiche die Hauptsache bei einem Mord sei.

Von den verschiedenen Ansichten, die in dieser Beziehung herrschten, ging eine dahin, daß der Capitän sich den Hals abgeschnitten und dann ruhig fortgegangen sei, um sich irgendwo im Schnee niederzulegen, die andere, daß der unbekannte Mörder sein Werk, nur halb gethan habe und daß der Capitän mit seiner klaffenden Wunde und sprachlos vom Blutverlust sich irgendwo in der Nähe verberge, und nervenschwache Personen fürchteten sich, an einsame Orte zu gehen, weil sie glaubten, sie würden irgendwo auf die Gestalt des Capitän Duke stoßen.

Der Abend brach herein und die Schatten sammelten sich dicht auf dem Moorland, als der Constabler die Halle verließ. Seine Leute hatten den ganzen Tag über das Haus und seine Umgebung durchsucht, aber keine Spur von Capitän Duke gefunden.

Von der Halle begab sich Hugh Martin, der Constabler, geraden Wegs nach einem eine halbe Meile entfernten Herrenhause, welches von einem gewissen würdigen Gentleman und Friedensrichter, Namens Montague Bowers, bewohnt wurde. Dieser war ein ganz anderer Mann, als die Magistratsperson, vor der Darrell Markham sieben Jahre zuvor den Capitän Duke des Straßenraubes angeklagt hatte.

In dem Privatzimmer des Mr. Bowers stattete Hugh Martin, der Constabler, seinen Bericht ab, indem er von jeder Einzelheit seines Tagewerks Rechenschaft ablegte.

»Ich bin genau Euren Vorschriften nachgekommen, Sir. Ich habe den ganzen Tag mit Nachforschungen zugebracht und Alles überwacht; ich kann aber nur einen Ausgang sehen und ich glaube nicht, daß wir einen andern Weg vor uns haben, als das zu thun, worüber wir heute Morgen übereingekommen sind.«

Hugh Martin blieb längere Zeit mit dem Friedensrichter in Berathung und als er die Wohnung des Mr. Bowers verließ, eilte er mit schnellen Schritten nach dem Städtchen und durch die Hauptstraße nach dem Schwarzen Bären. Vor dem Hause traf er den Mann, den er als Wache

daselbst zurückgelassen hatte.

»Ist Alles in Ordnung, Bob ?« fragte er diesen Mann.

»Vollkommen.«

»Hat Jemand das Haus verlassen?«

»Mr. Pecker selbst ist ab- und zugegangen, mit Vorübergehenden wie eine alte Elster schwätzend; das ist Alles, und er befindet sich jetzt sicher genug in der Schenkstube.«

»Sonst hat Niemand das Haus verlassen?«

»Niemand.«

»Das ist recht. Bleib' hier stehen, und wenn ich da oben ein Fenster öffne und pfeife, so ist es ein Zeichen, daß ich Deiner bedarf.«

Das Erscheinen des Constablers erzeugte eine bedeutende Aufregung unter den anwesenden Gästen. Alle sammelten sich um ihn, neugierig, etwas zu erfahren.

Was hatte er entdeckt? Wer hatte es gethan? Welches war der Beweggrund der That? Hatte er die Waffe gefunden? Hatte er die Leiche gefunden? Hatte er den Mörder entdeckt?

Mr. Hugh Martin schob alle diese neugierigen Frager ohne Umstände auf die Seite und ging geraden Wegs an den Schenktisch, wo er sich an den würdigen Samuel Pecker wendete.

»Ist Mr. Markham oben ?« fragte er.

»Er ist in dem blauen Zimmer, der arme liebe Gentleman.«

»Mit der Dame — seiner Cousine?«

»Ja.«

»So will ich hinauf gehen« Pecker, denn ich habe wegen dieser Geschichte einige Worte mit ihm zu sprechen.«

Die Umstehenden hatten sich an Mr. Martin gedrängt und jedes Wort das gesprochen wurde, vernommen.

»Er hat Alles entdeckt,« sagten sie, als der Constabler die Treppe hinauf ging, »und er geht zu Mr. Markham, um ihm Alles mitzutheilen.«

Da sie bei der Rückkehr des Constablers etwas zu erfahren hofften, so sammelten sich die aufgeregten Comptonianer in dem Hausflur, geduldig auf ihn wartend.

In dein blauen Zimmer saß Millicent Duke, ihr schönes Haupt auf Sarahs breite Schulter gelehnt. Die beiden Frauen saßen auf einem geräumigen Sopha, das man ganz nahe an den

Kamin gerückt hatte. Auf einem Tische vor ihnen stand das beste Theegeschirr der Mrs. Pecker. Auf der andern Seite des Kamins saß Darrell Markham. Millicent hatte sich von ihrer Betäubung erholt. Sie hatte Darrell und Mrs. Pecker erkannt und war durch ihre Gegenwart besänftigt und beruhigt worden. Sie hatte ihnen die kurze Geschichte der verflossenen Nacht erzählt, wie sie in das Zimmer von George Duke gegangen war, in der Absicht, sein Mitleid anzuflehen und wie sie ihn mit durchschnittenem Halse todt gefunden habe.

Sarah hatte Millicent das blutbefleckte Kleid ausgezogen, und sie in eines von ihren eigenen Gewändern gehüllt, welches in weiten Falten um die schlanke Gestalt der jungen Frau hing. Die häßlichen Flecken waren von ihren Händen und ihrer Stirne entfernt und es befand sich nichts an ihr, was Zeugniß von den Schrecken gab, die sie ausgestanden hatte.

Mrs. Pecker hatte so eben Millicents Tasse gefüllt, sie anflehend, zu trinken, als Darrell Markham von seinem Stuhl aufsprang und an die Thüre ging, wo er auf einen Ton draußen horchte.

»Was ist das?« rief er.

Es war der Tritt eines Mannes, der sich dem Zimmer näherte, der Tritt von Mr. Hugh Martin, dem Constabler.

Darrells Gesicht wurde noch bleicher, als es den ganzen Tag über gewesen war. Er zog sich mit verhaltenem Athem zurück. Der Constabler klopfte an die Thüre und trat, ohne auf Antwort zu warten, in's Zimmer.

Hugh Martin hielt ein amtlich aussehendes Document in der Hand. Mit diesem bewaffnet, schritt er durch das Gemach nach dem Sopha, auf dem Millicent saß.

»Mrs. Millicent Duke,« sagte er, »im Namen des Königs verhafte ich Euch, wegen vorsätzlichen Mordes an Eurem Ehemann, George Duke.«

Darrell Markham stürzte sich zwischen seine Cousine und den Constabler.

»Sie verhaften!« rief er, »dieses schwache Mädchen verhaften, das die Erste war, das die Kunde von dem Mord gebracht!«

»Sachte, Mr. Markham, sachte, Sir!« antwortete der Constabler, das nächste Fenster öffnend und der Wache unten pfeifend. »Es thut mir leid, daß ich diesen Auftrag erhalten habe, aber ich muß meine Pflicht thun. Mein Befehl nöthigt mich, Euch ebenso wie Mrs. Duke zu verhaften.«

Zwanzigstes Capitel.

Wegen Mord verhaftet.

Millicent und Darrell wurden nach einem düstern, baufälligen Gebäude gebracht, das Stockhaus genannt, das sehr selten besetzt war, ausgenommen zuweilen von einem herumziehenden Vagabunden, der schuldig befunden worden, daß er nichts zu essen und kein Obdach hatte, oder von einem lästigeren Missethäter in der Gestalt eines Wilderers, der dabei ertappt worden war, wie er sich die Hasen und Fasanen eines benachbarten Geheges angeeignet hatte.

Nach diesem Gefängniß führten Hugh Martin und sein Gehilfe Bob die sanfte und zarte Mrs. George Duke, und die einzige Begünstigung, welche die Bitten von Darrell Markham und Sarah Pecker für sie erlangen konnten, war die Erlaubniß des Constablers, daß Sally in der Zelle bei Millicent die Nacht zubringen durfte.

Darrell bat Hugh Martin, er möge sie sogleich nach dem Hause von Mr. Montagne Bowers bringen, damit das Verhör, das mit ihnen vorzunehmen war, noch an diesem Abend stattfinden konnte; aber der Constabler schüttelte den Kopf und sagte, daß Mr. Bowers beschlossen habe, bis morgen zu warten. So brachten Millicent und Sarah in einem elenden, halbverfallenen Gemach die lange und traurige Nacht zu. Bloss ein schmutziges Fenster mit einem Gitter von rostigen Eisenstäben trennte sie von der Straße. Durch dasselbe konnten sie die Lichter in den gegenüberliegenden Häusern sehen und von Zeit zu Zeit die Tritte der Vorübergehenden vernehmen, unter deren Füßen der gefrorene Schnee knirschte.

Auf einem Rollbett in der Nähe des Fensters liegend und den Schritten draußen lauschend, erinnerte sich Millicent, wie oft sie selbst an dem düstern Gebäude vorübergegangen war, ohne an Diejenigen zu denken, die in demselben eingeschlossen waren. Wie manches unglückliche Geschöpf mußte die langen Winternächte wie diese in der elenden Zelle zugebracht haben, die langsam dahinschleichenden Stunden zählend!

Es war eigenthümlich, daß Millicent Duke seit ihrer Verhaftung und Abführung in dieses düstere Gefängniß jene sanfte Ruhe wieder erlangt hatte, welche einen Theil ihrer Natur bildete. Ihr Charakter gehörte zu denjenigen, die sich, wenn es die Umstände erheischen, emporzurichten und zu erheben vermögen, und obschon sie in gewöhnlichen Zeiten eine verzagte und furchtsame Seele war, so hätte sie doch im Nothfall eine Heldin werden können. Nicht eine Jungfrau von Orleans, oder eine Charlotte Corday, oder ein ähnliches energisches Wesen, wohl aber eine sanfte heilige Märtyrin der ersten christlichen Zeit, ruhig und ohne Murren dem Tode entgegengehend.

Sie schlang ihre Arme um Mrs. Peckers Hals und küßte sie zärtlich.

»Alles wird am Ende noch gut werden,« sagte sie, »sie können mich niemals, niemals dieser schrecklichen That für schuldig halten. Sie suchen vielleicht in dieser Nacht, während ich hier liege, nach dem wirklichen Mörder. Gott, der weiß, daß ich unschuldig bin, wird niemals

gestatten, daß ich dafür leide.«

»Daß Ihr dafür leidet! Nein, nein, Liebe, nein!« rief Sarah, in eine Fluth von Thränen ausbrechend.

Sie erinnerte sich mit Schauern, wie viele Unglückliche in jenen Tagen litten und wie selten eine Woche ohne eine Hinrichtung in Carlisle verging, denn vor hundert Jahren war jeder Montag schwarzer Montag und die Scharfrichter hatten im Lande alle Hände voll zu thun. In dieser Nacht erinnerte sich Mrs. Pecker mit unaussprechlichen Entsetzen an diese Dinge. Wie konnte man wissen, daß alle Diejenigen, die diesen schimpflichen Tod starben, auch wirklich der Verbrechen schuldig waren, für die sie die Strafe erlitten? Sie hatte bis jetzt nie daran gedacht, weil sie es für ausgemacht gehalten hatte, daß die Richter und Geschworenen dies am besten wissen müßten und daß diese kaltblütigen gerichtlichen Morde für die Sache der Moralität und zum Schutze der ehrlichen Leute nothwendig seien.

»O, Miß Milly, Miß Milly, wenn ich nur in der vorigen Nacht bei Euch gewesen wäre,« sagte sie. »Ich hatte einmal die Absicht, hinunter in die Halle zu gehen, aber da ich wußte, daß ich bei Capitän Duke nicht in besonderer Gunst stand, so fürchtete ich, daß meine Anwesenheit ihn gegen Euch nur erbittern möchte.«

Die letzten Fußstritte waren auf dem Schnee erstorben, die letzten schwachen Lichter in der Straße erloschen und die beiden Frauen verhielten sich still, geduldig den Anbruch des Tages erwartend. Diesen einsamen Wachen kam die lange Winternacht fast wie eine Ewigkeit vor, aber sie ging endlich doch vorüber.

Kurz nach Tagesanbruch erschien eine vom Schwarzen Bären gemiethete Kutsche, welche die beiden Gefangenen nach dem Hause des Friedensrichters brachte. Die Familie befand sich beim Frühstück, als die kleine Gesellschaft anlangte.

Sie wurde in das Studirzimmer des Richters gewiesen und hier erwarteten Millicent und Darrell mit Hugh Martin, dem Constabler, und Sarah Pecker die Ankunft von Mr. Montagne Bowers.

In dem Hausflur und vor der Thüre dieses Zimmers standen mehrere Personen, die sich eingeredet hatten, daß sie etwas über das Verschwinden des Capitäns Duke wußten und darüber Zeugniß geben wollten. Der Stallknecht, der den Constabler geholt, ein halbes Dutzend Männer, welche bei der erfolglosen Nachforschung nach der Leiche behilflich gewesen, eine Frau, welche die taube Mrs. Maggis diesen Morgen hierher geführt, und Andere, die ebenfalls bei der Sache nicht betheilig waren: Alle diese glaubten, bei dieser Gelegenheit etwas Näheres über den Mord in Erfahrung bringen zu können, und die Enttäuschung war deshalb allgemein, als Mr. Bowers, von seinem Frühstück kommend, unter der Gruppe der Außenstehenden Samuel Pecker auswählte, ihn mit sich in das Gerichtszimmer nahm und die Thüre hinter sich schloß.

»Nun, Mr. Pecker,« sagte der Friedensrichter, sich an den eichenen Tisch setzend und die Feder eintauchend, nachdem er den schüchternen Samuel beeidigt hatte, »was habt Ihr über diese Sache zu sagen?«

Auf diese Weise unvorbereitet überrascht, wußte Samuel nur sehr wenig zu sagen. Er konnte

blos schwer athmen, verlegen an seiner Manchette zupfen und den Schreiber ansehen, der mit der Feder in der Hand dasaß und darauf wartete, die Aussage des Wirths niederzuschreiben.

»Kommt, Mr. Pecker,« sagte der Richter, »was habt Ihr in Bezug aus den Vermißten vorzubringen?«

Samuel kratzte sich auf dem Kopfe und sah seine Frau, welche neben Mrs. Duke saß und weinte, bittend an.

»Meint Ihr Denjenigen, der ermordet worden ist?« fragte Mr. Pecker.

»Ich meine den Capitän George Duke,« sagte der Friedensrichter.

»Aber das ist es ja gerade,« rief der verwirrte Samuel. »Capitän Duke! Sehr gut; aber welcher von ihnen? Derjenige, der mich im October vor sieben Jahren nach dem Wege von Marley Water gefragt hat? Ihr entsinnt Euch dessen, Master Darrell, denn Ihr standet dabei? Derjenige, den Miß Millicent auf dem Steindamme zu Marley Water im Mondlicht gesehen hat? Derjenige, der vorgestern Nachmittag um drei Uhr in den Schwarzen Bären gekommen ist, oder Derjenige, der an demselben Tage zwischen acht und neun Uhr Abends ein Glas Branntwein getrunken und ein Pferd in unserm Stall zurückgelassen hat, das nicht mehr abgeholt worden ist?«

Mr. Montagne Bowers sah den Zeugen hoffnungslos an.

»Was ist dies?« fragte er, in seiner Verzweiflung Sarah und die beiden Gefangenen anblickend, »was, um's Himmels willen, was soll Alles das bedeuten?«

Darauf erstattete Samuel Pecker einen ausführlichen Bericht über Alles, was sich während der lebten sieben Jahre in Compton zugetragen hatte, dabei selbst den fremden Hausirer, der die Löffel gestohlen, nicht vergessend und in der That darauf hinweisend, daß der wandernde Handelsmann mit dem Morde des Capitäns auf irgend eine Weise in Verbindung stehen möchte. Als er endlich ermahnt wurde, zur Sache zu kommen, wurde er so verworren und dunkel, daß der Friedensrichter nur durch kurze und directe Fragen dem Gegenstande der Untersuchung einigermaßen näher kommen konnte.

»Jetzt sagt mir, Mr. Pecker, zu welcher Stunde Capitän Duke am vorgestrigen Abend Euer Haus verlassen hat.«

»Zwischen acht und neun Uhr.«

»Gut; und wann habt Ihr ihn das nächste Mal gesehen?«

»Zwischen Neun und Zehn, als ich mit Miß Millicent und Mr. Darrell nach der Halle ging.«

»Schienen Mrs. Duke und ihr Mann aus freundschaftlichem Fuße mit einander zu stehen?«

Auf diese Frage gab Samuel Pecker eine sehr ausführliche Antwort, indem er mit der Versicherung begann, daß es nichts Liebevolleres geben könne, als das Benehmen Millicents und des Capitäns, und dann sagte er aus, daß Mrs. Duke auf den Schnee niedergefallen sei, ihr

bitteres Loos und die Rückkehr ihres Mannes bejammernd, und weiter berichtete er, daß sie nie ein Wort zu ihm gesprochen, außer einmal, wo sie plötzlich geweint und ihn gefragt habe, warum er zurückgekommen sei, um sie zum strafbarsten und elendesten Weibe zu machen.

Hier brach Samuel plötzlich ab, entmuthigt durch das entsetzte Aussehen Sarahs, die hinter dem Schutz ihrer Schürze wüthend den Kopf schüttelte.

Es nahm deshalb eine lange Zeit in Anspruch, bis das Verhör von Samuel Pecker beendet war. Der Richter hatte indeß genug aus dem Zeugen herausgelockt, daß dadurch die Unschuld von Darrell Markham bewiesen wurde, um so mehr, als es sich herausstellte, daß er den Capitän Duke lebend und gesund um zehn Uhr in Samuels Gesellschaft verlassen und sich geraden Weges nach seinem Zimmer im Schwarzen Büren begeben hatte. Zwischen dieser Stunde und der Zeit des Verschwindens von George Duke waren Millicent und die taube Haushälterin allein mit dem Vermißten in dem großen Hause gewesen. Mr. Bowers beglückwünschte den jungen Mann, daß er sich so gut ans der Sache gezogen hatte, aber Darrell hörte und achtete nicht auf ihn. Er stand neben dem Stuhle, auf welchem seine Cousine saß, und beobachtete diese ruhige und geduldige Gestalt, dieses blasse, resignirte Gesicht, mit Schmerz und Entsetzen daran denkend, daß jedes zu seiner Entlastung dienende Wort auf sie einen dunkleren Schatten des Verdachts geworfen hatte.

Als Darrell Markham von jeder Theilnahme an dem Verbrechen freigesprochen war, durfte er Zeugniß ablegen, und er war der Nächste, der verhört wurde. Er hatte einen Eid geleistet und sah sich genöthigt, die Wahrheit zu sagen, selbst wenn diese für Millicent belastend war. Wer vermag zu sagen, ob er nicht bereit gewesen wäre, meineidig für sie zu werden, wenn sie ein Meineid hatte retten können? Aber in einem Falle wie dieser ist die Wahrheit, wenn auch verhängnißvoll, gewöhnlich besser als, die Lüge, denn der Mann, der eine Unwahrheit beschwört, kann niemals sagen, in welches Gewebe von Täuschungen und Trug er sich dadurch verwickelt und wie lange er im Stande sein wird, seine falsche Stellung aufrecht zu halten.

Der Richter stellte seine erbarmungslosen Fragen und Alles wurde enthüllt — die Trauung in der St. Maryskirche, Ringwoods Brief, die Rückkehr nach Compton, die Ueberraschung und das Entsetzen, welche das Wiedererscheinen von Capitän Duke hervorrief, die harten Worte, welche zwischen den beiden Männern gewechselt wurden, Millicents Verzweiflung, ihr Abscheu vor ihrem Manne und endlich die lange Zwischenzeit von mehreren Stunden, nach deren Ablauf Mrs. Duke in den Schwarzen Bären kam, um von dem geschehenen Morde Kunde zu bringen.«

»Und schien sie aufgeregt?«

»Ja, sehr aufgeregt.«

»Und war Blut an ihren Kleidern ?«

»Ja.«

»Und waren ihre Hände mit Blut befleckt ?«

Wieder mußte Darrell Ja sagen. Ihre Hände seien mit Blut besteckt gewesen. Sie habe sich in die Hand geschnitten. Der Richter könne die Wunde sehen, wenn er es wünsche.

Der Richter schüttelte mit einem traurigen Lächeln den Kopf. Eine oberflächliche Wunde könne so leicht zugefügt werden, dachte er, um einen Vorwand für das Blut auf den Kleidern der unglücklichen Frau abzugeben.

Alles dies wurde von der flüchtigen Feder des Schreibers zu Protokoll gebracht, welchem Darrell Markham zum Beweis, daß er dessen Richtigkeit anerkannte, seinen Namen beifügte.

Hugh Martin, der Constabler, wurde zunächst beeidigt. Er beschrieb den Zustand des Hauses, die Abwesenheit jedes Zeichens von Raub oder Gewalt, die fest verschlossene und verriegelte Hausthüre und endlich das blutbefleckte Rasirmesser, das er in dem Schreibtische gefunden hatte.

Von Mrs. Maggis, der tauben Haushälterin, war wenig Aufschluß zu erlangen. Sie erinnerte sich zwar, daß sie den Capitän Duke bei seiner Ankunft in der Halle eingelassen hatte, wußte aber die Stunde nicht genau anzugeben; es mochte zwischen Sieben und Acht, oder zwischen Acht und Neun gewesen sein; sie war vollkommen sicher, daß es nach Eintritt der Dunkelheit gewesen, vermochte aber nicht zu sagen, wie lange es schon dunkel gewesen. Sie erinnerte sich, daß der Capitän geraden Wegs in das eichengetäfelte Zimmer gegangen sei und ihr befohlen habe, das Feuer im Kamin anzuzünden. Er sei ein lärmender und grober Gentleman gewesen und sie habe sich vor ihm gefürchtet, da sie schüchtern von Natur sei und am nächsten Michaelistag fünfundsiebzig Jahre alt werde. Sie erinnerte sich, daß sie auf Befehl der Mrs. Duke das Gartenzimmer für ihn hergerichtet habe. Für Mrs. Duke habe sie kein Zimmer eingerichtet und nicht gewußt, wo sie schlafen wollte. Sie erinnerte sich auch, daß sie den Wein und Branntwein geholt, den Mrs. Duke eigenhändig dem Capitän gebracht habe. Dies müsse, dachte sie, gegen elf Uhr gewesen sein und unmittelbar darauf sei sie, Mrs. Maggis, zu Bett gegangen und könne sich aus nichts weiter erinnern, als bis am nächsten Morgen der Constabler vor ihrem Bett gestanden sei und sie dadurch zum Tode erschreckt habe.

Dies war Alles, was Mrs. Maggis auszusagen hatte, und es machte dem Fragesteller große Mühe, sie zur Abgabe ihrer Aussage zu bewegen.

Sarah Pecker wurde ebenfalls verhört, aber sie konnte nichts weiter mittheilen, als was ihr Mann bereits ausgesagt hatte, und ihre Worte waren so häufig von Schluchzen unterbrochen, daß Mr. Bowers das Verhör so kurz als möglich machte.

Als alle die Zeugen gehörig befragt, ihre Aussagen vorgelesen und von ihnen unterzeichnet waren, blieb nichts weiter zu thun übrig, als die Angeklagte Millicent Duke zu fragen, was sie zu sagen habe. Sie wurde belehrt, daß sie nicht verpflichtet sei, zu sprechen, und insbesondere darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Aussagen später als Beweise gegen sie gebraucht werden könnten.

Sie erzählte ihre schreckliche Geschichte mit einer Ruhe und einer Klarheit, die Niemand von den Anwesenden von ihr erwartet hatte. Sie beschrieb ihr Entsetzen über die Rückkehr des Capitäns und ihren verwirrten Gemüthszustand, welcher in dieser schrecklichen Nacht nahe an Wahnsinn gegrenzt habe. Sie gab, so gut sie es vermochte, die Zeit an, zu welcher sie ihm gute Nacht wünschte und sich nach dem vom Gartenzimmer am weitesten entfernten Gemach zurückzog — nach dem Gemach, das ihre Mutter innegehabt hatte. Sie ward hier ein wenig

verwirrt, als sie gefragt wurde, was sie zwischen dieser Zeit — etwas nach elf Uhr — und der Entdeckung des Mordes gethan habe. Sie sagte, ihrer Meinung nach müsse sie wahrscheinlich Stunden lang dagesessen und über ihren Kummer nachgesonnen haben, ohne aus den Verlauf der Zeit zu merken. Sie erzählte darauf, wie sie sich in einem leidenschaftlichen Ausbruch von Verzweiflung der Rasirmesser ihres Vaters erinnert habe, die in demselben Gemach im Bereich ihrer Hand lagen, und wie ihr der Gedanke gekommen, daß ein einziger tiefer Schnitt in ihren Hals sie von allen Sorgen und Leiden auf dieser Erde erlösen könnte. Aber der Anblick des mörderischen Stahls und die Erinnerung an die Sündhaftigkeit einer solchen That habe diesen Vorsatz eben so schnell wieder unterdrückt, als er in ihrem Herzen aufgetaucht sei, und sie habe das Messer voll Entsetzen und Reue eiligst von sich geworfen. Dann erzählte sie ohne viel Fragen und mit ruhiger Selbstbeherrschung, wie jener andere Vorsatz, fast eben so verzweifelt als der erste, in ihrer Seele entstanden sei und wie sie sich entschlossen habe, sich an George Duke mit der Bitte zu wenden, sie zu verlassen und ihr zu gestatten, ihr übriges Leben in Ruhe und Frieden zuzubringen. Wie sie dann, begierig, auf Grund dieser letzten Hoffnung zu handeln, geraden Wegs nach seinem Zimmer gegangen sei und ihn ermordet auf seinem Bette gefunden habe. Der Richter fragte sie darauf, ob sie nahe genug an das Bett getreten sei, um sich zu überzeugen, ob der Capitän wirklich todt sei. Nein, es habe ihr der Muth dazu gefehlt; aber sie habe den schrecklichen Schnitt in seinen Hals und das aus der Wunde hervorströmende Blut gesehen und sie sei überzeugt, daß er todt gewesen.

Sie sprach langsam« zuweilen ein wenig zögernd, aber niemals verlegen, obwohl sie wußte, daß die Feder des Schreibers jedes Wort, das sie sagte, niederschrieb. Es herrschte im Zimmer, während sie ihre Geschichte erzählte, ein todtenähnliches Schweigen, das nur durch das Kratzen der Feder des Schreibers und das Bitten der großen im Zimmer hängenden Uhr unterbrochen wurde.

»Ich will nur eine Frage an Euch richten, Mrs. Duke,« sagte Montagne Bowers, »und ich ersuche Euch, in Eurem eigenen Interesse vorsichtig mit Eurer Antwort zu sein. Ist Euch irgend eine Person bekannt, von der Ihr glaubt, daß sie ein Gefühl des Grolls gegen Euren Gatten gehegt hat?«

Sie hätte antworten können, daß sie nichts von den Gewohnheiten und den Genossen des Capitäns wisse, daß er ein Dutzend Feinde haben könne, deren Namen sie noch nie gehört, da ihr sein ganzes Leben ein Geheimniß sei. Aber ihr einfaches und argloses Gemüth war unfähig, die Sache so aufzufassen, und sie beantwortete die Frage in der einfachsten Weise:

»Nein, keine.«

»Denkt noch einmal nach,« Mrs. Duke, »dies ist eine schreckliche Sache und ich möchte Euch um alles in der Welt nicht der geringsten Gelegenheit berauben, Euch zu rechtfertigen. Kennt Ihr Niemanden, der-einen Grund haben konnte, den Tod Eures Mannes zu wünschen?«

»Niemanden,« antwortete Millicent.

»Entschuldigt mich, Mr. Bowers,« fiel Darrell ein, »aber meine Cousine vergißt, Euch zu sagen, daß der Capitän des Vultur im besten Falle eine geheimnißvolle Person war. Er hat nur in Folge einer Grille meines armen Onkels, der zu jener Zeit kaum für seine Handlungen

verantwortlich gemacht werden konnte, Aufnahme in unsere Familie gefunden. Niemand in Compton wußte, wer George Duke war und woher er kam, und Niemand außer dem verstorbenen Squire glaubte ihm, als er erklärte, daß er Capitän in der Flotte Sr. Majestät sei. Ich selbst habe Nachforschungen in dieser Beziehung angestellt und man hat mir gesagt, daß der Name von George Duke in der Admiralität vollkommen unbekannt sei. Was er auch gewesen sein mag, von seinem vergangenen Leben war weder seiner Frau, noch deren Verwandten etwas bekannt. Meine Cousine Millicent befindet sich deshalb nicht in der Lage, Eure Frage zu beantworten.«

»Könnt Ihr sie beantworten« Mr. Markham?»

»Ebenso wenig als Mrs. Duke.«

»Dies thut mir leid,« sagte Mr. Bowers in ernstem Tone, »sehr leid, denn unter diesen Umständen gestattet mir meine Pflicht nur einen Weg: ich werde genöthigt sein, Millicent Duke wegen Mordes ihres Gatten nach Carlisle in's Gefängniß zu senden.«

Der Schrei einer Frau hallte durch das Gemach, als diese Worte gesprochen wurden, aber er kam von Sarah Peckers Lippen und nicht von denen der Angeklagten. Ruhig, als ob sie bloß eine Zeugin bei dem Verhör gewesen, tröstete Millicent ihre alte Freundin, indem sie dieselbe bat, sich nicht diesen Ausbrüchen von Schmerz hinzugeben, da die Vorsehung zur rechten Zeit die Dinge noch immer gehörig geordnet habe.

Aber Sarah war nicht so leicht getröstet.

»Nein, Miß Millicent,« sagte sie, »nein, die Vorsehung hat es auch gestattet, daß unschuldige Menschen gehängt worden sind. O, Mr. Darrell, sprecht, Samuel Pecker, sprich, wenn Du nicht stumm und dumm geworden bist, sprecht und sagt Sr. Ehren, daß von allen unschuldigen Wesen in der Welt die Tochter meines früheren Herrn das unschuldigste ist, daß von allen mitleidigen und zärtlichen Herzen, die Gott jemals erschaffen, das ihrige das mitleidigste ist. Sagt ihm, daß von ihrer Geburt bis zu diesem Tage ihre Hand niemals erhoben war, um das geringste Geschöpf zu verletzen, wie viel weniger gegen das Leben eines Mitmenschen. Sagt ihm dies, Mr. Darrell, und er kann nicht den Muth haben, meinen unschuldigen Liebling in das Gefängniß für Verbrecher zu senden.«

Darrell Markham wandte sein Gesicht nach der Wand und schluchzte laut, ein Verhalten, in welchem die Anwesenden nichts Unmännliches erblickten. Welches Mitleid auch Mr. Montagne Bowers für das unglückliche Mädchen fühlen mochte, das seinen Ausspruch mit Geduld und Ergebung erwartete, er blieb bei dem, was er für seine Pflicht hielt, und fertigte den Verhaftsbefehl aus, wodurch Millicent Duke dem Gefängniß von Carlisle übergeben werden sollte, um dort die nächste Gerichtssitzung zu erwarten.

Millicent war überrascht, als man ihr sagte, daß sie, sobald zu diesem Behufe eine Kutsche herbeigeschafft sei, nach Carlisle abgeführt werden sollte; sie verlor aber nichts von ihrer ruhigen Haltung. Der Richter übergab die Angeklagte dem Gewahrsam des Constablers Hugh Martin und zog sich zurück. Dagegen blieben Sarah und Darrell bis zum letzten Augenblicke bei ihr. Der junge Mann drückte, ehe er sie in den Wagen hob, seine Lippen auf ihre kalte Stirn, indem er sagte:

»Höre mich an, Millicent, und behalte in Deinem Unglück meine Worte im Gedächtniß, denn, glaube mir, es sind keine eiteln Versprechungen. Ich werde mein Leben der Lösung dieses Geheimnisses widmen. Vergiß dies nicht, Millicent, und fürchte nichts. Ich habe mächtige Freunde und kann die nöthige Hilfe zur Aufhellung dieses dunkeln Räthsels erlangen. Vertraue auf mich, Liebe, und beruhige Dich. Denke jeden Tag daran, daß ich für Dich arbeite. Das Geheimniß soll gelöst werden und zwar bald. Glaube dies und habe keine Furcht. Und nun lebe wohl und Gott segne Dich.«

Noch einmal küßte er sie und dann rollte der Wagen davon. Ruhig saß sie neben Hugh Martin, dem Constabler, und blickte aus dem Fenster der Kutsche nach Darrell und Sarah zurück.

Man wird bemerkt haben, daß weder Millicent Duke, noch die alte Frau, Mrs. Maggis, bei dem Verhöre des Fremden erwähnt hatten, der einige Stunden vor der Entdeckung des Mordes in der Halle nach Capitän Duke gefragt hatte. Die Ursache war diese, daß sowohl Millicent als die taube Haushälterin dieses Umstandes, weil er anscheinend mit dem schrecklichen Ereignisse der Nacht in keiner Verbindung stand, gänzlich vergessen hatten.

Einundzwanzigstes Capitel.

Der fremde Hausirer stattet dem Schwarzen Bären
einen zweiten Besuch ab.

Drei Tage nach Millicents Anführung nach Carlisle erschien ein unerwarteter Gast im Schwarzen Bären. Dieser Gast war kein anderer, als der Baronet aus dem Westen, den Sarah Pecker zum letzten Mal vor der St. Maryskirche in London gesehen hatte.

Dieser ausgezeichnete Fremde langte eines Abends in der Dämmerung mit der Kutsche von Marley Water an, zwar allein und ohne Begleitung, aber in einen kostbaren mit Pelz verbrämten Reiserock gehüllt, die flachsfarbige Perücke, den gestickten Sammetrock, den glänzenden Schwertgriff, die Militärstiefel mit klingenden Sporen und alle jene Herrlichkeiten zur Schau tragend, die früher schon einen solchen Eindruck im Schwarzen Bären hervorgebracht hatten.

An den Schenktisch tretend, wo Samuel in melancholischem Nachdenken versunken saß, fragte der Baronet, ob sein Freund, Capitän Duke, keine Botschaft für ihn hinterlassen habe.

Ueberwältigt durch die plötzliche Erwähnung dieses Namens, welcher seit dem Mord eine gespenstische Bedeutung zu haben schien, hatte Samuel blos Kraft genug, eine schwache Verneinung zu murmeln.

»So muß ich es,« sagte Capitän Fanny, »für verdammt unhöflich von ihm halten.«

Er blickte Samuel Pecker so scharf und so wild an, daß derselbe, da er, wie wir wissen, von furchtsamem Temperament war, zu denken begann, er werde gewissermaßen für die Nachlässigkeit des Capitän Duke verantwortlich gemacht, weshalb er sich zu einer Entschuldigung veranlaßt sah.

»Aber, Sir, die Wahrheit der Sache ist,« stammelte er unter den forschenden Blicken des Capitäns, »daß die Leute, wenn ihnen im Schlaf der Hals abgeschnitten wird — ohne daß sie vorher Nachricht davon erhalten haben, daß dies geschehen wird — solche kleinen Angelegenheiten leicht unbesorgt lassen.«

«Den Leuten ist im Schlafe der Hals abgeschnitten worden!» rief der Straßenräuber. »Welchen Leuten? Wessen Hals ist abgeschnitten worden? Sprecht, Mann; könnt Ihr nicht?«

«Werdet nicht heftig,« sagte Samuel. »Wir haben Schrecken genug gehabt über das, was sich in den letzten Tagen in Compton zugetragen hat, und es giebt Schrecken, die selbst die stärkste Constitution nicht zu ertragen vermag. Meine Frau, Sarah, hütet das Bett und auf meine Nerven, die nie besonders stark waren, kann ich mich gar nicht mehr verlassen. Laßt mir Zeit und ich will Alles erklären.«

»Euch Zeit lassen« Mann!« rief der Capitän Fanny. »Könnt Ihr nicht eine einfache Frage beantworten, ohne eine Stunde um den Busch herumzuklopfen? Wessen Hals ist abgeschnitten

worden?«

»Der von Capitän Duke.«

»Dem Capitän Duke ist der Hals abgeschnitten worden?«

»Von Ohr zu Ohr!«

»Wo? Wann?«

»In Compton Hall, in der Nacht seiner Rückkehr.«

»Und das war —«

»Vor fünf Nächten.«

»Gütiger Himmelt das ist höchst merkwürdig,« rief Capitän Fanny. »George Duke vor fünf Tagen zurückgekehrt und in der Nacht nach seiner Rückkehr ermordet! Aber von wem — von wem?«

»Ab, das ist es eben,« rief Samuel Pecker kläglich, »das ist es, was Jedermann in Compton verwirrt, besonders wegen der armen Mrs. Duke, die sich jetzt im Gefängnisse zu Carlisle befindet.«

»Mrs. Duke im Gefängnisse zu Carlisle?«

»Ja, wegen Ermordung ihres Mannes, sie, die niemals einer Fliege ein Leid gethan,« sagte Samuel theilnahmsvoll.

»Mrs. Duke der Ermordung ihres Mannes angeklagt?«

»Ja, die arme liebe Frau! Wie konnte sie es aber thun, sie, ein armes zartes Geschöpf, mit kaum Kraft genug in ihrer Hand, um ein Huhn zu tranchiren. Ich möchte wissen, wie sie es thun konnte, und wenn sie es gethan hat, wo ist die Leiche? Wie kann es einen Mord geben, ohne eine Leiche? Es ist meine Ansicht, daß Capitän Duke am Leben ist und sich wohl befindet, indem er sich irgendwo verbirgt — vielleicht ganz in der Nähe — und sich in's Fäustchen lacht, wenn er daran denkt, daß seine Frau im Verdacht steht, sie habe ihn aus der Welt geschafft. Er ist boshaft genug dazu, und es würde ihm ganz gleich sehen.«

Capitän Fanny schwieg einige Augenblicke, in tiefes Nachdenken versunken.

»Seltsam — seltsam — seltsam!« sagte er mehr zu sich, als dem Wirthe: »manche Menschen sind von Anfang bis zu Ende unglücklich, und dieser Mann war einer von ihnen. Ermordet in der Nacht seiner Rückkehr, in derselben Nacht, wo er geglaubt hatte, ein gutes Loos gezogen zu haben. Seltsam!«

»Sagt nicht ermordet,« wendete Samuel ein, »sagt vermißt.«

»Vermißt oder ermordet, ist so ziemlich dasselbe, wenn er nicht mehr zurückkommt. Im Falle

also Mrs. Duke für schuldig befunden werden sollte, wird wohl die Halle und das dazu gehörige Gut an die Krone fallen?»

»Ich vermuthe es,« antwortete Samuel. »Solches Eigenthum füllt gewöhnlich der Krone anheim. Die Krone muß ein besonderes Interesse am Mord haben.«

»Nun merkt auf, Samuel Pecker,« sagte der ausgezeichnete Gast, »das Beste, was Ihr thun könnt, ist, eine Flasche anständigen Madeira zu dringen und mir den Weg zu einem behaglichen Zimmer zu zeigen, wo Ihr mir Alles über diese Sache erzählen könnt.«

Samuel wünschte nichts Besseres, als das. Er war seit dem Mord zu Compton Hall und dem Verhör vor dem Friedensrichter, in welchem er eine so hervorragende Rolle gespielt, plötzlich und wider Erwarten eine populäre Person geworden, und nun sollte er die Geschichte von dem Verschwinden des Capitän Duke keiner geringeren Person, als dem eleganten Baronet, erzählen, dessen äußere Erscheinung schon hinreichte, im Schwarzen Bären Alles in Aufregung zu versehen.

In der Wirthschaft wollte indeß, seit Sarah das Bett hütete, Nichts mehr recht zusammengehen. Die Dienstleute ließen sich allerlei Ungebührlichkeiten zu Schulden kommen und Samuel war nicht der Mann, sie in Ordnung zu halten.

Ihrerseits hatte die arme Sarah, die sich das Schicksal Millicents so sehr zu Herzen genommen, Niemanden, bei dem sie Trost suchen konnte, als ihren schwachsinnigen Mann, denn Darrell Markham war am nächsten Morgen nach der Entfernung seiner Cousine von Compton vor Tagesanbruch abgereist, für Mrs. Pecker folgendes Billet zurücklassend:

»Liebe Sarah! Ich verlasse Euch, um eine Reise anzutreten, die, wie ich zu Gott hoffe, meine arme Millicent retten wird. Seid guten Muths und betet für sie.

Darrell Markham«

Obschon sich Mrs. Pecker unwohl befand, so war sie doch nicht bestimmt, lange unbehelligt zu bleiben, denn an demselben Abend, an welchem Sir Lovel Mortimer im Schwarzen Bären anlangte, um seinem Freund, Capitän Duke, ein Stelldichein zu geben, traf ein anderer unerwarteter Besucher in dem Gasthause ein.

Joseph, der Kellner, hatte, nachdem er den gewöhnlichen Gästen gute Nacht geboten, die Thüren geschlossen und sich zur Ruhe begeben. Die unfehlbare Uhr auf der Treppe, hatte elf geschlagen. Samuel und der Capitän Fanny saßen noch immer plaudernd und trinkend in einem Zimmer des oberen Stocks beisammen; Sarah lag wachend in ihrem Bette, den Tönen des Nachtwindes lauschend, und Betty, die Köchin, war in der Erwartung, daß der ausgezeichnete Gast im weißen Zimmer ein, Abendessen verlangen würde, in der großen Küche eingeschlafen, als sie plötzlich durch ein vorsichtiges Klopfen an der in den Hof führenden Thüre aufgeweckt wurde.

Ihre erste Regung war, zu schreien; sie besann sich aber eines Bessern, faßte Muth, riegelte die Thüre auf und blickte hinaus. Eine dunkle Gestalt stand in der Nähe der Schwelle, so dicht durch ihre Kleider und den herabgeschlagenen Hut, den sie trug, verhüllt, daß sie, obschon der junge

Mond über den Dächern der Nebengebäude ein schwaches Licht verbreitete, nicht, leicht zu erkennen war. Das Mädchen starrte sie erschrocken und mit offenem Munde an.

Wie, wenn dieser geheimnißvolle Besucher jener schreckliche Schatten oder Doppelgänger von Capitän George Duke sein sollte, der dreimal vor dem Morde erschienen war? Diesmal würde sie ohne Zweifel laut aufgeschrien haben, wenn ihr Stimmorgan ihr den Dienst nicht versagt hätte. Der Fremde aber machte der Scene rasch ein Ende, indem er das Mädchen auf die Seite stieß und an ihr vorüber in die große Küche schritt, welche durch ein Talglicht und das erlöschende Feuer schwach erleuchtet war.

Als sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatte, konnte sie wahrnehmen, daß dieser geheimnißvolle Fremde größer und kräftiger gebaut war, als George Duke, und daß seine Gestalt keine Aehnlichkeit mit der des ermordeten Seemanns hatte.

Als sie ihm in die Küche folgte, stand er mit dem Rücken gegen den Heerd, langsam ein großes wollenes Tuch von seinem Halse loswickelnd. Hierauf zog er den Hut ab, fuhr mit seiner großen Hand durch sein kurzes graues Haar und sah das Mädchen trotzig an.

Der Fremde war der Hausirer, der sechs Jahre vorher in derselben Küche Mrs. Pecker ihrer Uhr, ihrer Börse und der silbernen Löffel beraubt hatte. Ja, es war der fremde Hausirer, aber keineswegs das behäbig aussehende Individuum von damals. Sein Haar, das zu jener Zeit schwarz und lang gewesen, war jetzt grau und in einer Weise geschoren, die ihm keineswegs gut anstand. Seine abgetragenen Kleider hingen in Fetzen an ihm herab. An dem einen Fuß hatte er einen großen über das Knie reichenden Stiefel, an dem andern einen zerrissenen Schuh, durch den die Zehen sichtbar waren. Vor sechs Jahren hatte er frisch und wohlgenährt ausgesehen, jetzt war dagegen seine massive Gestalt auffallend abgemagert und seine Lumpen schlotterten ihm lose am Leibe. Ein hagerer, halb verhungertes, verzweifelt aussehender Vagabund stand jetzt an demselben Heerd, wo einst der wohlhabend und behaglich aussehende Hausirer gestanden hatte.

Betty war daran, zum zweiten Mal zu schreien, als der fremde Eindringling plötzlich mit der Hand in die Tasche fuhr und, ein großes Klappmesser hervorziehend, wüthend ausrief:

»So wahr ich dastehe, Weib, wenn Du einen Laut von Dir gibst, so werde ich Dich so zeichnen, daß Dir das Schreien für immer hergehen soll.«

Er öffnete das Messer mit einem scharfen Schnapp und betrachtete die Klinge mit bewundernden Blicken. Dann klappte er es zu, steckte es in seine geräumige Tasche und blickte wieder das Mädchen an.

»Setze Dich dort nieder,« sagte er, auf den Stuhl deutend, den Betty früher eingenommen hatte, »setze Dich nieder und beantworte die Fragen, die ich an Dich zu stellen habe, oder —«

Er endigte den Satz damit, daß er die Hand wieder in die Tasche steckte.

Betty ließ sich so folgsam auf den bezeichneten Stuhl nieder, als ob sie vor dem Friedensrichter, Mr. Montagne Bowers, gestanden hätte.

»Wo ist Deine Frau, Mädchen?« fragte der Hausirer.

»Krank im Bette.«

»Und Dein Herr?«

Betty beschrieb, wo Samuel war.

»So,« murmelte der Mann, »Deine Frau liegt krank im Bette und Dein Herr ist im weißen Zimmer und trinkt Wein mit einem Gentleman.? Wer ist dieser Gentleman?«

Bettys Gedächtniß war etwas schwach in Namens aber nach einigem Besinnen sagte sie, der Gentleman nenne sich Sir Lovel Summat.

Der Hausirer brach in ein heiseres Gelächter aus.

»Sir Lovel Summat,« sagte er, »ist es nicht Mortimer?«

»Ja, das ist er,« erwiderte Betty.

Der Hausirer lachte wieder.

»Sir Lovel Mortimer ist es? Nun, das ist seltsam! Nun, das ist wirklich seltsam, daß von den dreihundert fünfundsechzig Abenden, aus denen das Jahr besteht, Sir Lovel gerade diesen gewählt hat, um in Compton zu sein. War er früher öfters hier ?«

»Nur ein einziges Mal und das war an dem letzten Weihnachten. Er ist ein ausgelassener, aber angenehmer Gentleman und ungewöhnlich freigebig mit seinem Geld,« sagte Betty, ermuntert durch das heisere Gelächter des Hausirers. Das Mädchen hätte nie von jener Klasse von Verbrechern gehört, die morden können, während sie lächeln, und hielt sich jetzt, wo der Hausirer zur Unterhaltung aufgelegt war, für sicher.

»Ungewöhnlich freigebig ist er mit seinem Geld ?« wiederholte der Vagabund. »Er ist ein glücklicher Hund, Geld zu haben, mit dem er das Lob der Leute erkaufen kann. Und er befindet sich diesen Abend hier? Es ist eine seltsame Welt, das. Ich kenne Sir Lovel Mortimer und Sir Lovel Mortimer kennt mich — sehr genau.«

Betty sah bei dieser Versicherung sehr ungläubig aus.

»Ja, Du magst große Augen machen, Mädchen,« murmelte der Hausirer, »es ist darum doch so wahr, wie das Evangelium.

Wie ich vermuthe, trägt dieses Dein Barönchen jetzt goldene Borten auf seinem Rock: ist's nicht so?«

»Es sind silberne Borten,« antwortete das Mädchen, »und der Griff seines Schwertes leuchtet wie Diamanten, und seine Augen sind schwärzer als feine Stiefel und glänzender, als die Schnalle an seiner Cravatte, und er ist auch verwegen,« setzte Betty hinzu, sich eines Scharmützels erinnernd, das sie mit Capitän Fanny in einem dunkeln Gang bei einer Gelegenheit

gehabt, wo dieser Gentleman sie zu küssen versuchte.

»So, er ist also verwegen?« brummte der Hausirer. »Ich fürchte, seine Verwegenheit wird ihn demnächst einmal zu weit führen, wenn er sich nicht in Acht nimmt und sich mit Denjenigen verfeindet, die ihn ruiniren können und den Willen haben, es zu thun, wenn er sich widerhaarig zeigt. Er sitzt wahrscheinlich seht tief in den Federn, ist's nicht so, Mädchen?«

Betty sah ihn verdutzt an. Diese Redefigur ging über ihren Begriff.

»Er ist mit dem Herrn im weißen Zimmer,« sagte sie.

»Nun merkt auf, Fräulein Köchin,« sagte der Hausirer, »das Plaudern mit leerem Magen ist keine angenehme Sache und ich habe seit dem Anbruch dieses kalten Wintertages keinen Bissen über die Zunge gebracht. Deshalb muß ich Dich um einen Mundvoll Essen und einen Tropfen Trinken bemühen, ehe wir weiter sprechen.«

Da er etwas wie Zögern in dem Gesichte des Mädchens zu sehen vermeinte, so schlug er, einen schrecklichen Fluch ausstoßend, mit der Faust auf den Tisch.

»Hole mir, was ich verlange,« schrie er; »hörst Du es? Glaubst Du, es giebt etwas in diesem Hause, das ich nicht erhalten würde, wenn ich es wünsche?«

In ihrer Verwirrung und in ihrem Schrecken brachte Betty aus der reichgespickten Speisekammer einen Vorrath der verschiedensten Victualien herbei, der hingereicht hätte, ein halbes Dutzend Personen vollauf zu sättigen. Der Hausirer fiel wie eine hungrige Bestie darüber her. Er wählte sich ein großes gebratenes Lendenstück aus, von dem er mit seinem Messer große Stücke abschnitt, sich nicht die Zeit gönnend, Brod oder Salz dazu zu nehmen. Er aß mit solcher gierigen Schnelligkeit, daß er in sehr kurzer Zeit sein Mahl beendet hatte. Als dies geschehen war, stieß er den Teller zurück und verlangte Branntwein.

Betty schüttelte den Kopf. Sie machte ihm begreiflich, daß von Getränken keine Rede sein könne, da das Schenkzimmer geschlossen sei und der Schlüssel sich in der Verwahrung ihres Herrn befinde.

»Ihr habt hier eine saubere Art Gastfreundschaft,« sagte der Hausirer, mit der Hand über seinen fetten Mund fahrend. »Jetzt höre mich an, Mädchen: es ist ein doppeltes Geschäft, das mich durch Frost und Schnee mit leerer Tasche den weiten Weg von der Grafschaft Hampshire nach Compton machen ließ. Dieses Geschäft besteht zuerst darin, Deine Frau zu sprechen, und zweitens, einen Freund zu treffen, von dem ich mich vor vierzehn Tagen getrennt habe und der mir versprochen hat, im Schwarzen Bären mit mir zusammenzukommen. Dieser Freund ist von Geburt und Erziehung ein Gentleman und sein Name George Duke, Capitän des Vultur.«

Betty hob flehend die Hände empor.

»O, sagt das nicht,« rief sie, »sagt das nicht! Ihr seid schon der Zweite an diesem Abend, denn der, der oben ist, wollte ebenfalls eine Zusammenkunft mit dem ermordeten Gentleman haben.«

»Mit welchem ermordeten Gentleman?«

Betty erzählte die Geschichte, die seit fünf Tagen so oft schon erzählt worden war. Sie erzählte sie in ziemlich verworrener Weise, aber doch deutlich genug, daß der Hausirer mit der Hauptsache, der Ermordung des Capitäns bekannt wurde.

»Seinen Hals abgeschnitten in derselben Nacht, wo er zurückgekehrt ist,« sagte der Mann, »das nenne ich eine unglückliche Geschichte. Ich denke, er würde besser da geblieben sein, wo er war. So ist also kein Geld oder Silberzeug gestohlen worden und seine Frau befindet sich wegen Mordes im Gefängniß? Eine seltsame Geschichte. Ich hatte stets geglaubt, daß George Duke des Teufels Glück und sein eigenes dazu habe, aber es scheint, daß ihn beide zuletzt doch verlassen haben.«

Der Leser wird sich erinnern, daß Capitän Fanny, als er von dem Morde hörte, die Bemerkung machte, daß der Ermordete von Anfang bis zum Ende unglücklich gewesen sei, woraus nur hervorgeht, wie sehr die Meinungen von zwei Menschen über denselben Gegenstand verschieden sein können.

»Der Capitän ist also ermordet — eine schlechte Aussicht für mich!« murmelte der Hausirer; »denn ich hatte einen Halt an meinem Gentleman, wodurch mir sein Hans und seine Börse bis zum Ende meiner Tage zur Verfügung gestanden hätten. Jetzt, Mädchen, wünsche ich ohne weiteren Zeitverlust Deine Frau zu sehen. Ist ihr Gemach in der Nähe des Zimmers, wo Dein Herr und das Barönchen sitzen?«

»Nein, das Zimmer der Frau befindet sich am andern Ende des Ganges.«

»So gehe zu ihr und sage ihr, daß Derjenige, der vor sechs Wintern hierher kam und die kleinen Geschenke nahm, die sie so gütig war, ihm zu geben, zurückgekehrt ist und sie ohne Aufschub zu sehen wünscht.«

Sarah Pecker lag machend in ihrem Bette, eine große offene Familienbibel neben sich aus dem Tische. Sie erhob den Kopf vom Kissen, als Betty fast athemlos in's Zimmer trat, denn sie sah an dem Gesichte des Mädchens, daß sich etwas zugetragen hatte.

»Wieder!« rief sie, als die Köchin den Auftrag des Mannes ausgerichtet hatte, der unten wartete, »wieder! Wie grausam, daß er zu einer solchen Zeit wie diese kommen muß, wenn meine Seele voll von Gedanken an die arme Miß Millicent ist und wenn ich Tag und Nacht bete, daß sich etwas ereignen möge, um ihren theuren Namen zu klären. Es ist sehr hart.«

»Es giebt viele Dinge im Leben, die hart sind,« sagte eine Stimme an der Thüre, während der hagere Hausirer ohne Umstände in das Zimmer trat. »Hunger ist hart, und ein langer Gang durch den Schnee mit zerrissenen Schuhen an den Füßen ist ebenfalls hart, und so könnte ich noch viele Dinge namhaft machen. Du kannst gehen, Mädchen,« setzte er hinzu, sich an Betty wendend und auf die Thüre deutend, »und vergiß nicht, daß das, was ich zu sagen habe, mehr Deine Frau als Dich interessirt. Du brauchst deshalb draußen nicht zu horchen; aber halte Wache und melde es uns, wenn entweder Dein Herr oder sein Gast das weiße Zimmer verläßt. Du wirst mich verstehen, nun gehe.«

Für den Fall aber, daß sie ihn doch nicht verstehen sollte, legte der Hausirer seine raue Hand aus Miß Bettys Nacken und schob sie zur Thüre hinaus. Dann verriegelte er dieselbe, und setzte

sich in einen Armstuhl neben dem Bette der kranken Frau.

»Nun, Mistreß Sally,« sagte er, indem er sich im Zimmer umsah, als ob er sich überzeugen wollte, ob in dem schattenhaften Licht nicht da und dort Gegenstände von Werth verborgen seien, »Du hast mich wahrscheinlich nicht in einem solchen Auszug zu sehen erwartet.«

Dabei hob er seinen abgemagerten Arm aus und schüttelte seinen zerlumpten Aermel, um ihre Aufmerksamkeit auf diesen Zustand seines Anzuges zu lenken.

»Ich habe Dich nach diesen sechs Jahren gar nicht erwartet,« sagte Sarah ruhig.

»So, Du erwartest mich nicht, Mistreß — Mistreß Perlen wie sie Dich hier nennen? Nein, ich danke Dir für das Compliment, das Du meinem Verstande machst. Du dachtest, daß ich, nachdem ich durch Zufall in diesen Theil des Landes gekommen war und Dich im Wohlstand gefunden hatte, ein solcher Dummkopf sein würde, mich mit fünfzehn Pfund zu begnügen und für immer zu entfernen. So dachtet Ihr! Mistreß Pecker?«

Die Leute nannten Mrs. Pecker ein böses Weib. Aber wenn sie das blasse flehende Gesicht, das sie dem Fremden zuwendete, gesehen hätten, so würden sie vielleicht ihre Ansicht geändert haben.

»Ich dachte,« sagte sie mit zitternder Stimme, »Du würdest, da Du weißt, was ich in früheren Jahren von Dir erduldet habe, endlich Mitleid mit mir fühlen — ich dachte, selbst Dein hartes Herz würde sich erweichen und, nachdem Du Alles genommen, was ich zu geben hatte, würdest Du Dich für immer ruhig entfernen.«

Der Hausirer sah sie mit verächtlichem Lächeln an. Er hob seinen Arm zum zweiten Mal aus und diesmal streifte er die Lumpen zurück und zeigte sein abgemagertes Fleisch.

»Sieht dies aus, als ob ich viel Mitleid mit *Dir* haben würde?« rief er wild, — »mit Dir, die sich hier in Wohlstand und Ueppigkeit wälzt, mit gutem Essen und gutem Wein und warmen Zimmern und guten Kleidern und Geld in der Tasche? Wenn ich bis morgen früh hier sitzen und erzählen wollte, so könnte ich Dir nicht Alles sagen, was ich in den letzten sechs höllischen Jahren Alles ausgestanden habe.«

»Du bist zur See gewesen?«

»Kümmere Dich nicht darum, wo ich gewesen bin. Wo ich gewesen bin, lernt man weder Mitleid noch Theilnahme, noch solche zarte Gefühle, von denen Du so eben gesprochen hast. Ich war dort, wo die Menschen schlimmer als Hunde behandelt werden und wo sie lernen, schlimmer als die wildesten Bluthunde zu werden, die sich jemals gegen ihren Herrn gewendet haben. Ich war dort, wo menschliche Wesen einander gefährlicher sind, als wilde Thiere, und wo, wenn doch ein Funken Mitleid oder Liebe im Herzen eines Unglücklichen ist, es mit der Wurzel ausgetilgt und in Haß verwandelt wird. Ein solcher Ort war es, wo ich gewesen bin.«

»Und Du bist hierher gekommen, um Geld von mir zu verlangen?« sagte Sarah, mit Schaudern auf das verzweifelnde Gesicht des Mannes blickend.

»Ja.«

»Wie viel wird Dich zufriedenstellen?«

»Hundert Pfund.«

Sie schüttelte verzweifelt den Kopf.

»Ich habe keine dreißig,« sagte sie; »jeder Pfennig, den ich besitze, befindet sich dort in dem Kästchen auf der Kommode. Ich will Dir gerne geben, was es enthält; aber ich habe nicht mehr.«

»Aber Du kannst doch mehr erhalten,« antwortete der Mann. »Du kannst Mr. Samuel Pecker darum angehen.«

»Nein, nein.«

»Du willst es nicht von ihm verlangen?«

»Keinen Pfennig.«

»Sehr gut, Mistreß-, so will ich es thun. Ich werde es schnell genug von ihm verlangen, und wenn er einigen Werth auf sein treues Weib setzt, so wird er mir geben, was ich verlange, oder ich werde ihm sagen —«

»O Thomas, Thomas!«

Sie erhob bittend ihre Hände, als ob sie ihn abhalten wollte, irgend ein gefürchtetes Wort auszusprechen; er kümmerte sich aber nicht darum.

»Ich werde ihm sagen, daß ich Dein gesetzlicher Mann, Thomas Masterson, bin und daß Du auf ein Wort von mir dieses Haus verlassen und mit mir gehen mußt, wohin es mir beliebt.«

Einen Augenblick sank die arme Sally auf ihr Kissen zurück, während ihr ganzer Körper von krampfhaftem Schluchzen erschüttert wurde. Dann sich plötzlich erhebend, sah sie dem Mann voll in's Gesicht und sagte in entschiedenem Tone:

»Sag' es ihm denn, Thomas Masterson; aber sag' ihm auch, wie Du mich belogen und betrogen hast, als ich ein armes unwissendes Mädchen war, sag' ihm, wie Du mich geschlagen hast und Hunger und Kummer leiden ließest. Sag' ihm, daß Du mein gesetzlicher Mann bist, der mir mein einziges theures Kind gestohlen, während ich schlief, der siebzehn lange Jahre wegblieb, um endlich zurückzukommen und Ansprüche zu erheben, nicht aus Liebe zu mir, sondern mit der Hoffnung, meinen braven und treuen Mann seines Geldes zu berauben. Sagt ihm, daß Du Thomas Masterson, der Schmuggler und Dieb bist! Aber laß Dir zuerst sagen, daß ich, wenn Du es wagst, zwischen mich und ihn zu treten, Dir Diejenigen aus den Hals schicken will, die Dich für Deine Grausamkeit theuer bezahlen lassen werden.«

Der Hausirer versuchte über diese Rede zu lachen; aber es wollte ihm nicht recht gelingen.

»Du hast wieder Deinen alten Trotz, Mrs. Sarah,« sagte er, »und selbst Deine Krankheit kann

ihn Dir nicht austreiben. Du willst also das Geld nicht von Samuel Pecker verlangen?«

»Keinen Pfennig.«

«Gesetzt, ich hätte Dir ein Geheimniß zu verkaufen und verlangte hundert Pfund als Preis desselben, würdest Du das, Geld herbeischaffen?«

»Ein Geheimniß?«

»Ja. Du hast gerade von Deinem Sohn gesprochen, als hegst Du eine ungewöhnliche Zärtlichkeit für ihn. Angenommen, ich könnte Dir sagen, wo er sich befindet — in leichtem Bereich für Dich — würdest Du mir hundert Pfund für die Entdeckung geben?«

Sie schüttelte traurig das Haupt.

»Ich kenne Dich, Thomas Masterson,« sagte sie, »Du kannst mich betrügen.«

»Du bist diesen Abend sehr mißtrauisch,« antwortete der Hausirer, »aber ich weiß, daß Du einen Eid auf die Bibel nicht brechen wirst, Schwöre mir auf dieses Buch, daß Du mir innerhalb einer Woche hundert Pfund geben wirst, wenn ich Dir sage, wo Dein Sohn ist, und Euch Beide zusammenbringe.«

Er schloß die Bibel und gab sie ihr in die Hand. Sie preßte ihre Lippen auf den Einband des Buches.

»Ich schwöre,« sagte sie.

»Gut. Dein Sohn sitzt setzt bei Samuel Pecker in dem weißen Zimmer am andern Ende des Ganges. Er nennt sich Sir Lovel Mortimer und ein sehr feiner artiger Gentleman ist er; aber die Leute nennen ihn Capitän Fanny und er ist einer der berühmtesten Straßenräuber, die jemals mit Jack Ketch (Name des Henkers) gespielt haben.«

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Mutter und Sohn.

Während Samuel Pecker und sein Gast im weißen Zimmer zwischen Elf und Zwölf bei ihrem Wein saßen, wurden sie durch das heftige Läuten der mit Sarahs Schlafzimmer in Verbindung stehenden Glocke aufgeschreckt. Samuel war ein zu guter Gatte, als daß er den Ton dieser Glocke nicht gekannt hätte, und Samuel hatte seine frühere Unterthänigkeit nicht so weit verlernt, um beim Hören desselben nicht ein wenig erregt zu werden. Ohne sich bei seinem ausgezeichneten Gaste zu entschuldigen, eilte er aus dem Zimmer und durch den Gang nach Sarahs Gemach. Der Hausirer hatte unter der Führung von Betty, welche den Befehl erhalten, für den Fremden in einem der Nebengebäude eine Schlafstelle zu finden, das Zimmer verlassen.

Sarah befand sich deshalb allein, als ihr Mann eintrat.

»Samuel,« sagte sie, ihre Hände auf ihre Stirne pressend, als ob sie die Unruhe ihres Gehirns zurückdrängen wollte, »war ich wahnsinnig oder habe ich geträumt? Wen hast Du drüben im weißen Zimmer?«

»Den Gentleman, der zu Weihnachten hier war, den Gentleman —«

»Die Augen, die ruhelosen schwarzen Augen, wie die meines Kindes,« rief Sarah, ihn unterbrechend. »Ich hätte ihn an seinen Augen erkennen sollen. Ich hätte wissen sollen —«

Ihr erschrockener Gatte glaubte, daß sie in einem Fieberparoxysmus irre rede.

»Sarah,« sagte er, »Sarah, was ist es ?«

»Die Augen,« wiederholte sie, »die Augen des Kindes, von dem ich Dir gesagt habe, des Kindes, das lange zuvor, ehe ich Dich gekannt habe, verloren war, Samuel, des Kindes, dessen grausamer Vater mein erster Mann, Thomas Masterson, gewesen ist.«

»Aber was ist's mit ihm an diesem Abend?«

»Ja, was ist's mit ihm an diesem Abend ?« wiederholte sie heftig, ihr Haar mit ihren beiden fieberhaften Händen von der Stirne zurückschiebend, »was ist's mit ihm an diesem Abend? Wer ist drüben im weißen Zimmer?«

»Sir Lovel Mortimer,« antwortete Samuel, mehr und mehr überzeugt, daß seine Frau nicht recht bei Sinnen sei.

»Sir Lovel Mortimer, bekannt unter dem Namen Capitän Fanny,« sagte Sarah, »laß mich ihn sehen.«

Samuel war verduzt.

»Laß mich ihn sehen,« wiederholte sie.

»Ihn sehen — Sir Lovel Mortimer, den Baronet —«

»Den Jungen mit den schwarzen Augen, den armen unglücklichen Knaben, den — Laß mich ihn sehen, laß mich ihn sehen.«

Samuel zuckte hoffnungslos die Achsel. Wir wissen, daß er ein einfaches und treues Geschöpf war. Wenn seine kranke Frau ihn gebeten hätte, ihr den Mond an's Bett zu bringen, so würde er gewiß einen schwachen Versuch gemacht haben, ihren Wunsch zu erfüllen. So war es für ihn eine verhältnißmäßige Kleinigkeit, durch den Gang zu gehen und Sir Lovel Mortimer zu bitten, das Zimmer der Kranken zu besuchen. Er dachte, der Baronet möchte vielleicht Kenntnisse im Aderlassen und in der Arzneikunde besitzen, wie es in jenen Tagen unter den Landedelleuten nicht ganz ungewöhnlich war, und so dieses schreckliche Fieber und Delirium zu vertreiben im Stande sein. Samuel that demnach, wie seine Frau ihm geheißsen hatte, und brachte den Baronet in ihr , Zimmer.

Es schien wirklich, als ob seine Anwesenheit einen besänftigenden Einfluß auf die kranke Frau ausübe, denn Sarah bat ihn in ruhigem Tone, sich an ihr Bett zu setzen, und dann wandte sie sich an Samuel und ersuchte ihn, das Zimmer zu verlassen.

Als sie sich mit dem jungen Manne allein befand, lag sie einige Augenblicke vollkommen ruhig da und blickte — der Himmel allein weiß, mit welcher mütterlichen Liebe und Sehnsucht — auf das scharfe Profil dieses jungen Gesichts, das durch so manche mitternächtliche Excesse mager und dünn geworden war, bis endlich der ruhelose Gentleman die Geduld verlor.

»Ich kann nicht annehmen,« sagte er, »daß Ihr blos deshalb nach mir gesendet habt, um das Vergnügen zu haben, mich anzusehen, Madam. Ich bin vielleicht nicht häßlich von Gesicht, »aber ich bin darum noch nicht wie die Wachsfiguren in der Westminster-Abtei, blos gut genug, um angesehen zu werden. Es — wird spät und ich bin von einer weiten Reise ermüdet,« setzte er gähnend hinzu. »Habt Ihr mir nichts zu sagen?«

»Ich habe an diesem Abend schlimme Nachrichten erhalten,« sagte Sarah langsam, »traurige Nachrichten von einem einzigen Kinde, das ich für todt gehalten hatte«

Capitän Fanny antwortete nichts darauf. Er glaubte, die Sinne der Sprecherin seien verwirrt, und hielt es für das Beste, sie reden zu lassen, ohne einen Versuch zu machen, sie zu unterbrechen oder zu befragen; aber die nächsten Worte, die sie sprach, brachten das Blut in sein Gesicht und ließen sein Herz (das nicht das eines Feiglings war) im Galopp schlagen.

»Es war diesen Abend Jemand hier,« fuhr sie fort, »der mir gesagt hat, wer und was Ihr seid.«

Wer und was er war! Diese kranke Frau in diesem einsamen Wirthshause, in einem ruhigen cumbrischen Städtchen, wo er in Sicherheit den Baronet und seinen Gentleman spielen zu können wähnte — wo er sich für sicher vor Verfolgungen hielt, diese schwache Frau kannte ihn und konnte ihn anzeigen. Von seiner Kindheit an war sein Leben bald auf die eine, bald auf die andere Weise ein Spiel mit dem Galgen gewesen und nach dieser ersten Ueberraschung erholte er sich sogleich wieder und nahm die Gefahr auf der leichten Seite.

»Ihr kennt mich also ?«

»Ja; Ihr seid ein Straßenräuber und sie nennen Euch Capitän Fanny.«

Er ergriff sie mit seiner magern, aber kräftigen Hand beim Arm.

»Ihr wollt mich doch nicht verrathen?«

Sie schüttelte den Kopf, ihn mit einem traurigen Lächeln anblickend.

»Von allen Wesen aus dieser weiten Erde würde ich das letzte sein, dies zu thun,« sagte sie.

»Nicht daß so viel daran gelegen wäre,« murmelte er, nicht zu Sarah, sondern zu sich selbst sprechend. »Einige Monate, vielleicht nur einige Wochen mehr oder weniger. Es würde wenig daran liegen, wenn es nicht um Jack Ketch willen wäre. Es würde mir nur lieber sein, wenn es ruhig, ohne die Hilfe des Henkers zu Ende ginge.«

»Henry Masterson,« sagt mir, wo und wie Ihr Euer Leben zugebracht habt,« sagte die kranke Frau.

Sie nannte den jungen Mann bei einem Namen, den er seit siebzehn Jahren nicht gehört hatte.

Und die schwache hektische Röthe verschwand von seinen hohlen Wangen, sie so weiß wie die Decke auf Sarahs Bett zurücklassend.

»Ihr wundert Euch, daß ich Euren Namen kenne,« sagte Mrs. Pecker, »aber das Wunder war, daß ich, als ich Euch während der letzten Weihnachten sah, die Ursache meiner Verwirrung nicht ahnen konnte. Als ob es mehr als ein Gesicht in der ganzen Welt geben könnte, das mein Herz so schlagen zu machen vermocht hätte, wie es an jenem Abend schlug. Als ob ich sonst gefühlt hätte, was ich beim Anblick dieses einen Gesichts fühlte, und dieses eine Gesicht war das eines Kindes, das mich vor vierundzwanzig Jahren aus seiner Wiege angeblickt hatte.«

»Was meint Ihr damit?« fragte der junge Mann, schwer aufathmend, »was meint Ihr damit? Ich habe meinen Vater sagen hören, daß ich in Cumberland geboren sei, daß er meine Mutter verlassen und mich mit sich genommen habe, als ich noch ein kleines Kind war. Was wollt Ihr mit diesen wilden Reden sagen?«

Die Bibel, welche Sarah kurze Zeit zuvor geküßt hatte, lag offen aus dem Tische neben dem Bette. Sie streckte ihre Hand aus und legte sie auf das Buch, während sie in feierlichem Tone sagte:

»Ich will damit sagen, Henry Masterson,« daß ich die unglückliche Frau und Mutter war, die der schlechte Mann verlassen hat und daß Du mein einziges Kind bist.«

Der junge Mann ließ seinen Kopf auf das Deckbett fallen und schluchzte laut, während seine Mutter über ihm weinte und ihn die ganze Zeit über mit unaussprechlicher Zärtlichkeit liebte.

»Mein Sohn! mein Sohn!« rief sie, »haben sie mir die Wahrheit gesagt? Ist es wahr —«

»Daß ich ein Dieb und ein Straßenräuber bin? Ja, Mutter, und wahr ist es auch, daß ich niemals seit meiner Kindheit ehrlich war oder mit ehrlichen Leuten gelebt habe. Mein Vater puffte und schlug mich und ließ mich halb verhungern und vernachlässigte mich und ließ mich Tage lang in einer elenden Höhle zurück, während er seinen eigenen Geschäften nachging. Er vergaß fast, daß ein solches Geschöpf wie sein Sohn auf der Erde lebte: aber er vergaß nicht, mich im Stehlen zu unterrichten, und ich war ein gelehriger Schüler. Als ich zehn Jahre alt war, entlief ich ihm und lebte mit Zigeunern und Vagabunden und Dieben und Bettlern, bis ich in all ihren schlechten Künsten geschickter war, als Solche, die dreimal älter waren als ich, und sie schmeichelten mir und hätschelten mich wegen meines hübschen Gesichts und meiner Gewandtheit, bis ich sie verließ, um ein Leben im höheren Styl zu beginne,« und mit einem Manne zusammentraf, der zuerst mein Gebieter und später mein Diener war, der aber vom Anfang bis zum Ende jede Gewissensregung in mir zu ersticken suchte und über jede Hoffnung, die ich hegte, ein besserer Mensch zu werden, lachte und spottete. Die Geschichte meines Lebens würde zwanzig Bände füllen, Mutter; aber man könnte die Moral derselben in drei Zeilen ausdrücken. Es war vom Anfang bis zum Ende ein Wettrennen zum Galgen.«

Er hatte seinen Kopf erhoben, um alles Dies zu sagen. Die Thränen, die er vergossen, hatte, waren von dem Fieber seiner gerötheten Wangen bereits halb getrocknet und in seinen Augen brannte ein lebhaftes Feuer.

»Sage mir, mein Junge,« sagte Sarah, diesen neugefundenen Sohn zärtlich umarmend, »sage mir, ist eine Gefahr — eine Gefahr *für Dein Leben* vorhanden?«

Er schüttelte traurig den Kopf.

»Ich habe mir nie viel Sorge darüber gemacht, ob und wann ich es auf's Spiel setze,« antwortete er, »und ich habe es mehr als einmal einer bloßen Wette wegen in Gefahr gebracht; aber diesen Abend fühle ich, daß ich Euretwegen, Mutter, mehr darauf halten sollte.«

»Und ist eine Gefahr vorhanden ?«

»Jegliche Gefahr, sobald sie auswittern, wo ich mich befinde. Aber wenn ich sie nur noch zwei Monate um den Galgen betrügen kann, so wird Muster Jack Ketch seine Gebühren verlieren.«

»Wie so, mein Sohn?«

»Weil mir ein gelehrter Arzt in London, nachdem er meine Brust untersucht, gesagt hat, daß ich bei dem Zustande meiner Lungen keine drei Monate mehr zu leben habe.«

Sarah blickte ihm in's Gesicht und an den hohlen, abgemagerten Wangen, an den scharfen, spitzigen Zügen, an dem gläsernen Glanz der großen schwarzen Augen sah sie die deutlichsten Zeichen und Beweise, daß der Londoner Arzt nur zu richtig geurtheilt hatte.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Auffindung der Leiche.

Die Leiche von George Duke wurde endlich gefunden.

Es waren fast zwei Monate vergangen seit jener Januarnacht, wo Millicent Duke halb wahnsinnig in den Schwarzen Bären gekommen war, um ihre schreckliche Geschichte zu erzählen; fast zwei Monate hatte die unglückliche Frau im Gefängnisse von Carlisle zugebracht, um dort ihre Aburtheilung bei den Frühjahrsassisen zu erwarten.

Die Leiche des Capitäns wurde in einem kleinen Teiche hinter den Ställen von Compton Halt aufgefunden. Wie dieser Platz bei der allgemeinen Nachforschung, welche unmittelbar nach dem Mord stattfand, unbeachtet geblieben war, vermochte Niemand zu sagen. Jeder von den Männern, die mit dem Suchen beauftragt waren, erklärte mit Bestimmtheit, daß er Alles durchforscht habe, und doch war es klar genug, daß Jeder von ihnen diesen Ort übersehen hatte, denn als das Ende des Monats März herannahte und die Bewohner von Compton von der bevorstehenden Aburtheilung der Mrs. Duke sprachen, weigerten sich die zur Oekonomie von Compton Hall gehörigen Zuggferde, das Wasser von diesem stehenden Teiche zu trinken, und ein pestartiger Gestank, der sich aus demselben erhob, veranlaßte die Farmarbeiter, der Ursache des Uebels nachzuforschen. Ein gräßlicher Fund ward dadurch an's Tageslicht gebracht. Die Leiche eines Mannes, bis zur Unkenntlichkeit verwest, wurde ans dem Grunde des Teiches gefunden, wo sie ohne Zweifel seit jener Januarnacht gelegen, in welcher der fallende Schnee alle Fußstapfen des Mörders vermischt und sich wie ein schützender Vorhang auf die Spur des Verbrechens gelegt hatte.

Der Stallhof lag hinter dem kleinen Ziergarten, unter dem Zimmer, in welchem George Duke ermordet worden war. Zwischen dem Stallhof und diesem vernachlässigten Blumengarten befand sich keine andere Scheidewand, als eine grüne Hecke mit einer kleinen Lattenthüre, und von diesem Pfortchen bis zum Teich hinter den Ställen betrug die Entfernung etwa dreißig Schritte.

Es lag deshalb nichts Auffallendes darin, daß der Mörder diesen Platz zur Verbergung seines Opfers gewählt hatte; aber wer auch die Leiche von George Duke von dem Gartenzimmer hierher geschleppt hatte, mußte noch eine andere Arbeit gethan haben, ehe sein schreckliches Werk vollbracht war. Alles stehende Wasser in Compton war in jener Nacht eingefroren und der Mörder hatte so nach erst ein Loch in's Eis brechen müssen, ehe er die Leiche in den Teich werfen konnte; da aber dieses Loch nächsten Morgen bei Tagesanbruch wieder zufror und da der Teich mit einer dicken Lage Schnee bedeckt war, so ließ es sich leicht erklären, warum Diejenigen, die nach der Leiche suchten, diesen Versteckplatz übersahen.

Die Ueberreste wurden in eines der leeren Zimmer in Compton Hall gebracht, wo der Coroner eine Untersuchung über dieselben anstellte.

Die Einzelheiten über den Mord waren allen Anwesenden so wohl bekannt, daß eine

Wiederholung derselben sich als überflüssig erwies. So wurde mit Ausnahme der kurzen Aussagen der Farmarbeiter über die Auffindung der Leiche nichts wesentlich Neues bei dieser Gelegenheit hervorgebracht.

Niemand schien einen Augenblick einen Zweifel darüber zu hegen, daß dies die Leiche von George Duke sei, obschon sich aus den verwesenen Ueberresten die Identität derselben weder erkennen noch beweisen ließ. Die wenigen Fetzen von Kleidern, die noch an dem Körper hingen, bestanden aus Stücken von dem Hemd, von den Unterbeinkleidern und Socken. Von dem abgeschabten Rock mit den Seemannsknöpfen, von dem dreieckigen Hut, der Weste und den Stiefeln, die der Capitän am Abend seiner Rückkehr nach Compton getragen hatte, war keine Spur aufzufinden. Indeß waren diese Dinge bereits zur Zeit des Mordes verschwunden.

Die Geschworenen bei der Untersuchung des Coroners gaben sich nicht die Mühe, dieses Geheimniß aufzuklären.

Auch fiel es ihnen nicht auf, daß eine so schwache Frau, wie Millicent Duke, die Leiche eines starken Mannes von dem Gartenzimmer nach dem Teich geschleppt haben sollte. Die Gerechtigkeit that in jenen Tagen ihre Arbeit oberflächlich genug. Der Ausspruch der Coronersjury ging dahin, daß eine Leiche — der Vermuthung nach die Leiche von George Duke — in einem zum Gehöfte von Compton Hall gehörigen Teiche gefunden worden sei.

Zwei Monate waren seit Millicents Verhör vor dem Friedensrichter Bowers verflossen und noch hatte Darrell Markham nichts von sich sehen lassen. Kurze Briefe waren von Zeit zu Zeit an Sarah Pecker gelangt, worin ihr der junge Mann meldete, daß seine ganze Thätigkeit der Sache seiner Cousine gewidmet sei; aber jeder dieser Briefe war weniger hoffnungsvoll, als der letzte, und Sarah begann an jeglicher Hilfe zu Gunsten der unglücklichen Gefangenen von dieser Seite zu verzweifeln.

Sarah war mehrmals nach Carlisle gereist, um die Tochter ihres früheren Herrn zu besuchen, und bei jeder Gelegenheit hatte sie Mrs. Duke gleich ruhig und resignirt gefunden. Sie war allerdings blaß und magerer geworden, aber doch nicht so verändert, wie sie Sally nach dieser langen Einkerkerung zu finden erwartet hatte.

Einmal und nur einmal äußerte Millicent einige Worte, die kaltes Entsetzen in dem Herzen der Hörerin erregten.

Es war gegen das Ende ihrer traurigen Gefangenschaft, wo Mrs. Duke ihre biedere Freundin so erschreckte. Sarah hatte von Darrells letztem Brief gesprochen, in welchem der junge Mann, obschon offenbar mit Verzweiflung kämpfend, das Versprechen gegeben hatte, daß er bis zum Tode arbeiten wolle, um den Namen seiner Cousine zu klären, als Millicent, ihre Hände ringend, traurig ausrief:

»Warum giebt sich Darrell alle diese Mühe für mich? Laß das Schlimmste über mich kommen. Ich bin bereit, mein Schicksal mit Geduld zu tragen. Und nach Allem — nach Allem, wer vermag zu sagen, Sarah, daß ich wirklich schuldlos an George Duke's Blut bin?«

»Miß Millicent! Miß Millicent!«

»Wer kann es sagen! Ich weiß nur, daß ich in jener grausamen Nacht, wo mein Mann nach Hause zurückkam, fast wahnsinnig war. Der Richter fragte mich, was ich in all' diesen Stunden, wo ich allein in meinem Zimmer war, gethan habe, und ich konnte es ihm nicht sagen. Mein Verstand war verwirrt und ich hatte keine Erinnerung an diese Zeit. Wer weiß, ob es nicht möglich ist, daß ich, wie Mr. Bowers glaubt, George Duke in einem Anfall von Wahnsinn getödtet habe? Der Himmel weiß, daß ich in jener Nacht dem Wahnsinn nahe genug war.«

Sarah Pecker fiel der Gefangenen zu Füßen.

»O Miß Milly!« rief sie, »um's Himmels willen, um der Gnade des barmherzigen Gottes willen, der aus Euch niedersieht, und Eure Unschuld kennt, äußert nicht solche schreckliche Worte. Wißt Ihr, daß es Euer Verderben und Euer sicherer Tod sein würde, wenn Ihr in einer Woche vor dem Gerichtshofe aussprechen würdet, was Ihr heute zu mir gesagt habt? Ich weiß, Miß Millicent, daß Ihr unschuldig seid, und Ihr wißt es auch. Laßt niemals, niemals einen solchen Gedanken über Eure Lippen kommen, denn, wenn Ihr es thut, so seid Ihr wahnsinnig. Vergeßt niemals — was auch Andere von Euch denken mögen, — wie Euch auch die Klügsten im Lande beurtheilen mögen, vergeßt es unter allen Umständen und bis zum Tode — wenn der Tod kommen muß — vergeßt es niemals, daß Ihr unschuldig seid.«

Sarah Pecker begnügte sich aber nicht mit dieser Beschwörung, sie wendete sich vielmehr an den Vorstand des Gefängnisses und bat ihn, der Mrs. Duke eine theilnahmevolle und verständige Frau als Gesellschafterin und Wärterin beizugeben, da die Dame in Folge der langen und einsamen Haft in Gefahr sei, den Verstand zu verlieren.

»Ich würde selbst um die Erlaubniß bitten, bei ihr bleiben zu dürfen,« sagte Sarah, »aber ich habe einen Kranken zu Hause, dessen Tage gezählt sind.«

Mrs. Pecker sprach mit überzeugendem Nachdruck, und obschon man in jenen Tagen nicht gewohnt war, viel Gnade und Mitleid zu üben, so willigte doch der Vorstand des Gefängnisses in Sarahs Bitte, und eine Frau, die selbst wegen eines geringen Vergehens eine Strafe abzubüßen hatte, wurde Millicent zur Gesellschafterin gegeben, um die Schrecken der einsamen Zelle zu mildern.

Sarah hatte in diesem traurigen Frühjahr den Kopf voll Sorgen. Sie hatte ihrem Manne so viel von der Geschichte ihres Sohnes mitgetheilt, als sie ihm zu enthüllen wagen durfte. Sie hatte ihm gesagt, daß der Hausirer der Bruder ihres verstorbenen Mannes, Thomas Masterson sei, und ihm sehr wenig Aufschluß über die Vergehen ihres Sohnes gegeben, der ohnedies dem Bereiche aller irdischen Gerechtigkeit bald entrückt sein werde, eine Mittheilung, die wohl geeignet ist, auch den Strengsten unter uns nachsichtiger gegen einen Sünder zu stimmen.

So öffnete der einfache und weichherzige Samuel Pecker seine Arme dem sterbenden Sohne des Vagabunden Thomas Masterson. Der würdige Thomas selbst aber entfernte sich, nachdem er eine gute Nachtruhe genossen und einen tüchtigen Imbiß zu sich genommen, frühzeitig am Morgen nach seiner nächtlichen Unterredung mit Sarah, an die er die Botschaft zurückließ, daß er vor Ende der Woche zurückkommen werde, um die Kleinigkeit, von der sie gesprochen, abzuholen.

Betty richtete den Auftrag pünktlich aus und Mrs. Pecker verstand recht wohl, daß die

fragliche Kleinigkeit die hundert Pfund waren, die sie dem Hausirer als Preis für sein Geheimniß versprochen hatte. Sie erhielt die Summe ohne Schwierigkeit von ihrem vertrauensvollen Manne, der im Laufe der Woche eines Mittags mit der Kutsche nach der Marktstadt fuhr, um das Geld aus der Bank zu ziehen. An demselben Nachmittag aber ereignete es sich, daß Thomas Masterson, während er in einem neuen Anzuge, den er sich mit einer Handvoll des von Sarah als Abschlagszahlung erhaltenen Geldes gekauft hatte, durch die Hauptstraße derselben Marktstadt schlenderte, sich zu der Schwachheit verleiten ließ, seine große Hand in, eine fremde Tasche zu stecken. Wahrscheinlich war der würdige Mann während seines langen Aufenthalts in einem fremden Lande außer Uebung gekommen, denn er machte seine Sache so ungeschickt, daß er von dem beabsichtigten Opfer aus der That ertappt und einem Constabler übergeben wurde, der ihn in's Gefängniß führte, um dort mit anderen Missethättern ähnlicher Art seine Aburtheilung zu erwarten.

Dieser unglückliche Umstand verhinderte natürlich Mr. Masterson, im Schwarzen Bären zu erscheinen und den von Sarah versprochenen Lohn in Empfang zu nehmen. Nachdem deshalb die gute Frau mehrere Tage und Nächte wegen seiner Rückkehr in beständiger Angst geschwebt, begann sie zu hoffen, daß ihn ein glücklicher Zufall aus ihrem Wege entfernt habe.

Sie hatte genug zu thun, um am Krankenbette ihres Sohnes zu wachen, der in einer bequem eingerichteten Kammer unter dem Giebeldache des Schwarzen Bären lag, und dessen Anwesenheit Niemanden als seiner Mutter, Samuel Pecker und dem Arzt, der ihn behandelte, bekannt war.

Der glänzende Sir Lovel Mortimer, der berühmte Capitän Fanny, hätte kaum einen bessern Versteck finden können, als die Dachkammer des alten Wirthshauses. Die Londoner Polizeileute hatten es bereits aufgegeben, sich auf die für seine Habhaftwerdung ausgesetzte Belohnung Rechnung zu machen, und seine alten Kameraden hatten ihn ganz aus dem Gesicht verloren, und es schien fast, als ob der Straßenräuber von der stürmischen See des menschlichen Lebens und Verbrechens so spurlos verschwunden sei, daß er an dem Orte, wo er untergegangen, nicht einmal eine Blase zurückgelassen habe.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Millicent Duke vor Gericht.

Darrell Markham war nicht müßig gewesen. Der vornehme schottische Gentleman, in dessen Dienst er stand, war bereit, ihm in seiner Stunde der Noth jegliche Hilfe zu gewähren, und drei Tage nach dem Verhör vor dem Friedensrichter, Mr. Montagne Bowers, befand sich der Fall von Millicent Duke in der Hand der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten jener Zeit. Die geschicktesten Polizeispione wurden in Thätigkeit gesetzt, um dem wirklichen Verbrecher auf die Spur zu kommen; man mochte aber die Sache ansehen von welcher Seite man wollte, so zeigte sie eine gleich unglückliche Aussicht.

Die Bemühungen, über das Vorleben von George Duke Aufschlüsse zu erlangen, hatten zu der Entdeckung geführt, daß der Capitän auch das schlimmste Geschick, das ihn treffen konnte, wohl verdient hatte. Die angestellten Nachforschungen, welche viel Zeit und Mühe in Anspruch nahmen, enthüllten die Thatsache, daß das gute Schiff Vultur an der afrikanischen Küste von einem französischen Kriegsschiffe genommen und verbrannt, und daß sein Capitän George Duke, in Gemeinschaft mit seinem ersten Steuermann, einem gewissen Thomas Masterson von der französischen Regierung als Sklavenhändler, Piraten und Mörder auf die Galeere gesandt worden war. Dieser schmachvollen Gefangenschaft hatten sie sich Anfangs Januar mit einander durch die Flucht entzogen.

Der Rechtsgelehrte, den Darrell Markham für die Vertheidigung seiner Cousine gewonnen hatte, hielt es für nothwendig, den Aufenthalt von Thomas Masterson zu entdecken, in der Hoffnung, daß von diesem vertrauten Gefährten des Ermordeten irgend ein Ausschluß über das Geheimniß zu erlangen sei.

Eine Anzeige, welche mehrmals in die »London Gazetten eingerückt wurde, hatte einen Brief von Seiten des Carlisle Gefängnißvorstandes des Inhalts zur Folge, daß der genannte Thomas Masterson wegen eines geringen Diebstahls in diesem Gefängniß verwahrt sei, um dort für dieselben Assisen, welche das Schicksal der Mrs. Duke entscheiden sollten, seine Aburtheilung zu erwarten.

Darrell Markham beschwor Millicents Vertheidiger, weder Mühe noch Geld zu sparen, um die Freisprechung seiner unglücklichen Cousine zu bewirken; aber der Advokat schüttelte bedenklich den Kopf und bekannte seinem Clienten aufrichtig, daß er in dieser traurigen Sache nur geringe Hoffnung hege.

So standen die Dinge, als am Vorabend von Millicents Fall die nördliche Postkutsche Darrell Markham nach Carlisle brachte. Der junge Mann betrachtete traurig das große düstere Gerichtsgebäude, an dem ihn die Kutsche vorüberführte, indem er daran dachte, daß am folgenden Tage in seinen Mauern ein zartes weibliches Wesen von siebenundzwanzig Jahren des Verbrechens des vorsätzlichen Mordes angeklagt werden sollte.

Der Vorabend der Gerichtssitzung führte auch Sarah Pecker von dem Bette ihres sterbenden

Sohnes nach Carlisle Die arme Frau kam in Begleitung von Samuel, der zu den Kronzeugen gehörte und dessen Kopf von der Verantwortlichkeit seiner Stellung ganz verwirrt war.

*

*

*

Die kalte Märzsonne erhellte jeden Winkel des überfüllten Gerichtssaals, als Millicent Duke an ihren Platz auf der Anklagebank geführt wurde. Ihre Gesundheit war durch die lange Haft so angegriffen, daß man ihr gegen die Gewohnheit erlaubte, während der Verhandlungen zu sitzen.

Fünfzig Jahre nach diesem Tage lebten noch Leute in Carlisle, welche von den goldenen Locken und dem zarten Gesicht zu erzählen wußten, das zwar durch Kummer und Leiden abgemagert, aber in seiner bleichen Ruhe noch immer schön und reizend war.

»Nicht schuldig!« lautete ihre Antwort auf die Frage des Richters.

Der klare und silberne Ton, in welchem diese beiden Worte, gesprochen wurden, drang bis zum äußersten Ende des Saales. Es war die allgemeine Ueberzeugung der Anwesenden, daß diese schwache Frau wirklich den Mord begangen habe, dessen sie angeklagt war. Der Glaube an Zauberei war in dieser nördlichen Gegend noch nicht ausgestorben. Wer vermochte zu sagen, ob diese blonde Frau, die in fast übermenschlicher Ruhe dasaß, in ihrer Prüfung nicht von dem bösen Feinde unterstützt wurde? Selbst ihre Jugend und Schönheit wurden von dem einfachen Landvolk zu ihrem Nachtheil ausgebeutet. Waren nicht Solche wie sie für ähnliche Verbrechen früher am Pfahl verbrannt worden? Und wer sonst als der Teufel hatte ihr die Kraft zur Ausführung der That gegeben — die Kraft, die Leiche ihres Mannes eine Treppe hinunter und mehr als vierzig Schritte weit zu tragen? Denn es war ein charakteristischer Zug dieses Volksglaubens, daß, je unmöglicher das Verbrechen erschien, desto entschiedener die Leute an ihrer Ueberzeugung von der Schuld der Angeklagten festhielten.

Die Aussagen der Belastungszeugen waren so ziemlich dieselben, wie sie vor dem Friedensrichter Mr. Montagne Bowers vorgebracht worden waren. Wieder wurde Samuel Pecker unbestimmt und dunkel in Bezug auf die Identität von Capitän George Duke mit dem Gespenst oder Schatten, welcher im Laufe von sieben Jahren zu drei verschiedenen Zeiten drei verschiedenen Individuen erschienen war.

Die Geschichte des Gespenstes wurde von dem Landvolk mit atemlosem Interesse angehört; aber es ließ sich nichts daraus entnehmen, was ein Licht auf den schrecklichen Mord werfen konnte, welcher in Compton Hall stattgefunden hatte.

Samuel Pecker erzählte in scharfem Kreuzverhör getreu die erste Erscheinung des Schattens in der Dämmerung des Octoberabends und bemerkte darauf, wie dieser gespenstische Schatten drei Monate danach der Angeklagten auf dem Steindamm von Marley Water erschienen sei und wie derselbe Schatten endlich zum dritten Male an dem Abend des Mordes sich im Schwarzen Bären gezeigt habe, ein Pferd von Fleisch und Blut mit sich dringend, welches Pferd später von einem mürrischen Burschen, welcher sich weigerte, zu sagen, woher er kam, abgeholt wurde.

Alles dies war nur zu sehr geeignet, dem Volksglauben, daß Hexerei im Spiele sei, neue Nahrung zu geben und die Zuhörer noch mehr gegen Millicent einzunehmen.

Während so die von Samuel erzählten Thatsachen diese Wirkung auf den unwissenden Theil der Versammlung hervorbrachten, waren die aufgeklärteren Zuhörer geneigt, die ganze Geschichte für ein Erzeugniß des verworrenen und umnebelten Gehirns von Samuel Pecker zu halten, gerade so, wie dunstige Schatten und Irrlichter dem tiefen sumpfigen Boden entsteigen. Mr. Weldon, Millicents Vertheidiger, war ganz dieser Ansicht und er setzte wenig Hoffnung darauf, einem Faden zu folgen, der mit der Hauptsache in keiner Verbindung zu stehen schien. Wäre ein Dutzend Gespenster von Capitän Duke zu gleicher Zeit an einem Dutzend verschiedener Plätze erschienen, so hätte die Thatsache ihrer Erscheinung nicht die andere Thatsache des Verschwindens des Seemanns, der Lache Blut auf dem Fußboden des Gartenzimmers und die schreckliche Beweiskette, welche Millicent Duke mit der schauerhaften That in nahe Beziehung brachten, nicht verringern können.

Es war hart für Darrell Markham, daß er sich genöthigt sah, seinen Platz auf der Zeugenbank einzunehmen und die von dem Staatsanwalt gestellten Fragen zu beantworten, da er wohl wußte, daß jedes Wort, das er sprach, nur zur Belastung seiner Cousine beitrug. Als er gefragt wurde, ob er jemals den Doppelgänger des Capitäns gesehen habe, erzählte er das Zusammentreffen auf dem Compton Moor, bei welchem er beraubt und verwundet worden war, und erwähnte auch der von Ringwood Markham erzählten Geschichte, wonach der junge Squire in dem Hause zu Chelsea einen Mann getroffen, den er für George Duke gehalten.

Mrs. Maggis, die taube Haushälterin, Hugh Martin, der Constabler, und Sarah Pecker wurden dann mit demselben Resultat wie vor dem Friedensrichter verhört und damit wurde von Seiten des Staatsanwalts das Hauptverhör geschlossen. Es war ein schrecklicher Fall gegen die blasse Frau auf der Anklagebank.

Die Uhr auf dem nächsten Kirchthurme schlug Drei, als der Staatsanwalt sich niedersetzte. Mehr als ein halber Tag war mit dem Verhör dieser Zeugen hingebracht worden.

Nach der Verlesung der Aussagen, welche Millicent vor dem Friedensrichter gemacht hatte, rief der Vertheidiger seinen ersten Zeugen auf.

Das Gesetz, das selbst in diesen harten Tagen — bekannt unter dem Namen der guten alten Zeiten — eine angeklagte Person, wie man annahm, so lange als unschuldig betrachtete, als ihre Schuld nicht bewiesen war, gab gleichwohl dem angeklagten Individuum wenig Gelegenheit, seine Unschuld darzuthun. Dem Rechtsbeistand des Angeschuldigten war nicht gestattet, seinen Clienten zu vertheidigen. Der Staatsanwalt durfte gegen den vermeintlichen Verbrecher nach Herzenslust losdonnern, ein hängesüchtiger Richter durfte die Jury zu einem verhängnißvollen Wahrspruche verleiten; dem Vertheidiger des Angeklagten blieb dagegen kein anderes Mittel, seinem Clienten zu dienen, als das Kreuzverhör der Zeugen.

So kam es, daß der Hauptpunkt zu Gunsten Millicents den Geschworenen, welche die schreckliche Frage ihrer Schuld oder Unschuld entscheiden sollten, nur unvollständig dargelegt wurde. Dieser eine Punkt war die physische Schwäche der Angeklagten und die Unwahrscheinlichkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, daß eine solche Frau die Leiche eines großen kräftigen Mannes eine Treppe hinunter und über einen Raum von vierzig Schritten nach einem Teiche getragen haben sollte — einem Teiche, dessen Eis sie erst hätte durchbrechen müssen, ehe sie die Leiche in das Wasser werfen konnte. Daß selbst die unnatürliche Kraft des

Wahnsinns die Angeklagte in den Stand zu setzen vermochte, dies ohne Beihilfe zu vollbringen, war ganz unmöglich; aber diese Unmöglichkeit konnte ihr Vertheidiger nur in einer indirekten Weise, durch das Kreuzverhör der Zeugen, welche die Leiche gefunden, darzuthun versuchen.

Auch durfte er keinen Zweifel erheben, welcher seine Clientin hätte retten können — keinen Zweifel darüber, ob bei der Abwesenheit jedes directen Beweises über die Identität der in dem Teiche aufgefundenen Leiche wirklich ein Mord begangen worden war. Welcher Beweis lag für diese Annahme vor? Und wenn ein Mord begangen worden, war es nicht wahrscheinlicher, daß er das Werk geübter Diebe und Mörder gewesen, welche, in der Absicht, das massive Silbergeschirr des alten Squire zu stehlen, ohne Kunde von der Anwesenheit des Capitän Duke, in das Gartenzimmer eingedrungen waren, und die, als sie ihn dort fanden, erschreckt durch Zeichen des Erwachens von seiner Seite, ihn ermordet hatten? Die Thatsache, daß kein werthvoller Gegenstand verschwunden war, lieferte allerdings einen Beweis, daß kein Raub stattgefunden hatte. War es aber nicht wahrscheinlich, daß die Diebe, durch Millicents Fußritte im Gange draußen erschreckt, durch die Gartenthüre die Flucht ergriffen hatten?

Indeß war es dem Vertheidiger nicht gestattet, alle diese Möglichkeiten vorzubringen. Die Gesetze vor hundert Jahren waren hart und bitter und wenn heutzutage die Gesellschaft geneigt ist, die Verbrecher zu hätscheln, so kann dies nur als eine Sühne für frühere Grausamkeiten gelten.

Thomas Masterson war der erste von der Vertheidigung aufgerufene Zeuge.

Es war keine leichte Sache, die Wahrheit aus diesem Zeugen herauszubringen.

Er hatte auf alle Fragen eine Ausflucht in Bereitschaft und krümmte und wandte sich wie eine Schlange; aber er hatte es mit einem alten Praktiker zu thun und er sah sich am Ende doch genöthigt, einzugestehen, auf welche Weise es ihm und George Duke gelungen, ihre Flucht von den französischen Galeeren mit einander zu bewerkstelligen.

Jedes Ohr lauschte den Worten dieses Mannes, jedes Auge war auf sein Gesicht gerichtet, als er seine Geschichte erzählte, und jedes Wesen in dem Saale überlief ein Gefühl des Schauders beim Anblick der Veränderung, welche gegen Ende seines Verhörs plötzlich auf dem Gesichte des Sprechers bemerkbar wurde.

In der Mitte des Satzes stockte plötzlich Thomas Masterson und starrte mit bleichen Wangen und weit geöffneten Augen über die Köpfe der Menge weg nach der Thüre des Saals, die sich auf einem erhöhten Standpunkte befand, da von ihr, wie dies in alten Gebäuden nicht selten der Fall ist, eine Treppe hinunter in das Sitzungszimmer führte.

Ein Mann« welcher soeben in den Saal getreten war, stand entfernt von allen andern Zuschauern oben auf der Treppe.

Er sprach flüsternd zu einem neben ihm stehenden Beamten, als ob er denselben mit einer Botschaft beauftrage, und aus der Miene des Mannes ließ sich ersehen, daß es sich um eine Sache von Wichtigkeit handeln müsse.

»Warum zögert Ihr, Thomas Masterson ?« fragte der Vertheidiger.

Der Zeuge erhob die Hand und deutete nach dem Fremden, der oben auf der Treppe stand.

»Weil Capitän George Duke so eben dort hereingetreten ist,« antwortete der Zeuge.

Aller Augen wandten sich nach der Thüre und ein Ausruf des Erstaunens brach von allen Lippen. Millicent Duke hatte während des ganzen Verlaufs der Verhandlung ruhig, mit gebeugtem Haupte und die Hände in ihrem Schooß gefaltet, auf der Anklagebank gesessen, gerade als ob sie eine unbetheiligte Zuschauerin wäre, die an dem Ausgang des Processes nur ein geringes Interesse nähme: aber als Thomas Masterson diese Worte sprach, erhob sie das Haupt und blickte nach der Richtung, nach der die Hand des Zeugen deutete. Sie sah die Gestalt, welche an der Thüre stand, aufmerksam an und stieß dann einen schwachen Schrei des Entsetzens aus.

Sie fiel nicht in Ohnmacht, aber sie saß wie versteinert da und starrte, ihre blauen Augen weit geöffnet, verdutzt den Eindringling an.

»Wieder,« murmelte sie, »wieder, wieder!«

Der Beamte, mit welchem der neue Ankömmling gesprochen hatte, bahnte sich den Weg durch die Menge und flüsterte Millicents Vertheidiger einige Worte in's Ohr.

Der Advocat wandte sich mit einer plötzlichen Bewegung des Erstaunens an den Richter.

»Mylord,« rief er, »so sehr ich von der Unschuld meiner Clientin überzeugt war, so muß ich doch bekennen, daß meine Zeitgenliste für die Vertheidigung nicht besonders stark war; aber jetzt bin ich in der Lage, einen neuen Zeugen aufzurufen, ich bin in der Lage, zu erklären, daß gar kein Mord begangen worden ist, daß George Duke sich gegenwärtig in diesem Saale befindet.«

»Nein, nein, nein!«

Dieser schwache Ausruf kam von den Lippen der Angeklagten; aber in diesem Augenblicke war Aller Aufmerksamkeit auf den braunäugigen Fremden in der abgetragenen Schiffsuniform gerichtet, der jetzt in die Zeugenbank geleitet wurde, welche Thomas Masterson soeben verlassen hatte.

»Bleibt, wo Ihr seid« Thomas Masterson,« sagte Millicents Vertheidiger, »wir werden Eurer vielleicht sogleich wieder bedürfen.«

Der Seemann trat einige Schritte von der Zeugenbank zurück, den neuen Ankömmling mit einem eigenthümlichen verlegenen Ausdruck anstarrend und nachdenklich sich den kurzgeschorenen Kopf kratzend.

Der neue Zeuge wurde gebührend beeidigt, nachdem eine kurze Verhandlung darüber stattgefunden hatte, ob seine Aussage zuzulassen sei. Der Richter vermochte kein Beispiel gegen ein solches Verfahren anzuführen, denn er wußte sich keines Falls zu erinnern, wo das angebliche Opfer eines Mordes im Gerichtshof erschien, um sein Zeugniß abzugeben. Es war ein außerordentliches Ereigniß und sowohl der Richter, als der Staatsanwalt hatten nichts gegen das

Verhör des Zeugen einzuwenden.

»Darf ich fragen, Capitän George Duke,« sagte der Vertheidiger, »weshalb es Euch beliebt hat, Euch so lange fernzuhalten, bis Eure Frau wegen Verdachts des vorsätzlichen Mordes auf die Anklagebank gekommen ist?«

Die Dämmerung war eingetreten und die Dunkelheit verbreitete sich langsam aus den Ecken des Saals über die Bänke der Zuhörer, über die Zeugen- und Anklagebank. Zwei oder drei Diener begannen die messingenen Wandleuchter anzuzünden; aber das rothe Sonnenlicht war noch nicht ganz aus dem Gebäude gewichen und die großen Fenster erglühten noch von seinen letzten Strahlen.

In diesem Halblicht sah sich der Mann auf der Zeugenbank langsam im Saale um, die gegen ihn gewendeten neugierigen Gesichter mit scharfem Blicke musternd. Aber während er diese Umschau hielt, bemerkte man, daß er es sorgfältig vermied, den Blicken der Angeklagten zu begegnen, deren weit geöffnete blaue Augen auf ihn gerichtet waren, als blickte sie auf ein Gespenst.

»Ich hielt mich fern« weil ich von meiner Frau dort keinen angenehmen Empfang erhielt,« sagte er. »Wir zankten uns, ehe ich zu Bett ging, und da ich mehr getrunken hatte, als gut für mich war, und mich durch die unhöfliche Aufnahme entmuthigt fühlte, so erschien mir das Leben so werthlos, daß ich einen Schnitt in meinen Hals machte, in der Absicht, es zu endigen. Aber obschon ich Blut genug verlor, um zwanzig Fieberkranke zu curiren, so verletzte ich mich doch nicht mehr, als genügte, um mich wieder zur Vernunft zu bringen. So verband ich die Wunde mit meinem Taschentuche und einer dicken wollenen Binde und verließ sofort das Haus, mit dem Vorsatz jene Dame dort nie wieder zu sehen. Es gelang mir, die nach York gehende Kutsche zu treffen, und von York ging ich nach London, wo ich seitdem geblieben bin. Erst vor drei Tagen ersah ich zufällig aus einer Zeitungsnachricht das durch meine Abwesenheit angerichtete Unheil. Ich verlor deshalb keine Zeit, einen Platz auf der nördlichen Postkutsche zu nehmen, und hier bin ich, um meine Frau von der gegen sie gerichteten Anklage zu reinigen,«

Als der Mann seine Aussage beendet hatte, blickte er trotzig um sich. Unter den unbetheiligten Zuhörern herrschte ein allgemeines Gefühl der Enttäuschung. Die Geschichte nahm, wie die Leute dachten, einen sehr armseligen und trivialen Ausgang und Capitän Duke sollte sich schämen, daß er einem britischen Publikum einen solchen Streich spielte.

Hier legte sich der Staatsanwalt in's Mittel.

»Mein gelehrter Freund (den Vertheidiger meinend) vergißt,« sagte er, »daß die Person, die sich für Capitän Duke ausgiebt, nur von einem Manne erkannt worden ist, und dieser Mann ist ein Zeuge für die Vertheidigung. Die Herren Geschworenen werden stärkere Beweise für die Identität dieser Person verlangen, ehe sie zugeben, daß kein Mord begangen worden ist.«

»Die Herren Geschworenen sollen zufriedengestellt werden,« erwiderte Millicents Vertheidiger. »Ruft Samuel und Sarah Pecker, Darrell Markham, Martha Maggis und Hugh Martin.«

Die Zeugen wurden aufgerufen.

»Seid so gut, Capitän Duke, und tretet hervor an das Licht,« sagte der Advocat.

Der Mann trat in den Kreis des Kerzenlichts Er trug denselben Anzug, den er am Abend seiner Ankunft in Compton getragen hatte: den abgeschabten blauen Rock mit Schiffsknöpfen und Fetzen von schmutzigen Goldborten verziert, die hohen Stiefel, die fadenscheinige Weste und den dreieckigen Hut. Er trug ferner die braune Perücke, welche die fliegenden Locken des Capitäns ersetzt hatte, und in seinen braunen Augen glänzte dasselbe grausame Licht, dessen sich Jeder in den Augen von George Duke erinnern konnte.

Die Zeugen beschworen einer nach dem andern seine Identität.

Hugh Martin, der Constabler, war der Letzte, welcher seine Aussage machte.

»Ich kenne Capitän Duke sehr genau,« sagte er, »und ich kann es auf meinen Eid nehmen, daß der Mann, den ich jetzt vor mir sehe, kein anderer als er ist. Wenn noch ein weiterer Beweis seiner Identität nöthig sein sollte, so glaube ich ihn liefern zu können.«

»Jedenfalls gebt uns denselben,« sagte Millicents Vertheidiger.

Der Constabler nahm etwas aus seiner Westentasche und händigte es dem Advocaten ein. Es war ein Schiffsknopf, an dessen Ohr noch ein Stückchen von dem abgetragenen blauen Tuche hing.

»Ich habe diesen in dem eichengetäfelten Zimmer von Compton Hall in der Nacht des angeblichen Mordes aufgehoben,« sagte Hugh Martin, »und es ist mir sogleich aufgefallen, daß er mit den andern Knöpfen am Rock dieses Gentlemans übereinstimmt.«

Bei der Untersuchung zeigte es sich, daß die Knöpfe wirklich Übereinstimmten. Sie waren von ausländischem Fabrikat und trugen das Wappen des Königs von Spanien.

»Gentlemen von der Jury,« rief der Vertheidiger aus, »wozu kann es noch nöthig sein, Euch länger mit dieser Sache aufzuhalten? Wir haben keinen Anlaß, von Capitän Duke wegen seines seltsamen Benehmens weitere Aufschlüsse zu verlangen. Er ist im offenen Gerichtssaal von sechs Zeugen erkannt worden. Die Unschuld meiner Clientin ist so selbstverständlich, daß ich Euch auffordere, sie freizusprechen, ohne Eure Sitze zu verlassen.«

Darauf sprach auch der Richter einige Worte.

»Gentlemen von der Jury,« sagte er, »ich stimme mit dem, was der Anwalt für die Vertheidigung so eben gesagt hat, vollkommen überein. Der Fall ist sehr einfach und das, was Ihr zu thun habt, vollkommen klar.

Die Geschworenen beriethen sich einige Augenblicke mit einander, und dann trat ihr Obmann vor, um den Richter anzureden.

Ehe er aber sprechen konnte, erhob sich Millicent Duke zum ersten Male seit dem Beginn der Verhandlungen von ihrem Sitze. Ruhig stand sie der neugierigen Menge gegenüber— der Menge, welche so bereit gewesen, sie als Hexe und Mörderin zu verdammen, und welche nun

ebenso bereit war, sie als ein unschuldiges Opfer zu beklagen und zu bemitleiden. Sie wandte sich an den Richter und sagte mit ruhiger Ueberlegung:

»Ich danke Euch, mein Lord, für Eure Güte gegen mich; aber dieser Mann ist nicht mein Gatte.«

Millicents Vertheidiger hatte sich niedergesetzt und war damit beschäftigt, seine Papiere zu ordnen. Er erhob sich wieder, während sie sprach.

»Mein Lord und Gentlemen von der Jury,« sagte er, »die Vorgänge des heutigen Tages haben das Gemüth meiner Clientin verwirrt. Ich bitte Euch, dem, was sie sagt, keine Aufmerksamkeit zu schenken. Capitän Duke, entfernt Eure Frau von hier.«

»Ich wiederhole,« sagte Millicent, »daß dieser Mann nicht mein Gatte ist.«

»O, ich sah es, ich sah es voraus! Ich wußte es, daß es so kommen würde, an jenem Tage, wo ich zum letzten Mal in ihrer Zelle mit ihr gesprochen hatte, das arme unschuldige Lamm!« rief Sarah Pecker, die Hände ringend. »Ich wußte, daß ihre Leiden sie wahnsinnig machen würden.«

»Laßt Mrs. Duke durch ihre Freunde aus dem Saale entfernen,« sagte der Richter.

»Ich werde mich nicht von hier rühren, bis ich gesprochen habe, mein Lord,« rief Mrs. Duke. »Sehe ich aus, oder spreche ich, als ob ich wahnsinnig wäre? Der Mann ist nicht mein Gatte, George Duke ist in der Nacht vom 30. Januar ermordet worden. Es war sein todter Körper, den ich im Gartenzimmer auf dem Bett liegen sah, während das Blut aus einer breiten Wunde in seinem Halse hervorströmte. Was den Mann betrifft, der dort steht, so ist es nichts Neues für mich, den Schatten meines Mannes zu sehen. Ich sah ihn vor sieben Jahren auf dem Steindamme von Marley Water, als die Glocken die Stunde der Mitternacht schlugen.«

Die Geschichte von Capitän Duke's Gespenst, wie sie Samuel Pecker erzählt hatte, kam den Zuhörern wieder in Erinnerung und mehr als eine Wange wurde bleich bei dem Gedanken, daß der unter den flackernden Lichtern stehende Mann etwas Gespenstisches an sich habe.

Der Mann selbst sah Mrs. Duke mit wüthenden Blicken an.

»Meine Frau ist wahnsinnig,« sagte er. »Sollen wir die ganze Nacht hier bleiben, um ihr tolles Faseln anzuhören?«

»Will Jemand dem Manne zwei oder drei Fragen stellen?« : sagte Mrs. Duke.

Ihr Vertheidiger erwiederte darauf:

»Wenn Ihr es wünscht« Madam — aber ich warne Euch, daß —«

»Ich wünsche es angelegentlich.«

»In diesem Falle stehe ich Euch zu Dienst.«

»Fragt ihn, ob er einen einzelnen Ohrring, mit Diamanten besetzt, und von indischer Arbeit im

Besitz hat.«

Der Mann zog ein kleines Leinwandbeutelchen aus der Westentasche und nahm das Kleinod heraus, das er dem Vertheidiger einhändigte.

»Das wird vielleicht meine Frau zufriedenstellen,« sagte er.

»Das Kleinod stimmt mit Eurer Beschreibung überein,« sagte der Vertheidiger.

»Seid Ihr zufriedengestellt?«

»Noch nicht. Seid so gut und fragt den Mann, was mein Gatte gesagt hat, als er sich den Ohrring von mir geben ließ.«

Der Mann lachte.

»Was kann ein Mann sagen, wenn er ein Andenken von seiner Frau nimmt?« antwortete er nach einigem Zögern. »Was kann er sagen, als versprechen, den Schatz treu zu bewahren und ihn nicht einem Liebchen zu geben, das er in fremdem Lande auflieft?«

»Ihr hört es, Ihr hört es!« rief Millicent, »er kann mir , nicht angeben, was George Duke gesagt hat, als er sich dieses Kleinod vor sieben Jahren von mir geben ließ. Er sagte zu mir, wenn Einer komme und sich für meinen Mann ausbebe, ohne im Stande zu sein, diesen Ohrring vorzuweisen, so sei er ein Betrüger.«

»Dann,« sagte der Vertheidiger, in offenbarer Ungeduld über die Thorheit seiner Clientin die Achseln zuckend, »ist die Thatsache, daß diese Person im Stande ist, das Juwel vorzuzeigen, an sich schon ein Beweis ihrer Identität.

Millicent legte die Hand an die Stirne und nach einer kurzen Pause sagte sie langsam:

»Derjenige, der meinen Mann ermordet hat, hat seine Kleider mitgenommen. Dieser Ohrring aber befand sich in seiner Westentasche.

In der Aufrichtigkeit des Sprechers liegt ein Ernst, der auf den Zuhörer überzeugend wirkt. So sehr der Vertheidiger glaubte, daß der Mann, der vor ihm stand, Capitän George Duke vom Vultur sei, so war er doch gegen seinen Willen von den Worten und dem Anblick dieser ruhigen Frau ergriffen, welche darauf zu bestehen schien, das Seil von Neuem um ihren Hals zusammenzuziehen, das soeben erst gelockert worden war.

An das Studium der menschlichen Gesichtszüge gewöhnt, richtete Millicents Advocat seinen scharfen Blick auf das Gesicht des Mannes in der Zeugenbank. Von ihm blickte er etwas rechts, wo der würdige Thomas Masterson unter der Bewachung eines Constablers stand, da er, wie wir wissen, nur zeitweilig aus seinem Gefängniß entlassen war, um der Gerichtssitzung als Zeuge beizuwohnen. Die beiden Männer sahen einander scharf an und Thomas Mastersons Mund bewegte sich auf eigenthümliche Weise, die entweder ein krampfhaftes Zusammenziehen, oder ein Signal war.

Es war ein Signal, denn es war von einer schnellen Handbewegung begleitet, wie sie unter den französischen Dieben und Strolchen üblich ist.

»Wie könnt Ihr es wagen, diesem Gentleman Zeichen zu geben, Sir?« rief der Vertheidiger, Thomas Masterson scharf ansehend.

»Der Gentleman soll mir das Gegenzeichen geben, wenn er kann,« antwortete Thomas Masterson; »wenn er es nicht kann, so ist er niemals auf den Galeeren gewesen und ist nicht George Duke.«

»Er ist nicht George Duke ?«

»Nein. Ich habe von Anfang an meinen Verdacht deshalb gehabt. Wenn er George Duke ist, so möge er vor dem Gerichtshofe seine Schulter entblößen und das Mal des Brandeisens aufzeigen. Er möge dieses Brandmal aufweisen, wie ich es kann, denn George Duke und ich, wurden an demselben Tage gefangen und gebrandmarkt.«

»Ich denke, Ihr werdet keine Einwendung erheben, dieses Verlangen zu erfüllen, Capitän Duke?« sagte der Vertheidiger nach einer Pause.

Der Fremde wurde roth vor Zorn.

»Ja,« rief er »ich habe eine Einwendung, und eine starke Einwendung noch dazu. Kann man einem Manne zumuthen Gentlemen, vor dem offenen Gerichtshofe seine Schulter zu entblößen und ein schmachvolles Mal zu zeigen, das die Feinde seines Landes in sein Fleisch gebrannt haben, um seine Identität zu beweisen, nachdem dieselbe von einem halben Dutzend Zeugen beschworen worden? Soll ein Mann dies thun, weil eine wahnsinnige Frau ihren Mann verleugnet? Wahrlich, das ist genug, das Gefühl des ärgsten Feiglings zu empören, dessen Fuß jemals den britischen Boden betreten hat.«

Er blickte trotzig um sich, während er sprach, und in der Versammlung ließ sich ein beifälliges Murmeln vernehmen.

»Kommt, Sir, kommt,« sagte der Richter, »ich wünsche nicht, daß Ihr etwas thut, was Eure Gefühle beleidigt; aber dieser Fall ist in ein solches Geheimniß gehüllt, daß wir sonst nie im Stande sein werden, ihn aufzuklären. Hier sind fünf Personen, welche schwören, daß Ihr George Duke seid, und auf der andern Seite sind zwei Personen, welche daraus schwören, daß Ihr nicht George Duke seid. Die Frage muß gelöst werden, ehe Ihr Euch aus dem Gerichtshofe entfernt, denn von ihr hängt die Schuld oder Unschuld der Angeklagten ab. Ihr braucht Eure Schulter nicht in der offenen Versammlung zu entblößen. Ihr könnt Euch mit zwei von mir zu bezeichnenden Gentlemen in das anstoßende Gemach zurückziehen und ihnen das Mal des Brandeisens zeigen.«

Der Mann schwieg. Dann nach einer langen Pause sah er mürrisch um sich und sagte:

»Gesetzt, ich leugne es, daß ich jemals auf den Galeeren war?«

»Dann werft Ihr neue Schwierigkeiten in die Sache,« erwiederte der Richter. »Dieser Mann,

Thomas Masterson, hat beschworen, daß er und George Duke miteinander an Bord des Vultur gewesen sind in dem Augenblicke, wo dieses Schiff von den Franzosen verbrannt wurde, daß sie miteinander zur Galeerenstrafe verurtheilt worden und zu Anfang Januar miteinander entflohen sind.«

»Wovon jedes Wort so wahr wie das Evangelium ist,« fiel Thomas Masterson dreist ein.

In diesem Augenblick ließ sich eine schwache Stimme vernehmen und Samuel Pecker vom Schwarzen Bären nahm die Aufmerksamkeit des Gerichtshofs in Anspruch.

»Ich weiß, wer es ist,« sagte er, »Es ist das Gespenst! das Gespenst, das mich nach dem Wege von Marley Water gefragt hat — das Gespenst, das Muster Darrell auf dem Compton Moor begegnet ist, das ihn seiner Börse, seines Pferdes und beinahe seines Lebens beraubt hat — das Gespenst, das Miß Millicent auf dem Steindamm gesehen — das Gespenst, das Squire Ringwood in London getroffen — das Gespenst, das am Abend des Mordes im Schwarzen Bären ein Glas Brantwein getrunken und bezahlt hat!«

Der kleine Gastwirth war in seiner Aufregung wunderbar anzusehen.

»Gespenst!« rief Thomas Masterson. »Der Himmel behüt uns! Der Mann ist kein Gespenst. Ichs weiß jetzt, wer es ist. Es ist mir plötzlich eingefallen. Ich war ein Dummkopf, daß ich nicht früher schon daran gedacht habe. Dieser Mann ist der bitterste Feind, den George Duke je in seinem Leben gehabt hat.«

Eine auffallende Veränderung ging in dem Gesichte des Mannes vor, als Thomas Masterson diese Worte sprach, und er blickte verstohlen um sich, als ob er sich nach einem Ausgange aus dem Saale umsähe.

»Was! was! Thomas Masterson?« rief der Richter, während die erstaunten Zuhörer den Seemann anstarrten.

»Ich sagte, daß dies der Mann ist, den George Duke mehr haßte, als den französischen Capitän, der sein Schiff verbrannte, oder den französischen Richter, der ihn auf die Galeeren geschickt hat. Ich hatte die Geschichte fast vergessen, denn ich habe ein zu hartes Leben geführt, um viel an die Angelegenheiten anderer Leute zu denken, aber sie fällt mir jetzt wieder ein. Dieser Mann ist George Duke's Zwillingsbruder.«

»Sein Bruder?«

»Ja, sein Zwillingsbruder, in derselben Stunde wie er geboren und ihm so ähnlich, dass selbst ihre Mutter sie beide nicht von einander zu unterscheiden vermochte. Capitän Duke hat mir eines Abends, während wir an der afrikanischen Küste lagen, die Geschichte erzählt. Er hat mir erzählt, wie er und sein Zwillingsbruder von ihrer zartesten Kindheit an einander stets gehaßt haben. Sie waren die Söhne eines Steuermanns an Bord eines Kauffahrers und ihr Vater war, ehe sie sechs Jahre alt waren, in Jamaica am gelben Fieber gestorben. Ihre Mutter war eine betrunkene Vettel, die sich wenig um ihre Söhne kümmerte. Mit fünfzehn Jahren lief George davon und ging zur See. Der andere Bruder, James, war ein Dieb und ein Schurke, sobald er allein laufen konnte, und George hatte mehr als einmal für die Missethaten seines Bruders die

Zeche zu bezahlen, denn in ganz London gab es keinen Richter oder Constabler, der den einen Jungen von dem andern zu unterscheiden vermochte. James war ein Lügner und ein Feigling, stets bereit, sich aus der Schlinge zu ziehen und seinen Bruder in die Patsche zu bringen. Man kann sich denken, daß diese Dinge nicht geeignet waren, den Haß zwischen ihnen zu vermindern. So, als George Duke zur See ging, war sein letztes Wort ein Fluch gegen seinen Zwillingsbruder. Vergeßt nicht,« setzte Thomas Masterson hinzu, »daß ich die Geschichte so erzähle, wie ich sie von Capitän Duke gehört habe. James Duke und ich haben einander vor diesem Tage mit keinem Auge gesehen; aber ich kenne Leute, die ihn sehr genau kennen.«

»Eine seltsame Geschichte,« sagte der Richter, »und eine Geschichte, die den Beweis liefert, daß dieser Mann des Meineides schuldig ist, wenn er ihr nicht widersprechen kann.«

»Dies wird er schwerlich können, mein Lord,« fiel Millicents Vertheidiger ein. »Wenn dieser Mann, der die von George Duke in der Nacht seines Verschwindens getragenen Kleider anhat, nicht George Duke ist, wie vermag er den Besitz dieser Kleider zu rechtfertigen? Ich wage zu sagen, daß dieser Mann der Mörder seines Bruders ist. Die Zeugin, Sarah Pecker hat in ihm den Mann wieder erkannt, der wenige Stunden vor dem Mord im Schwarzen Bären eingekehrt ist. Er hat drei Tage lang ein Pferd im Wirthshaus zurückgelassen und einen Boten geschickt, um das Thier abzuholen, statt selbst zurückzukehren. Er ist heute mit einer unglaublichen Geschichte in den Gerichtshof gekommen, um sich dadurch, daß er sich für den Gatten von Mrs. Millicent Duke ausgiebt, in den Besitz ihres Vermögens zu setzen. Wo ist er gewesen und was hat er seit dem Verschwinden von George Duke gethan? Er möge Zeugen beibringen, um diese Fragen zu beantworten, und mittlerweile möge man ihn unter dem Verdacht des Meineides und des Mordes im Gefängniß halten. Ich stelle den Antrag, mein Lord, daß die Verhaftung dieses Mannes verfügt werde.«

Der Richter trat der Ansicht seines gelehrten Freundes bei und George Duke's Schatten, oder Doppelgänger, oder Zwillingsbruder wurde in das Gefängniß abgeführt, um dort zu verbleiben, bis ihm weitere Nachforschungen entweder seine Freiheit zurückgaben, oder seine Verhaftung bis zu den nächsten Assisen rechtfertigen würden.

Die Geschworenen zogen sich darauf zurück, um sich über den vorliegenden, so höchst eigenthümlichen Fall zu berathen. Die öffentliche Meinung hatte sich bereits vollständig zu Gunsten von Millicent Duke umgewandelt und der Wahrspruch der Jury lautete auf Freisprechung der Angeklagten. Die Verkündigung dieses Urtheils ward von den Anwesenden mit allgemeinem Beifall aufgenommen.

Millicent Duke wurde von Darrell Markham und Sarah Pecker ans dem Gerichtssaale gebracht. Sie war, während Thomas Masterson seine Geschichte erzählte, in eine Ohnmacht gefallen.

Am nächsten Morgen führten ihre Freunde sie nach Compton zurück, nicht in das große alte Haus, wo der Mord begangen worden war, sondern in ein angenehmes Zimmer im Schwarzen Bären, wo sie von Phoebe, dem Stubenmädchen, sorgsam gepflegt wurde. Gern würde Sarah die Wartung ihrer theuren Miß Millicent selbst übernommen haben, aber sie hatte zu dieser Zeit alle Hände voll zu thun und konnte sich nicht von dem Krankenbette ihres Sohnes entfernen.

Die Laufbahn von Henry Masterson, oder Capitän Fanny, oder Sir Lovel Mortimer war ihrem Ende nahe. Er lebte nach den Gerichtsverhandlungen über Millicent noch vierzehn Tage und starb in den Armen seiner Mutter mit Ergebung in seinen frühen Tod und die Sünden und Thorheiten seines kurzen Lebens aufrichtig bereuend.

Er war wie vom Donner gerührt, als er von dem Proceß in Carlisle hörte.

»Ich hatte nicht anders geglaubt, als daß es James Duke gewesen sei, der ermordet worden,« sagte er, »und daß die unglückliche Dame in einem Anfall von Wahnsinn und Verzweiflung die That vollbracht habe. Ich kann viel thun, um ein Licht auf die Sache zu werfen, den Namen der Dame zu reinigen und so einen Art der Gerechtigkeit zu vollziehen, ehe ich sterbe; aber es wird besser sein, wenn ich meine Geschichte vor competenten Zeugen eidlich erhärte, da sie zur Verurtheilung dieses James Duke beitragen wird.«

An demselben Abend legte Capitän Fanny in Gegenwart von seiner Mutter, Samuel Pecker und von dem Notar Selgood sein Bekenntniß ab, welches von dem Rechtsgelehrten niedergeschrieben und dann von dem Kranken unterzeichnet wurde.

In dieser Aussage gab der junge Mann an, daß James Duke zuerst sein Kamerad und später sein Diener gewesen sei. Wegen seines widerwärtigen Benehmens sei er von seinen Bekannten »mürrischer Jeremias« und zuweilen wegen seines beständigen Unglücks »unglücklicher Jeremias« genannt worden. Der Haß zwischen den beiden Zwillingsbrüdern sei für alle Diejenigen, welche dieselben kannten, kein Geheimniß gewesen. Als er, Henry Masterson, von dem Verschwinden des Capitäns gehört, habe er geglaubt, daß James Duke von diesem Umstand Vortheil ziehen könne, indem er sich für seinen Bruder ausgäbe und so in den Besitz des Vermögens der Frau gelange. Dieser Plan war in London besprochen und zur Reife gebracht worden, nachdem der Räuber der Hochzeitgesellschaft vor der St. Maryskirche begegnet war. Dieses zufällige Zusammentreffen bestimmte James Duke zum sofortigen Handeln. Er reiste noch an demselben Abend nach Compton ab, nachdem ihn Capitän Fanny unter der Bedingung mit Geld versehen hatte, daß er dafür einen Antheil an dem durch Betrug erlangten Vermögen erhalten sollte. Zu diesem Behufe hatten sie nach Ablauf einer Woche eine Zusammenkunft im Schwarzen Bären verabredet.

Dies war Alles, was Henry Masterson mittheilen konnte, aber es bildete ein mächtiges Glied in der Beweiskette gegen den Zwillingsbruder des Capitän Duke.

Capitän Fanny schlief längst unter dem Rasen des Kirchhofs von Compton, als James Duke bei den Sommerassisen wegen vorsätzlichen Mordes an seinem Bruder George vor Gericht stand.

Glied um Glied wurde die Beweiskette gegen ihn hergestellt. Jeder Schritt des Angeklagten von London nach Compton wurde durch Zeugen nachgewiesen; am meisten aber wurde er durch die Aussage des Stallknechtes eines kleinen Wirthshauses, zwei Stunden von Compton entfernt, belastet. James Duke hatte dort ein Pferd gemiethet und war am Morgen nach dem Morde vor Tagesanbruch mit Blut und Koth bespritzt zu Fuß dahin zurückgekehrt. Er trug ein Bündel unter dem Arm (die Kleider seines Opfers) und schrieb den Zustand, in dem er sich befand, einem Sturz vom Pferde zu, das er deshalb zu Compton gelassen habe.

Der Bursche, den er gesendet hatte, um das Pferd zu holen, legte ebenfalls Zeugniß ab und sagte aus, daß ihm der Angeklagte eine Guinee versprochen habe, unter der Bedingung, daß derselbe die Beantwortung jeder in Compton an ihn gerichteten Frage verweigere.

So wurde James Duke zu Carlisle gehenkt.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

B e s c h l u ß.

Fast zwölf Monate verflossen, ehe Millicent geneigt war, wieder nach der Halle zurückzukehren. Sie lebte während dieser Zeit in dem kleinen Hause, das sie in den sieben Jahren während der Abwesenheit ihres Mannes bewohnt hatte. Das Gartenzimmer ward niedergerissen und an seiner Stelle ein neuer Flügel aus rothen Backsteinen erbaut. Der Teich hinter den Ställen wurde aufgefüllt und mit Ziersträuchern bepflanzt.

Bon den Dienstleuten behaupteten einige, daß man in der Nähe dieses Platzes in der Nacht zuweilen ein sonderbares Geräusch vornehme und daß Capitän Duke noch immer die Scene seines Mordes besuche; aber Millicent wurde nicht mehr durch den Schatten ihres Mannes beunruhigt und sie erröthete über ihre eigene abergläubische Thorheit, wenn sie sich daran erinnerte, daß sie eine Gestalt von Fleisch und Bein für eine gespenstische Erscheinung gehalten hatte.

Ehe sie in das Haus zurückkehrte, in welchem ihre Vorfahren gelebt hatten, fand ihre zweite Trauung mit ihrem Cousin Darrell Markham durch den Pfarrer von Compton statt.

Thomas Masterson, des Diebstahls überführt, starb wenige Monate nach dem Tode seines Sohnes am Gefängnißfieber. So kam es, daß Samuel Pecker bis zu seinem Tode die wahre Geschichte des fremden Hausirers, der die Löffel und Sarahs Uhr gestohlen hatte, nicht erfuhr.

Brauche ich noch etwas von dem friedlichen Glück zu sagen, das in Compton Hall herrschte? Es ist noch immer ein Bild in dem Speisezimmer des alten Hauses zu sehen — eine Familiengruppe, wie sie häufig genug in solchen Häusern angetroffen werden. Es ist das Bild einer jungen Mutter in einem Kleide von hellblauer Seide, das goldene Haar von ihrer unschuldigen Stirne unter einer Spitzenhaube zurückgestrichen. Sie beugt sich über die Wiege eines schlafenden Kindes, während ein großer starker Mann im Jagdcostüm und mit einem derben Knaben von drei Jahren an der Hand im Hintergrunde steht.

E n d e.